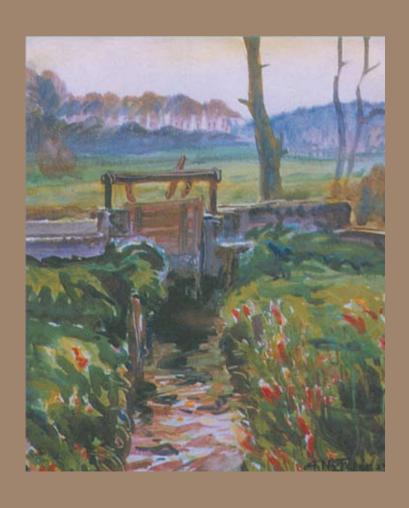
# JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1995





Blick über die Wässermatten von Altbüron und Melchnau gegen den Blänggehubel. Aufnahme Heini Stucki 1995.

Drei Artikel über das luzernisch-bernische Grenzland des Rottals bilden einen Schwerpunkt dieses Bandes.

# Jahrbuch des Oberaargaus 1995

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

# 38. Jahrgang

Herausgeber: Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Umschlagbild: Wässerbrütsche. Aquarell von Albert Nyfeler (1883–1969), 1923.

# **INHALTSVERZEICHNIS**

Vorwort	7
Christrosen	9
Auf einem schwarzen Schimmel reiten: Gerhard Meier über Gerhard Meier (Hansjörg Graf, Feuilletonredaktion NZZ, Zürich)	13
Der Provinzler als Weltbürger: zum Film von Friedr. Kappeler	16
Eine Jugend in Herzogenbuchsee: Ausschnitte aus einer Autobiographie (ProfDrPeter Dürrenmatt, 1904—1989, Basel)	19
Die OberaargauSeeland-Bahn	45
Knecht und Verdingbub	59
Die Hausierertrucke des Christian Jost	73
Die Kantonsgrenze Bern—Luzern: Randregionen im Vergleich	77
Oekologische Untersuchungen an Heuschrecken des Rottals	93
Das Wässermatten-Schutzgebiet von Altbüron	123
Das Badegebäude des römischen Gutshofes Wiedlisbach-Niderfeld	147

«Marie» Anna Leuenberger von Lotzwil in der Autobiographie von André Gide	189
Siegfried Joss (1900-–1995), Pfarrer in Seeberg (Dr. Karl HFlatt, Gymnasiallehrer, Solothurn)	199
Johann Mathys (1913-–1994) vom Fluchthelfer zum Politiker	203
Friedrich Ramseyer (1896—1994), Vater der oberaargauischen Wanderwege (Ulrich Wilhelm, Pfarrer, Langenthal)	211
Wiedlisbach und das Bipperamt im Bauernkrieg von 1653	215
Polnische Internierte in der Region Napf 1940/41, Teil I	233
Naturschutz Oberaargau 1994	289
Heimatschutz Oberaargau 1994(Walter Gfeller, Sekundarlehrer, Herzogenbuchsee)	295

### **VORWORT**

Ein regionaler Schwerpunkt dieses 38. Bandes liegt im kleinen Tal des Grenzflüsschens Rot – am Jordan, hätte man früher gesagt. Über den Jordan hinüber! Das war in jungen Jahren (der Feste, Fahrten und Tanzausflüge) unsere gebräuchliche Wendung. Zwar, ein heiliges Land lag da nicht eigentlich, und die altehrwürdige Grenze war mit einem mutigen Sprung zu nehmen. Immerhin fielen schon uns Kindern von der Berner Seite (mit den kleinen Kirchen und den gewaltigen Bauernhäusern) jenseits des Jordans einige Neuheiten ins Auge: etwa die grossen, geschmückten Kirchen oder die Kapellen und Wegkreuze draussen in der Stille der Felderflur. Aber die Menschen beidseits der Rot im luzernisch-bernischen Grenzland kennen sich gut und leben durchaus freundnachbarlich neben- und miteinander.

Die drei Aufsätze zum Rottäli – über Kantonsgrenze, Heuschrecken und Wässermatten – mögen wie nebenbei hinweisen auf einen sorgfältigen Umgang mit unsern Mitmenschen, auch wenn sie anders sind als wir; und erinnern an einen ebensolchen Umgang mit unserer Umwelt, auch wenn er mühevoll ist und oft kaum erfolgversprechend scheint. Wir alle stehen in dieser Verantwortung, ob wir sie nun eher religiös oder philosophisch annehmen, sogar die Kinder. Ja, gerade sie sind oft besonders aufmerksam und unbestechlich gegenüber diesen Gängen der Dinge und der Erwachsenen.

Den Nekrologen ist ein kürzlicher, einschneidender Verlust anzufügen: Im Sommer starb Robert Obrecht. Der Wiedlisbacher Arzt gehörte zu den Gründern des Oberaargauer Jahrbuchs, war lange Zeit dessen Präsident, dann Ehrenpräsident. Im nächsten Jahrbuch soll dem vielseitig Tätigen, der für unsern Landesteil kulturell und politisch Wesentliches leistete, eine entsprechende Würdigung gewidmet werden. An dieser Stelle sei dem Freund und Weggefährten vorerst ein letzter Gruss und grosser Dank nachgesagt. Auf dem Gegenblatt stehen die Gratulationen; sie gehen heuer an den Schriftsteller Gerhard Meier, der zum Ehrenmitglied ernannt wurde, dann

an unsern langjährigen Mitarbeiter Karl Stettler zum 80. Geburtstag sowie an Thomas Multerer, unsern Sekretär, zu seiner Wahl als Rektor des Gymnasiums Langenthal.

Auch das Jahrbuch bekommt Teuerung und Sparmassnahmen zu spüren. So muss der Buchpreis auf Fr. 18.– angehoben werden. (Die letzte Erhöhung, von 12 auf 15 Franken, erfolgte 1991.) Geplant sind weitere Aktionen auf der Suche nach neuen Gönnern und Mitgliedern. – Neu in den Vorstand gewählt wurden Margreth Hänni, Langenthal; Peter Killer, Ochlenberg; Walter Gfeller, Herzogenbuchsee; Beat Gugger, Burgdorf, und Hans Moser, Wiedlisbach, der auch in die Redaktion zurückkehrt. Rolf Anderegg, Wangen, danken wir für die lange, gute Zusammenarbeit, die uns im Bereich des Vertriebs erhalten bleibt.

Immer gegen Ende eines Jahres ist rundum ein grosser Dank abzustatten; er geht an die Autoren, an die Mitarbeiter in Redaktion, Vorstand, Vertriebsorganisation und Druckerei wie ebenso an unsere treuen Gönner und Käufer, die seit Jahr und Tag das Buch mittragen helfen. Nur auf dem Grunde von solch vielseitiger Gemeinsamkeit kann das Werk weiterleben.

Bleienbach, Herbst 1995

Valentin Binggeli

### Redaktion:

Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a. d. A., Präsident Dr. Valentin Binggeli, Bleienbach, Bildredaktion Prof. Dr. Christian Leibundgut, Freiburg i. Br./Roggwil Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee Martin Matter, cand. phil., Bern Dr. Thomas Multerer, Langenthal, Sekretär † Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Ehrenpräsident Jürg Rettenmund, lic. phil., Huttwil Alfred Salvisberg, Wiedlisbach, Kassier

Geschäftsstelle: Mina Anderegg, Wangen a. d. A. Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee

### CHRISTROSEN

### HERMANN HILTBRUNNER

Seht, unsere Tage eilen dahin wie Wolkenschatten über abgetragene Felder. Ihre Flüchtigkeit liegt in ihrer wachsenden Kürze, in ihrer schwindenden Dauer. Dezemberdunkel ist doppelt dunkel, Dezemberlicht jedoch doppelt licht. Schon hat der Frost unsere Gärten heimgesucht. Eine eisgraue Kältewelle ist über sie dahingegangen. Sie hat auch uns durchschauert, und das grosse Einziehen der lebenschaffenden Organe, wie unsere Gärten, unsere ausdauernden Stauden es erleiden oder anstreben, hat auch uns erfasst.

Aber auf die erste Kältewelle folgt die erste Wärmewelle. Die Winde drehen, das Meer beginnt das Land wieder zu beherrschen, zu überfluten, zu reinigen. Aus einem Himmel, den wir das Jahr hindurch blauer nie gesehen haben, strahlt die tiefstehende Sonne, und ihre Blendung ist ungeheuer. Schwarz schlagen die langen Schatten in diesen jenseitigen Glanz. Wir treten aufatmend hinaus und sehen nach, was Reif und Kälte an Blumen uns noch gelassen haben. Und da entdecken wir sie, die mondscheinschöne Dezemberblume, die Schneerose. Wir werden sie, vorausblickend, datensüchtig und kindlicher Gefühle voll, Christrose nennen. Und im Geiste sehen wir einen Weihnachtsbaum, dessen Kreuz mit Misteln verdeckt ist, aber unter ihm oder in seiner Nähe steht eine Schale mit diesen Blumen, die eine fremdartige Kühle zu verbreiten scheinen...

Wir stehen in unserm Garten; ein feuchter, kühler Westwind streicht über unser Gesicht, und wir blicken abwechselnd in die Ferne und in die Nähe: von der Blume zum Berg, von der leichtverschneiten Hügelwelt überm gleissenden See zu diesem schneeigen Blütenantlitz ohne Makel... Wie unbemerkt du gekommen, wie plötzlich du herausgetreten bist aus dem grünledernen Laub! Hat dich der Schnee drüben gerufen, hast du ihn kommen spüren, oder warst du zuerst da und hast den Schnee fallen heissen? So beginnen wir zu reden mit der einzigen Blume, die unser Garten uns dieserzeit schenkt.

Wir erinnern uns nicht, dich während des verflossenen Sommers gesehen zu haben. Du warst, nach deiner zweiten Blüte im Frühjahr, plötzlich nicht mehr da. Oder waren wir geblendet von den Grossen, die dich überwachsen hatten und überschatteten, von allen denen, die hoch hinaus und Pracht entfalten wollten?

Doch lasst uns sehen, wie es mit deinen Schwestern steht, mit all den grün- oder purpurblühenden an Hausecken und unter Haselstauden! Seht, keine ihrer trägt Blumen! Du weisse, überweisse, bist die einzige Nieswurzart, die im Dezember zu blühen liebt. Nieswurz, schwarze Nieswurz, Helleborus niger – was für ein schwarzer, was für ein giftiger Wurzelstock treibt dich empor, treibt dich in die Leere der Welt, in den nacktesten, kahlsten aller Monate!

Aber dieser Wurzelstock ist uns gleichgültig. Mag er giftig sein, mag er seit Menschengedenken als Droge gedient haben und heute noch dem Schneeberger Schnupftabak beigemischt werden – wichtig ist uns zur Stunde, was er hervorbringt, emporhebt, was er aus sich macht. Seltsame Pflanze! Was von ihr unter der Erde ist, ist dunkel, unterweltlich, finstern Mächten dienstbar; was von ihr aber die Erde überragt, verkörpert das Reich des Hellen und der strahlenden Belange. Sie ist wie Himmel und Hölle, lichtes Prinzip und dunkles Prinzip, Yin und Yang... ein Gleichnis der zwiespältigen Welt, ein Symbol der beiden Mächte, deren Auseinandersetzung erst Leben bewirkt und Dasein ermöglicht. Aber das ist vielleicht Philosophie, Dialektik, Denkzeug, Spielerei?

Und wir wenden uns wieder der Nähe zu, dieser zauberhaften Blumenwirklichkeit, die nur ungern mit sich reden lässt und uns daher um so geheimnisvoller erscheint. Denn diese Blüte schmeichelt nicht; die gelben Staubgefässe und Honigblätter der Blütenmitte wandeln die ganze Blumenkrone zwar zu einem Antlitz, aber dieses Antlitz bewahrt etwas Abweisend-Kühles, Unantastbares. Das Freudige, Jubelnd-Gierige der Frühlingsblumen ist dieser Blüte fremd. Sie ist anderer Art, höherer Art. Sie wartet nicht auf Besuch. Sie wartet nicht auf Befruchtung. Sie bleibt einsam; keine Biene setzt sich an die doch vorhandenen Honignäpfe. Wozu denn Honig, Staubblätter, Narben? Seht, die Schneerose ist sich selbst genug; die Zwittrigkeit ihrer Blüte bedarf keines fremden Zugriffs, um Frucht zu bringen. Die Narbe bleibt lange Zeit empfängnisfähig. Irgendeinmal, wenn die Sonne besonders warm strahlt, fällt von einer obern Blüte Pollenstaub auf eine untere. Aber diese Befruchtung, dieses verborgene Wunder der Selbst-

befruchtung, bleibt dennoch ein Akt unbegreiflicher Keuschheit, denn die Blüte blüht weiter, als sei die Befruchtung nicht ihre Erfüllung gewesen, als sei sie nicht darum, oder doch nicht darum allein, ins Licht getreten...

Und jetzt erinnern wir uns auf einmal eines Gedichtes auf die «Christrose». War es nicht Eduard Mörike, der ihr die fünf Strophen widmete?

> Tochter des Walds, du Lilienverwandte, So lang' von mir gesuchte, unbekannte, Im fremden Kirchhof, öd' und winterlich Zum erstenmal, o schöne, find' ich dich.

Von welcher Hand gepflegt du hier erblühtest, Ich weiss es nicht, noch wessen Grab du hütest: Ist es ein Jüngling, so geschah ihm Heil, Ist's eine Jungfrau, lieblich fiel ihr Teil.

Im nächt'gen Hain, von Schneelicht überbreitet, Wo fromm das Reh an dir vorüberweidet, Bei der Kapelle, am kristallnen Teich, Dort sucht' ich deiner Heimat Zauberreich.

Schön bist du, Kind des Mondes, nicht der Sonne: Dir wäre tödlich anderer Blumen Wonne, Dich nährt, den keuschen Leib voll Reif und Duft, Himmlischer Kälte balsamsüsse Luft.

Dich würden, mahnend an das heil'ge Leiden, Fünf Purpurtropfen schön und einzig kleiden; Doch kindlich zierst du um die Weihnachtszeit Lichtgrün mit einem Hauch dein weisses Kleid.

Ja, so bist du, Schneerose, die süss zu nennen unser Herz sich sträubt. Aber wir lieben dich dennoch und wollen dich ganz in der Nähe haben; wir brechen deinen saftgeschwellten Stengel und spüren, wie nackt und kühl und feucht er ist. So kahl stehst du in der Kühle, so nackt in der feuchten Leere? Seltsam, da doch das Pflanzenreich alle möglichen Kleidungen: Pelze, Felle und Wollhemden für kalte Nächte kennt.

Aber das begehrst du nicht, das alles kennt der Monat nicht, dem du gleichen willst. Er ist die Leere, und du stehst einsam in dieser Leere. Er ist nackt und feucht, und auch du stehst mit nichts bekleidet als mit deiner Schneeschönheit. Er ist kühl, von einer jenseitigen Kühle, und auch du atmest sie, umgibst dich mit ihr. Wir wagen nicht, dich an unsere Lippen zu heben, und so erkennen wir: Du und der Dezember sind eins. Und wenn in spätern Tagen eine zarte Röte dein Antlitz überfliegt, so ist es nicht Frost, was dich anrührt, sondern Advent, Anhauch des Künftigen, Schimmer der Morgenröte, Vorahnung jener Frühe, die frühlinghaft am Anfang aller Dinge steht...

Spät am Abend zerfällt das Schneerosenwetter der letzten Tage; es beginnt zu schneien. Wir liegen und hören des Schneewinds Wehen. Wir sehen dich stehen, Schneerose – fröstelst du nicht? Du stehst wie im Traume – ein Traum ist dein mondhaft-bleiches Leben, einem rauchlos brennenden Licht gleich war dein Dasein, aus Eis gemacht war dein Antlitz – auf das der Schnee fällt, das dem Schnee sich hingibt in einer über alles Denken zarten Liebkosung und das sich jetzt reglos-selig, klaglos und fraglos lebendig begraben lässt...

So liegen wir und sehen dich eingehen, lächelnd einschlafen; Schnee geht zu Schnee, Eis kommt zu Eis. Wir sind du geworden, und dein Traum ist unser Traum: wie Blüten fällt es auf uns nieder; des Himmels Schneerosen decken uns zu.

Aus: «Das Blumenjahr» von Hermann Hiltbrunner, Artemis-Verlag

Hermann Hiltbrunner, heimatberechtigt in Wyssachen; geboren 1893 in Biel-Benken im Leimental bei Basel; durchlief das Seminar in Bern; studierte an den Universitäten Bern und Zürich, wirkte drei Jahre als Lehrer in Bern; widmete sich von 1920 an dem freien Schrifttum, lebte in Uerikon am Zürichsee; gestorben am 12. Mai 1961.

Siehe auch: Gedichte von Hermann Hiltbrunner, im Jahrbuch 1961.

### ALIF EINEM SCHWARZEN SCHIMMEL REITEN

### Gerhard Meier über Gerhard Meier

HANSJÖRG GRAF

Was geht vor, wenn die Stillen im Lande ins Gerede kommen? Gerhard Meier macht die Probe aufs Exempel; zuletzt war er «Hauptdarsteller» eines Filmporträts. Jetzt sind seine 1992 und 1993 mit Werner Morlang geführten Gespräche in einem über 500 Seiten starken Band erschienen. Was als Revision eines gelebten Lebens beginnt, verwandelt sich unversehens in eine Unterhaltung über literarische Gegenstände. Die gemeinsame Nachprüfung eines Gesamtwerks, das sich aus Gedichten, Prosaskizzen und Romanen zusammensetzt, führt zu einer Neubewertung oder Bestätigung früherer Leseerfahrungen; darüber hinaus ermöglicht dieses Zweierkolloquium die Bündelung von Motiven, deren Kenntnis für die Beurteilung von Meiers Opus unerlässlich ist.

Der Dialog zwischen Meier und Morlang setzt etwas fort, was in den Oltner und Amrainer Rundgängen von Baur und Bindschädler, den Protagonisten der Romantetralogie, begonnen worden war. Im Gespräch erschliesst sich der Mikrokosmos von Meiers Heimatdorf Niederbipp ebenso wie die grosse Welt der östlichen Ebenen; Familiengeschichte und Wahlverwandtschaften, die sich in der Verehrung für Tolstoi und der Liebe zu Tschechow artikulieren, werden als ein Beziehungsnetz sichtbar. Was auf Meiers Romane zutrifft, wiederholt sich in den «Amrainer Gesprächen»: Nie lassen sich die Phänomene isoliert betrachten. Das Ganze, dem sich der Autor verpflichtet fühlt, bleibt nicht auf die Ereignisse der Natur im weitesten Sinn des Wortes beschränkt; auch die Literatur ist Teil dieser Totalität.

Bindschädler legt einen Band Proust auf ein Buch von Claude Simon, darunter liegen Robert Walsers «Jakob von Gunten» und schliesslich, als Ausgangs- und Endpunkt aller Literatur, die Bibel. Die Lektüre, also die Erfahrung des Fremden, ist für Meier der Grundstoff aller Bilder. Der Kompilator erhält durch das Beispiel Gerhard Meiers seine höheren Weihen: In-

dem der Poet die Bestandteile einer auseinanderfallenden Welt zusammenträgt, erschafft er eine neue.

Was schon die Baur-und-Bindschädler-Romane «Toteninsel», «Borodino», «Die Ballade vom Schneien» und «Land der Winde» ahnen liessen, erhärten die «Amrainer Gespräche»: Meiers Umgang mit den «alten Meistern» ist von entwaffnender Zwangsläufigkeit. Spiegelungen und Parallelitäten findet der Autor in allen Bereichen des Lebens und der Kunst; diese Augenblicke des Wiedererkennens hält er im Sinne einer Bildbeschwörung fest; explizit begegnen sie uns in den Gesprächen mit Werner Morlang. Die Welt erscheint als ein riesiger Text, den es zu entziffern und zu deuten gilt.

Anlässlich seiner Revue des Romans «Der Besuch» (1976) bemerkt Morlang, dass das von Meier «geprobte Gerede» dem Autor die Gelegenheit bietet, «alle erdenklichen Themen aufzugreifen»; dieser Vorgang wiederholt sich in den «Amrainer Gesprächen» in einem zweiten Durchgang und auf einer anderen Ebene.

Für den Leser, der sich unabhängig von den literarischen Vorlagen auf diese Gespräche einlässt, mag die Fülle des Gebotenen verwirrend sein; doch sorgen Meier und Morlang für eine chronologische Grundstruktur, die der Einheit von Lebens- und Werkgeschichte Rechnung trägt. Die Schwierigkeiten, ja die Problematik einer Transkription vom Band ins Manuskript macht Morlangs erfrischend unprätentiös geschriebenes und aufschlussreiches Nachwort evident.

Eines ist unbestritten: Diese «Amrainer Gespräche» bleiben nie im Theoretischen stecken; wenn man hier und dort seminaristische Züge entdeckt – Meier spricht selbst von «lehrerhaften Ausbrüchen» –, muss man gerechterweise hinzufügen, dass längere Zitate aus dem literarischen Werk immer wieder eine Verifizierung jener Thesen ermöglichen, die Meiers Poetik mit einschliesst. Die Gegenüberstellung von Text und Interpretation macht auch den Unterschied von Kunst und Kritik deutlich.

Also ein Buch über Bücher, eine Lektüre für den elfenbeinernen Turm? Weit gefehlt. Es sind Phänomene der Stille, die Meier gegen den Lärm Welt ausspielt. Die politischen Verführer jeglicher Couleur sind diesem Autor suspekt; er hält es mit den Schwachen; die Fragilität unserer Welt – und wir hören benachbarte Wörter wie «Fragment» und «Frage» – erfordert «Zartheit» und «Demut». Meier setzt wieder Begriffe in Umlauf, die schon als obsolet und antiquiert gegolten haben; er schwört auf den Spaziergänger, der in den Augen Robert Walsers «hinter und neben den Gegenständen



Gerhard Meier, Franz Hohler und Werner Morlang im Kunstmuseum Solothurn am 28. Mai 1995, nach der Lesung aus dem neuen Buche «Das dunkle Fest des Lebens – Amrainer Gespräche».

Neues und Niegesehenes» sieht und den Thomas Bernhard als den «sensibelsten Anachronistiker» bezeichnet hat.

Auf einem schwarzen Schimmel reiten: So hat Gerhard Meiers Enkelin das Wesen der Kunst definiert. Das scheinbar Unmögliche wird möglich: Einer Welt der Beschleunigung setzt Meier sein poetisches Ritardando entgegen. Eine zweite Wirklichkeit aus Wörtern, Farben und Klängen entsteht. Poesie als Résistance: Davon erzählen die «Amrainer Gespräche». Es sind Retrospektiven mit Zukunft.

Gerhard Meier/Werner Morlang: Das dunkle Fest des Lebens. Amrainer Gespräche. Verlag Bruckner & Thünker, Basel 1995. 513 S.

# DER PROVINZLER ALS WELTBÜRGER

Friedrich Kappelers Dokumentarfilm «Gerhard Meier – Die Ballade vom Schreiben»

### DANIEL WEBER

Wer behauptet, Gerhard Meier sei einer der grossen, bedeutenden Schriftsteller der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, gerät nicht in Beweisnot, und an Verbündeten wird es ihm nicht mangeln. Der 78jährige Niederbipper wurde mit wichtigen Literaturpreisen ausgezeichnet, sein Werk beschäftigt die Kritik und die Germanistik, Meier ist ein etablierter Autor. Er war es nicht von Anfang an, als er, schon fast 50 Jahre alt, zu schreiben begann, Gedichte zunächst, dann kurze und längere Prosa; in den späten siebziger Jahren erschienen die Romane, die ihn erst bekannt gemacht haben.

Mit bewundernswerter Konsequenz hat Meier seinen literarischen Weg verfolgt, in keinem Buch seinen unverwechselbaren Ton verfehlt. Unbeirrt kreist sein Schreiben um das Dorf Amrain, das Niederbipp nachgebildet ist, kreist um eine bis in kleinste Einzelheiten, Düfte, Klänge, Farben registrierte Welt – und öffnet sich zugleich auf unendlich weite Räume, auf einen Kosmos, in dem sich Erinnerungen, Reflexionen, Assoziationen verbinden und eins werden mit dem sinnlich Erfahrenen. «Man hätte also einerseits die Welt, die Aussenwelt», heisst es im Roman «Der Besuch» (1976), «und man hätte anderseits die Welt im Menschen, die Innenwelt. Diese zwei Welten hätten das Bestreben, sich ständig und wechselseitigen Durchdringen und zu entflechten. (...) Bei diesem Vorgang der wechselseitigen Durchdringung und Entflechtung dieser Aussen- und Innenwelt entstehe nun eine neue, eine künstliche (...) eine dritte Welt, gewissermassen.»

Wer Gerhard Meiers Schreiben fassen möchte, müsste sich in diese dritte Welt vortasten, müsste sich des «gewissermassen» zu vergewissern suchen. Kann das einem Film gelingen? Der Dokumentarist Friedrich Kappeler scheint diesen Anspruch zu erheben, wenn er sein Porträt «Die Ballade vom Schreiben» nennt. Ihn einzulösen vermag sein Film aber nicht. Er ist eine einfühlsame Hommage an die Person Gerhard Meier, aber die Herausforderung, sich mit dem Werk des Schriftstellers auseinanderzusetzen, hat Kappeler nicht angenommen. Dabei müsste eigentlich gerade Meiers Schreiben,

das souverän filmische Techniken wie die Überblendung zur Aufhebung des Raum-Zeit-Kontinuums einsetzt, einen Filmer dazu anregen, mit seinen Mitteln darauf zu antworten. So konkret Meiers Prosa ist: auf realistische Abbildung ist sie nicht aus. Kappelers Film dagegen auf fast nichts anderes.

### Illustration - Verdoppelung

Es gibt eine Stelle im Film, an der ein Bild verfremdet wird: Während *Udo Samel* – er trägt die gut gewählten Passagen aus Meiers Werk im Off vor, präzis und unprätentiös – den Beginn von «Land der Winde» liest, die Evokation der über die Wiese galoppierenden Pferde des Nachbarn, zeigt auch Kappeler Bilder eines galoppierenden Pferdes. Aber wie der Text im Satz gipfelt: «Kunst ist – auf einem schwarzen Schimmel zu reiten», kippt das Schwarzweissbild plötzlich um in Negativfilm, das dunkle Pferd erscheint weiss – eine einfache und einleuchtende Visualisierung.

Ansonsten jedoch beschränkt sich Kappeler auf die Illustration, tappt dabei auch in die eine und andere Falle der allzu billigen Verdoppelung: Meier erzählt von seinem ersten Filmbesuch, einer Freilichtvorführung im Dorf, die mit Musik von Verdi begleitet wurde – auf der Tonspur setzt der Nabucco-Chor ein –, und auf dem Höhepunkt der Aufführung habe eine Kuh gemuht – «Muh!» macht es im Off. Oder Meier erzählt, wie er einmal im Jahr das Technikum Burgdorf aufsuche, wo er studierte, um das Gebäude gehe, seine Fingerspitzen über die rauhen Mauern ziehe, um das Material wieder zu spüren, wenn ihn gerade niemand beobachte. Aber was Meier bildhaft schildert, muss das Filmbild – Ausdruck der inszenatorischen Kapitulation – auch noch zeigen: die Hand, die über den Stein streicht.

Im wesentlichen ist Kappelers Film eine biographische Rekonstruktion. Er blättert im Familienalbum, lässt Meier und dessen Frau Dorli sich erinnern: an die erste Begegnung und an die frühe Gründung einer Familie, worauf Meier eine Arbeit in der Niederbipper Lampenfabrik annahm und sich während mehr als zwanzig Jahren strikt von der Literatur fernhielt, aus Angst, sich in ihr zu verlieren; an Meiers Krankheit, die ihn die Bücher wieder hervornehmen liess, und an Dorlis Entschluss, arbeiten zu gehen, um ihrem Mann das Schreiben zu ermöglichen. Es sind anrührende Erinnerungen aus einem Leben, in dessen unspektakulärem Verlauf der geborene Pro-

vinzler zum überzeugten Provinzler wurde – im Bewusstsein, nur so ein Weltbürger sein zu können.

### Zuwenig Widerstand

Der Film zeigt das Haus der Meiers und den Garten, begleitet den Dichter auch an Schauplätze, die ihm wichtig sind, an die Aare und nach Olten, das er braucht wegen der Fassaden und Gesichter der Stadt. *Pio Corradis* wie immer ausgezeichnete Kamera bleibt dabei, im Wechsel mit subjektiven Einstellungen, nahe am Porträtierten, rückt sein markantes Profil gross ins Bild. Und dazwischen sind immer wieder Schwarzweiss-Sequenzen zu sehen, die den längeren Textzitaten unterlegt werden. In der Verschränkung der verschiedenen Ebenen findet der von *Georg Janett* subtil geschnittene Film zu einem ruhigen, getragenen Rhythmus, der der serenen Abgeklärtheit Meiers auf schöne Weise entspricht.

Und doch hätte man sich von Kappeler etwas mehr Widerstand gewünscht: nicht den Ausflug nach Rügen, dem Herkunftsort von Meiers Mutter, und nicht die Reise nach St.-Petersburg – beide Orte entwickeln in Meiers Büchern eine weit suggestivere Präsenz als in den bescheidenen Filmsequenzen. Auch nicht den Abstecher zur gediegenen Feier des Petrarca-Preises, wo Peter Handke betont, wie unvergleichlich und «unpolemisch universell» Meiers Schreiben sei. Man hätte sich gewünscht, dass Kappeler die Person Gerhard Meier stärker mit dem Autor Gerhard Meier konfrontiert hätte. (Ein ganz unaufwendig produziertes Fernsehporträt Meiers von Joseph Scheidegger aus dem Jahr 1988 erreichte in dieser Hinsicht mehr Tiefenschärfe.)

Gerhard Meier ist in der Tat ein unvergleichlicher Schriftsteller. Seine Sätze sind transparent und doch voller Geheimnisse, seine Texte feiern das Leben und sind vom Tod durchsetzt, seine Bücher verbinden schwebende Sanftmut mit elementarer Wucht. So weit, dies nachvollziehbar zu machen, geht Friedrich Kappelers Film nicht. Bei aller Behutsamkeit entgeht ihm eines: Gerhard Meiers Behutsamkeit gegenüber der Sprache und der Welt ist unerbittlich.

Die beiden Texte entstammen dem Feuilleton der NZZ vom 20./21. Mai bzw. 21. April 1995. Nachdruck mit freundlicher Bewilligung der Redaktion.

## EINE JUGEND IN HERZOGENBUCHSEE

### Ausschnitte aus einer Autobiographie

PETER DÜRRENMATT (1904–1989)

Vorbemerkung der Redaktion: Der bekannte Basler Historiker, Journalist und Politiker gehörte auch zu den Mitarbeitern unseres Jahrbuches. Zum ersten Band (1958) steuerte er ein kurzes Lebensbild seines Grossvaters Ueli Dürrenmatt (1849–1908) bei, 1980 publizierte er «Politische Erinnerungen aus dem Oberaargau» aus der Feder seines Vaters, Fürsprecher Dr. Hugo Dürrenmatt, bernischer Regierungsrat 1927–1946.

Nach seinen Jugendjahren in Herzogenbuchsee und am Gymnasium Burgdorf studierte P. Dürrenmatt in Bern Philologie und Geschichte. In der Zeit des aufkommenden Nationalsozialismus wirkte er von 1930–1934 als Lehrer und Internatsleiter in Deutschland, bis die Situation für ihn unhaltbar, mit seinem Gewissen unvereinbar wurde. In die Heimat zurückgekehrt, fand er vorerst eine Stelle als Sekretär des konservativen «Bund für Volk und Heimat», dann 1936 als Redaktor der damaligen «Schweizer Mittelpresse», später Schweiz. Politische Korrespondenz. 1943 berief ihn Albert Oeri als Inlandredaktor an die «Basler Nachrichten», deren Leitung er 1949–1969 inne hatte. Ähnlich wie Edgar Bonjour rasch in der Rheinstadt verwurzelt, entsandte ihn die Liberale Partei Basel 1950-1964 in den Grossrat, 1959 für 20 Jahre in den Nationalrat. Seine publizistische und politische Leistung, u.a. die mit Ständerat Karl Obrecht eingereichte Motion auf Totalrevision der Bundesverfassung, fanden Anerkennung: die Universität Bern berief ihn 1967 zum Honorarprofessor für praktischen Journalismus und allgemeine Publizistik, die Hochschule St. Gallen verlieh ihm im folgenden Jahr die Würde eines Ehrendoktors. Seine zahlreichen Bücher zu zeitgenössischen Problemen des In- und Auslandes und seine populäre «Schweizergeschichte» (1957) sind geprägt von geistiger Offenheit, kritischer Unabhängigkeit des Denkens und christlichem Humanismus; sie behalten über Dürrenmatts Tod hinaus Bedeutung für nachdenkliche Menschen. Aus seiner Selbstbiographie, der wir die Passagen über die

Jugendzeit und das Elternhaus in Herzogenbuchsee entnehmen dürfen, geht auch hervor, welche weltanschaulichen und menschlichen Schranken ihn von seinem jüngeren Vetter, dem Dramatiker Friedrich Dürrenmatt, trennten.

### Meine Herkunft

Wenn ich am Ende meiner Tage feststelle, ich hätte eine glückliche Jugend erlebt, so tue ich das nicht aus jener friedlichen Altersstimmung heraus, die dazu neigt, zu idealisieren, was einst war, sondern weil sich mir gerade im Rückblick zeigt, wie vieles in meinem Leben geschehen ist, das mir in der Rückschau als eine Fügung erscheint, die mich gebildet hat. Karl F. Graf Dürckheim schreibt in seinem Buch «Im Zeichen der grossen Erfahrung», das Leben des Menschen vollziehe sich in drei grossen Stufen. In die erste werde er geboren, in der zweiten stelle er sich auf sich selbst, und in die dritte werde er gerufen. Das ist ein Lebensablauf, der in den grossen Zügen auch für mich gilt. Meine erste Stufe, von meiner Geburt am 29. August 1904 bis etwa in die Jahre der beginnenden Pubertät, war die Stufe einer wohlgefügten, unmerklich formenden Ordnung. Das Wort «Ordnung» ist eigentlich zu stark, verführt zu falschen Schlüssen. Es war eine Ordnung der Selbstverständlichkeit, spielend auf dem Prinzip der erzieherischen Freiheit, innerhalb einer gegebenen Wertwelt. Schwierigkeiten, die es auch gab, glätteten sich eben ob der Selbstverständlichkeit, mit der sie bewältigt wurden.

Die zweite Stufe, eingeleitet mit der Pubertät, war die Stufe, auf der sich mein denkendes Bewusstsein verselbständigte. Es war freilich keine geruhsame Stufe, nicht zuletzt deshalb, weil ich ein schlechter Schüler war. Auf ihrem Höhepunkt spielte sich die kleine Katastrophe ab, dass ich mit 15 Jahren beim Examen in das höhere Gymnasium durchfiel. Dieser Durchfall, verbunden mit gesundheitlichen Störungen, verzögerte die Verselbständigung meines Bewusstseins; bis tief in die Studentenzeit litt ich unter schweren Minderwertigkeitsgefühlen. So begann denn auch bei mir die dritte Stufe, in der ich das Gefühl bekam, gerufen zu sein, erst spät. Darüber aber an anderer Stelle dieser Betrachtungen.

Es sind – wenn ich versuche, das Wesen jener Kräfte zu formulieren, die meinen frühen Werdegang massgeblich bestimmt haben – drei Gegeben-



Peter Dürrenmatt, 1904–1989 Foto: Schweiz, Landesbibliothek

heiten: das Elternhaus, die Dorfgemeinschaft und die geborgene Weite der landschaftlichen Umgebung von «Buchsi» (wie Herzogenbuchsee in der Umgangssprache heisst). Sie haben mein seelisches und geistiges Wachstum und Bewusstsein gefördert.

Beginnen wir mit dem Elternhaus. Väterlicherseits waren wir keine Buchser und keine Oberaargauer. Der Grossvater Ulrich war das jüngste Kind einer Bergbauernfamilie aus dem Guggisberg. Der Name Dürrenmatt ist schon im 15. Jahrhundert in den Grasburgischen Urbaren nachgewiesen, und zwar in der Gegend von Dürrenboden, im Gebiet der heutigen Gemeinde Rüschegg. Im Zinsbuch des Jahres 1432 ist ein «Henslin von Dürrenmatt» als zinspflichtig erwähnt. Der Name «von Dürrenmatt» lässt zwar darauf schliessen, dass er ein Mannslehen besass, ein Hof «Dürrenmatt» ist aber im Gebiet von Dürrenboden nicht bekannt.

Den Vater, Bauer auf dem Schwandacker bei Riffenmatt (er ist noch heute im Besitz der Dürrenmatt), hatte er in jüngsten Jahren verloren; er war von der Mutter erzogen worden; als begabter Junge hatte er das Lehrerseminar Hofwil besucht und sich dann zum Sekundarlehrer weitergebildet. Sein Lebensschicksal aber wurde sein politisches Temperament. Mit 21 Jahren Lehrer an der Sekundarschule in Delsberg, geriet er dort mitten in

den Strudel der Auseinandersetzungen des sogenannten Kulturkampfes zwischen dem regierenden bernischen Radikalismus und der katholischen Kirche. Die brutale, rechtsstaatliche Prinzipien verletzende Art und Weise, mit der der Kampf von der radikalen Mehrheit geführt wurde, verletzte tief das ausgeprägte Rechtsgefühl des jungen Uli. Evangelisch erzogen und geformt, aber schon früh vom geistigen Radikalismus abgestossen, schlug er sich jetzt an die Seite des politischen Konservatismus als dem weltanschaulichen Gegner der Radikalen. Dabei entfaltete er seine poetischen Gaben; mit angriffigen politischen Gedichten griff er in die Kämpfe ein, von den radikalen Gegnern ebenso rasch gehasst, wie von den evangelisch-reformierten und den katholischen Konservativen begeistert gelesen. So zu einem literarischen Kämpfer der konservativen Opposition geworden, hatte Uli Dürrenmatt in den achtziger Jahren die «Berner Volkszeitung» in Herzogenbuchsee erworben und zum konservativen Oppositionsorgan entwickelt. Eine wachsende Leserschaft in der ganzen Schweiz verdankte die «Buchsi-Zeitung» (wie sie nun genannt wurde) den allwöchentlichen, meistens satirischen Gedichten, die links und rechts vom Titel des Blattes als sogenannte «Titelgedichte» des Uli publiziert wurden. Uli Dürrenmatt war eine bekannte, aber auch umstrittene Gestalt des öffentlichen Lebens im Kanton Bern und in der Schweiz zu jener Zeit. Ulrich Dürrenmatt selbst wurde 1902 in den Nationalrat gewählt; er starb 1908, als ich noch nicht vier Jahre alt war.

Grossvater Uli, der angriffige Politiker, Zeitungsschreiber und Dichter, hatte drei Söhne und eine Tochter. Von den Söhnen war der 1876 geborene Hugo mein Vater. Er wurde Jurist und Rechtsanwalt, d. h. nach bernischer Ausdrucksweise Fürsprecher, in Herzogenbuchsee; der jüngere, 1879 geborene Bruder Reinhold wurde Pfarrer und Vater des Schriftstellers und Dramatikers Friedrich. Der älteste Bruder war Buchdrucker, übernahm später die Druckerei und, gemeinsam mit meinem Vater, die Redaktion der Zeitung. Mein Vater und meine Mutter, in guter Ehe lebend, waren sowohl ihrer Wesensart wie ihrem Herkommen nach höchst verschiedene, ja gegensätzliche Naturen. Ich füge sofort hinzu, dass sich ihre Gegensätzlichkeit in der Praxis des Lebens als charakterliche und lebendige Ergänzungen darboten.

Zunächst mein Vater: Das Gerechtigkeitsgefühl seines Vaters hatte sich bei ihm zum tätigen Willen verdichtet, das Gerechtigkeitsstreben des täglich lebendigen Alltags mit dem geschriebenen Recht in Einklang zu brin-



Der Grossvater: Ulrich Dürrenmatt, 1849-1908.

gen. Schon früh war er entschlossen, Jurist zu werden. Die Erfahrungen seiner Jugend, die der kämpferische Vater mit der Problematik der Gerechtigkeit in der Praxis des Lebens gemacht hatte, dürften ihn in seinem eigenen Willen und einem angeborenen Idealismus in der Absicht bestätigt haben, dem Recht zu dienen. Obschon auch er sich schon in jungen Jahren der Politik zuwandte, blieb er auch in seinem politischen Tun stets dem Willen nach möglichst viel Objektivität treu; er genoss früh den Ruf eines nach Gerechtigkeit strebenden Politikers. Er blieb den Anregungen und Prinzipien dankbar, die er als Student von Eugen Huber mitbekommen hatte. Ein anderes hochverehrtes Vorbild war ihm der spätere Völkerrechtler Max Huber. Mein Vater war ein liberaler Mensch, dessen hervorstechende Eigenschaft eine grosse Toleranz war. Indessen - es war nicht die Toleranz des «Alles verstehen, heisst alles verzeihen», sondern die Toleranz menschlicher Güte, gewachsen auf der Grundlage eines Wertbewusstseins jedes Menschen an sich. Er hatte eine eigene Wertwelt in sich, und insofern war er ein Konservativer, billigte aber dem andern auch zu, seine eigene Wertwelt haben zu dürfen. Er hatte elementares Wissen um das Menschliche, seine Möglichkeiten und Grenzen. Vom Vater hatte er den Sinn für Humor geerbt, aber eher für den Humor «an sich», weniger für den Humor als Satire oder Sarkasmus. Seine Wesensart wurde am deutlichsten in seinem Verhältnis zur Religion: Er war zwar das, was man unter Evangelischen einen «positiven Christen» nennt, aber auch auf diesem Gebiet liess er andere Auffassungen gelten; so bestimmte ihn seine Toleranz.

Von hoher Intelligenz und grosser sprachlicher Formulierungsgabe (die er mit einem elementaren Verständnis für die französische Sprache und Kultur verband), lag darin ein Unterschied, zugleich aber auch eine Ergänzung zum Charakter meiner Mutter, dass sie eine Praktikerin und ein kreativer, er aber ein intellektueller und unpraktischer Mensch war.

Der Unterschied zwischen meinem Vater und meiner Mutter kam auch in der Verschiedenheit ihrer literarischen Neigungen zum Ausdruck. Mein Vater liess als Klassiker der deutschen Literatur nur Schiller gelten, während bei meiner Mutter Goethe den ersten Platz einnahm. Sie musste es hinnehmen, dass ihr Mann in allgemein menschlicher Hinsicht «ihren» Goethe eher kritisch beurteilte. Als ein praktischer Augenmensch war meine Mutter eine leidenschaftliche Gärtnerin und Liebhaberin von Blumen. Mein Vater «sah» die Blumen auch, aber er erlebte sie nicht. Auch dieser Unterschied zwischen dem intellektuellen Vater und der von der An-

schauung her lebenden Mutter hatte eine interessante Konsequenz: Auf der Oschwand über Herzogenbuchsee lebte und malte der moderne Verkünder der zentralen Bedeutung des Lichtes und der Farbe, der Kunstmaler Cuno Amiet. Seine Schwägerin war unsere Nachbarin und für meine Mutter die ersehnte Möglichkeit, Amiet in seinem Atelier kennenzulernen. Sie teilte seine Vorliebe für Zinnien. Der «Maler» meines Vaters dagegen war Ferdinand Hodler; eine Reproduktion des «Rückzuges von Marignano» hing an einer Wand unseres Hauses. Und doch führte die Reife des Alters meine Eltern zur gemeinsamen Verehrung des späten Werkes von Amiet. Als mein Vater mit siebzig Jahren als Regierungsrat zurücktrat und sich ein Abschiedsgeschenk wünschen durfte, fiel sein Wunsch auf ein Bild der oberaargauischen Landschaft von Cuno Amiet.

Auch die Herkunft meines Elternpaares war verschieden und gegensätzlich. Stammten die Dürrenmatt aus berg- und kleinbäuerlichen Verhältnissen des Voralpenlandes, so stammten die Kohler aus den eher grossbäuerlichen Verhältnissen des Oberaargaues. Meine beiden Grossväter, väterlicherund mütterlicherseits, waren jüngere Söhne aus bäuerlichen Betrieben gewesen, beiden war ermöglicht worden, Lehrer zu werden und das staatliche Lehrerseminar Hofwil zu besuchen. Während indessen die aufklärerische Staatspädagogik den Uli in seiner überlieferten Glaubensstärke erst recht bestätigte, erfasste sie den Grossvater Albert Kohler gleichsam mit Haut und Haaren. So wurde denn der Uli ein massgeblicher, kämpferischer Konservativer, wogegen sich der Albert überzeugt und vorbehaltlos zum Radikalismus bekannte. Nach dem Lehrerexamen wurde er zunächst Vorsteher der Armenanstalt Worb, später Direktor des Zuchthauses Thorberg. Dann übernahm er den Gasthof zum Kreuz in Lyss. Bald darauf starb er an den Folgen eines Unfalles. Er war bei der Ankunft in Lyss vom fahrenden Zug abgesprungen und überfahren worden. Die faktische Leitung des Gasthofes lag nun bei meiner Mutter, der ältesten Tochter von zehn Kindern. Ihre literarischen Neigungen bewahrte sie sich indes. Auf Schloss Thorberg, das ausserhalb des Dorfes Krauchthal auf dem Schlosshügel gelegen war, hatten die Kinder Kohler einen Hauslehrer, der, nach dem Zeugnis meiner Mutter, sie früh für die deutsche Dichtung, vor allem für Goethe, interessiert hatte.

Die Verlobung des Sohnes des konservativen Politikers Dürrenmatt mit der Tochter aus dem ebenfalls bekannt radikalen Hause gab, vor allem natürlich im freisinnigen Seeland, mächtig zu reden. Eine der damals gängigen Verleumdungen des aktiven Radikalismus gegen konservative Geg-

ner war, dass sie die Absichten des Katholizismus und der Jesuiten besorgten. Vom Uli in Buchsi behauptete man, er habe seine Söhne (allerdings mit Ausnahme des Pfarrers!) bei den Jesuiten erziehen lassen! Als meine Mutter mit meinem Vater verlobt war, bekam sie anonyme Briefe, die sie davor warnten, einen Jesuitenzögling zu heiraten! Sie pflegte mit Lachen zu erzählen, was für eine fast schon unheimliche Neugier sie erfasst hatte, wie wohl der kommende Schwiegervater aussehen werde, der ihr nur aus dem Ausruf eines radikalen Redners im «Kreuz» zu Lyss in Erinnerung war, als dieser in den Saal gerufen hatte: «Der Maulwurf wühlt im Oberaargau», womit eben der Uli gemeint war. Dabei war meine Mutter das, was man in politischer wie in gesellschaftskritischer Benennung einen stockkonservativen Menschen heisst. Sie war von subjektiver und spontaner Art, auf der Grundlage geprägter, konzessionsloser Wertvorstellungen. Mit meinem Vater teilte sie ein ausgesprochenes Rechts- und Gerechtigkeitsempfinden.

Mein Vater war, soweit ich zurückdenken kann, entschiedener Anhänger, meine Mutter ebenso entschiedene Gegnerin des Frauenstimmrechtes. Sie war zwar für die rechtliche Gleichstellung der Frau. In praktischer Hinsicht aber unterschied sie zwischen den gefühlsstarken und praktischen Frauen und den intellektuellen, gefühlsarmen Theoretikerinnen. (Ihr Standardurteil lautete in dieser Hinsicht: «Eine unpraktische Lehrgotte». Damit war sie abgeschrieben.) Da aber meine Mutter der Überzeugung war, eine spürbare Dosis von Gefühlsregungen und Subjektivität gehöre zur Frau, liess sie sich nicht für Politik begeistern. Das Bedeutsame an der seelischen und geistigen Situation der Umwelt meiner Jugendjahre war, dass die positiven Möglichkeiten der geschilderten Polaritäten vor den negativen weit überwogen. Im Rückblick darf ich heute feststellen, dass dieser Ausgangspunkt massgeblich für mich geblieben ist. Damals waren meine Mutter wie mein Vater den sogenannten falschen Kompromissen entschieden abhold. Es gab keine rechthaberischen Konflikte darüber, wessen Autorität bestimmender sei, die des Vaters oder die der Mutter; es existierte da eine wirkliche, d. h. eine lebendige Ausgewogenheit.

Erinnern wir uns, was ich einleitend festgestellt habe: Zu den Kräften, die mich in der ersten Jugend geformt haben, zähle ich das Elternhaus, die Dorfgemeinschaft und die landschaftliche Weite, in die Herzogenbuchsee eingebettet war. Diese ausladende Weite der Lage unseres Dorfes ist mir etwa so um das zehnte Lebensjahr bewusst geworden. Im Jahre 1911 war das neue Haus «am Berg» fertig geworden. Mein Vater liebte das englische

Wort «my home is my castle», was unter anderem auch darin zum Ausdruck kam, dass das Treppenhaus am «Berg» in ein kleines Türmchen, versehen mit einer Fensterreihe nach allen Himmelsrichtungen, gipfelte. Dort hielt ich mich mit Vorliebe auf und genoss den Blick über die mit Wäldern unterbrochene Hügel-Landschaft, deren Abschluss der Jura bildete. Die Jurakette war aber kein gleichmässiger Gebirgszug, keine Längswelle, wie man das sonst vom Jura gewöhnt ist, sondern ein Berggrat mit Höhen und Tiefen, sanft ansteigend zum Massiv des Weissensteins. Mein Landschaftsgefühl wurde früh angeregt durch einen hervorragenden Lehrer, zu dem ich in der vierten Klasse kam und der uns Kinder in erstaunlicher Weise zum Beobachten unserer Umwelt anhielt. Das Jahr unter Emil Wymann, wie er hiess, ist das Schönste, vielleicht das einzig Schöne unter den Erinnerungen an meine Schulzeit. Emil Wymann, später bernischer Schulinspektor, ist massgeblich an meinem frühen Entscheid beteiligt gewesen, selbst Lehrer zu werden. Er regte uns Kinder zum Beispiel dazu an, den Gang der Sonne über den Jurakamm von morgens bis abends zu verfolgen und nachzuzeichnen, oder er liess uns das schöne alte Haus der Familie Moser zeichnen. Mit solchem Anschauungsunterricht wurde mein Interesse an der Buchsi-Umwelt zum Leben erweckt.

Formend für mich, den heranwachsenden Menschen, war, dass ich mich in dieser Weite des Dorfes frei bewegen konnte. Der Spielplatz unserer Jugend war das ganze Dorf. Sein Raum wurde in unsere Spiele mit einbezogen. Das Dorf war nicht Provinz. Was will ich damit sagen? Buchsi war nicht ein vom kulturellen Leben abgekapseltes Kaff; es war nicht ein idyllischer Ort, abgeschirmt gegen die Unruhe der Zeit und dabei in geistigkultureller Hinsicht verlocht und verschlafen. Ich gehe im Gegenteil mit meiner Behauptung so weit, zu sagen, massgebliche, für mein späteres Leben wichtig gewordene Eindrücke hätte ich in erster Linie aus dem Dorfleben, nur in zweiter und dritter Linie aus der Schule empfangen, und auch diese nur, soweit sie in lebendigem Zusammenhang mit dem Dorfleben existierten.

Herzogenbuchsee war zu jenem Zeitpunkt, mit seinen 2000 Einwohnern, kein Bauerndorf mehr; die Leute, die irgendeine Beziehung zum Bauernstand hatten, mögen etwa die Hälfte der Erwerbstätigen ausgemacht haben. Freilich war es bereits spürbar, dass Buchsi zusehends vom aufsteigenden, industriell ausgerichteten und reichen Langenthal überholt wurde. Den Kern unserer Berufstätigen bildeten gewerblich-handwerkliche Be-

triebe; dazu kamen eine Schuhfabrik, eine Seidenbandfabrik sowie ein kleines Unternehmen, das sich «Maschinenbau» nannte; dann gab es eine alteingesessene Käsehandelsfirma, die bereits eine Filiale in New York besass. Das Dorf war insofern ein Mittelpunkt, als zur Kirchgemeinde Herzogenbuchsee 13 politische Gemeinden gehörten, die sich hauptsächlich im Südosten des Dorfes, in die sogenannten «Buchsi-Berge» erstreckten und rein bäuerliche Gemeinden waren. Obschon kein «Marktflecken» wie Langenthal, fand doch mehrmals im Jahr ein grosser Jahrmarkt für Vieh und allgemeine Handelsware statt, ein Ereignis, das das Dorf jedesmal mit Leben erfüllte, zumal es verbunden war mit der Präsentation eines kleinen Rummelplatzes.

Natürlich gab es auch in Buchsi reich und arm, oder, etwas weniger pointiert ausgedrückt, Reichere und Ärmere; es gab aber keinen provozierenden Reichtum neben trostloser Armut. Auch die ärmeren Leute oben im Holz, die in der Schuh- oder der Bandfabrik arbeiteten, besassen, wenn sie nicht Gelegenheitshandlanger waren, ein, wenn auch kleines, eigenes Anwesen und, da sie meistens Burger waren, auch ihren Anteil an der burgerlichen Allmend, das heisst ihren «Pflanzblätz» und ihr Recht auf das burgerliche Brennholz. Der Wohlstand der «Besseren» war mit viel sozialem Verantwortungsgefühl verbunden. Im übrigen kam es nicht von ungefähr, dass der konservative Politiker und Kämpfer Uli Dürrenmatt als Journalist gerade an die «Berner Volkszeitung» geraten war, eben das Organ der Konservativen des Oberaargaus. Das war für die politischen Verhältnisse im Kanton Bern noch bis zum Ende des Ersten Weltkrieges bezeichnend (und den heutigen unverständlich!), dass es zwei Parteien gab, die gegeneinander standen, die Freisinnigen oder Radikalen als politische Mehrheit und die Konservativen als oppositionelle Minderheit; die Sozialisten existierten erst in bescheidenen Anfängen. Buchsi war konservativ, Langenthal radikal.

Die Buchser waren nicht, wie man heute sagen würde, «dynamisch»; sie waren von eher beschaulicher Natur. Wenn das äussere Bild ihres Dorfes Behäbigkeit ausstrahlte, so eben auch deshalb, weil sie diese pflegten. In diesem Umstand dürfte der Grund dafür gelegen haben, dass ein für Voraussetzung der kulturellen Vergangenheit ansprechbarer Lehrer wie unser Emil Wymann seinen Schülern die Herzen für die vertiefte Gegenwart auftat. Zum Wissen um die innere Beschaulichkeit des Dorfes gehörte, dass Ferdinand Hodler als junger Maler hier gearbeitet und die Frau des Dorfarztes porträtiert hatte; es gehörte dazu, dass man Bescheid wusste, Louise



Die Buchdruckerei Dürrenmatt, im Hintergrund rechts das Verwaltungsgebäude der Seidenbandweberei, heute Coop-Hochhaus. Karte am 11. April 1909 nach Chur.



Die Buchdruckerei Dürrenmatt. Im Jahre 1924 wurde die Druckerei der Buchsi-Zeitung an die Lagerstrasse verlegt. Karte am 21. Oktober 1904 nach Lausanne.

Scheidegger vom Gutshof der Familie Moser sei die unglückliche Braut Gottfried Kellers gewesen. Ihre Freundin, Frau Amélie Moser, mit der sie einen Briefwechsel gepflegt hatte, lebte noch zu meiner Jugendzeit.

Das Dorfleben in seiner Vielgestalt war eine hervorragende Einführung in die Realität des Lebens. Was man in einem umfassenden Bereich als «Lebensbildung» bezeichnen kann, erlebte ich in unmittelbarer Form aus der lebendigen Vielfalt des Dorflebens. Ich bekam sie deshalb, weil meine Eltern uns Kinder von der Welt nicht abschirmten, sondern möglichst daran teilhaben liessen. Vorschriften über Umgang mit Kameraden gab es nicht.

An der Spitze des kulturellen Dorflebens stand das Theaterspielen. Das Kino existierte nur in bescheidenen Anfängen, als fahrendes Kintopp, eine Angelegenheit der Rummelplätze. Zwei Vereine entsprachen auch dem dramatischen Bedürfnis der Dorfbewohner, der Männerchor und die Musikgesellschaft. Rekrutierte sich der Männerchor eher aus der «oberen» Schicht der Lehrer, Angestellten und der selbständig Erwerbenden, so hatte die Musikgesellschaft ihren Schwerpunkt bei den Handwerkern. Beide Gesellschaften traten während der Wintermonate mit einem Konzert vor die Öffentlichkeit, und jedes Konzert war mit einer Theateraufführung verbunden. Diese Aufführungen fanden am Samstag und am Sonntag statt, dazu gegen ein bescheidenes Eintrittsgeld am Samstagnachmittag die Hauptprobe für die Kinder. Einer der Sekundarlehrer, ein gebürtiger St. Galler, hatte eine schauspielerische Begabung, funktionierte als Regisseur bei beiden Vereinen, beim Männerchor überdies als Hauptvertreter der komischen Sparte. Ort der Aufführungen war Saal und Bühne des Hotels zur Sonne.

Der dörfliche Jahresablauf war eingebettet in eine bestimmte Ordnung. Soweit diese durch das kirchliche Brauchtum geordnet war, unterschied sie sich nicht vom sonst üblichen. Einen besonderen Akzent legte jedes Jahr die Weihnachtsfeier für die Schüler in der Kirche. Deren bestaunter Höhepunkt war das Anzünden der Kerzen einer grossen Tanne: die Kerzen waren mit Zündschnüren untereinander verbunden, so dass ein Lichterband von einem oder zwei angesteckten Punkten sich von unten nach oben fortpflanzte.

Was die natürliche, die «weltliche» Ordnung des Jahres betrifft, so war sie festgelegt in den Stationen der vier Jahrmärkte, dann mit der Examen-Schlussfeier der Schuljahre, wo den Kindern ein paar Batzen neu geprägten Geldes ausbezahlt wurden, ferner mit der in bernischen Landen als Aus-

nahme stattfindenden Fasnacht vom Hirsmontag, dem Montag nach dem katholischen Aschermittwoch. Fasnacht gab es nur im Oberaargau, in Herzogenbuchsee und Langenthal und den zu diesem Gebiet gehörenden Dörfern. Von Wynigen und Burgdorf an aufwärts kannte man den Brauch nicht. Im Mittelpunkt der Buchsi-Fasnacht stand der Aufzug der Jungmannschaft aus den zwölf Gemeinden, die zum Kirchspiel gehörten. Deren Jungmannschaft bekam eine grosse Tanne aus dem Burgerwald gestiftet; sie führte sie bekränzt nach Buchsi, wo sie versteigert und der Ertrag verjubelt wurde. Wenn ich in den Erinnerungen krame, wie sich der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die Mobilmachung in unserem Dorf ausgewirkt hatten, so steigt in mir die Erinnerung an eine erste Begegnung mit dem Militärischen auf. Anfangs September war ein Zürcher Infanteriebataillon in das Dorf eingerückt und hatte im Primarschulhaus, in unmittelbarer Nähe unseres eigenen Hauses, Kantonnement bezogen. Eindrücklich geblieben ist mir ein Manöver, das - vermutlich im Regimentsverband - an einem heissen Septembertag bei Thunstetten durchgeführt wurde. Ich war damals zehnjährig und zog mit der übrigen Bubenschar hinter der manövrierenden Truppe Richtung Thunstetten. Das Schulhaus war ja militärisch belegt, und der Schulbetrieb ruhte. Der «Feind» hatte sich im Schloss verschanzt, und «unser» Bataillon griff an. Wir Buben blieben ständig den vordersten Linien auf der Spur. Planmässig rückte alles vor, Richtung Schloss Thunstetten. Angreifer und Verteidiger kamen sich ständig näher. Dann ein Trompetenstoss, gefolgt vom Befehl des Majors: «Spiel nach vorn.» Die Musikanten stürmten nach vorn, stellten sich in einer Deckung auf und bliesen den «Sempachermarsch», während ringsum all die Füsiliere das Bajonett aufpflanzten und zum Sturmangriff gegen das Schloss aufbrachen. Das war in den Tagen der Schlacht an der Marne!

Die beiden letzten Jahre meiner Bubenzeit in Herzogenbuchsee waren die bedeutenden Jahre 1918/1919, die Jahre des Kriegsendes und des Generalstreiks in der Schweiz. Damals ist in mir das politische Interesse wach geworden, mitbedingt dadurch, dass sich mein Vater für den Beitritt zum Völkerbund einsetzte und mitbeteiligt war an der Gründung der Bernischen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei. Wichtig für mich blieb, dass mein Vater in der Beurteilung der Lage rund um den Generalstreik äusserst sachlich blieb. Ich schreibe es diesem Umstand zu, dass ich keinen irgendwie klassenkämpferisch gearteten «inneren Hick» von den Vorgängen mitbekam. In keiner Ecke meiner Erinnerungen haben die Vorfälle aus den

Endjahren des Ersten Weltkrieges die innere Einheit des Dorfes zu gefährden vermocht.

Das Dorf Buchsi war das Dorf auch meines Vaters. Daneben gab es aber die Familie und den Herkunftsort meiner Mutter, Lyss, und den Gasthof zum Kreuz. Ihn führte nun der jüngere Bruder meiner Mutter, der Onkel Albert, in der Familie einfach «der fils» geheissen; das gehörte zum welschen Einfluss im Seeland. Was für eine faszinierende, anregende Umwelt war doch das «Kreuz» in Lyss! Onkel Albert war in gewisser Hinsicht ein «selfmade-man». Der Vater hatte ihn dazu bestimmt, Metzger zu werden, obschon das dem Jungen gar nicht lag. Trotzdem, er wurde Metzger, übte indessen den Beruf nie aus, sondern bildete sich zum Koch und Küchenchef weiter. Dann verunglückte der Vater, und Onkel Albert übernahm das «Kreuz». Er verheiratete sich mit einer reichen Bauerntochter und entwikkelte, dank seiner umgänglichen, menschlich originellen Art, das «Kreuz» bald zum renommierten Landgasthof. Seine Küche wurde geschätzt. Aus dem Landgasthof wurde ein ländliches Hotel mit gediegener Aufmachung, hatte doch der Onkel Albert eine Schwäche für Antiquitäten. Selbst passionierter Fischer, erwarb er die Fischrechte des Lyssbachs; auch seine Forellenküche gewann klingenden Ruf. Die Lysser Atmosphäre war für den Buben und den heranwachsenden jungen Mann attraktiv, ja faszinierend. Das «Kreuz» war ein behäbiges bernisches Bauernhaus aus dem 18. Jahrhundert mit Umschwung. Die Frontseite ging auf einen grossen, weiten Platz, während rückwärts ein Garten lag. Dazu kamen die Stallungen für Pferde der Gäste sowie für «Corra», das Kavalleriepferd des Onkels, daneben lag der «Stock», in dem die Grossmutter (die Mutter meiner Mutter) wohnte.

Von Onkel Albert lässt sich das alte Wort verwenden, dass er die Seele des Betriebes war. Seine Frau, die Bauerntochter aus vermögendem Hause, die Tante Frieda, war ein lieber Mensch, dem nur abging, was für den Betrieb doch wichtig gewesen wäre, nämlich die Freude am Wirten. Sie mochte ihren Beruf nicht und machte nur widerwillig mit. Dafür verlegte ihr Mann seine ganze Arbeitskraft und seine Phantasie darauf, das «Kreuz» bewusst zu dem zu machen, was es auch wurde, eben zum weitherum bekannten Landgasthof mit gediegener Atmosphäre. Die Zimmer im «Kreuz» hatten bereits fliessendes Wasser, und im ersten Stock befanden sich ein paar kleinere Konferenzräume.

Nach dem Ersten Weltkrieg fand Onkel Albert den Anschluss an eine bestimmte englische Kundschaft. Es waren Offiziere und Beamte aus den

Kolonien, die zur Erholung kamen, weil sie hohe Lagen nicht ertrugen und bei gutem Essen sich versuchsweise im Lyssbach mit Fischen beschäftigten. Sensationell war es, als sich eines Tages ein indischer Maharadscha samt Gefolge meldete, um einen Aufenthalt im «Kreuz» zu verbringen. Er hatte den ganzen ersten Stock des Hauses für sich gemietet. Die Herrschaften waren von Bern gemeldet worden, und wegen irgendeines Missverständnisses kamen sie früher an als vorgesehen. Onkel Albert war noch in der Küche, als der erste Wagen vorfuhr. Er hatte keine Zeit mehr, sich umzuziehen. Kurzentschlossen schlüpfte er in eine frische weisse Jacke, stülpte sich eine saubere Chefmütze auf den Kopf und empfing den Maharadscha vor dem Hotel auf diese Weise. Der soll sich vor Lachen gebogen haben: Ihm war so etwas noch nie passiert!

Zum Abschluss der Erinnerungen an die Kohlersche Verwandtschaft sei noch ein ganz spezielles Ereignis erwähnt. In der Familie meiner Grossmutter mütterlicherseits wurde eine Heilsalbe gekocht. Sie kochte nun das ursprünglich als «Krähenbühlsalbe» bekannte Produkt unter dem Namen «Kohlersalbe» weiter. Es war eine Wundsalbe, mit der im Fall von Verbrennungen besonders spektakuläre Ergebnisse erzielt wurden. Nach der Familienüberlieferung war im 18. Jahrhundert das Rezept einer Vorfahrin aus dem Geschlecht der Krähenbühl von einem Landarzt übermittelt worden. Meine Grossmutter sowie der Onkel Albert kochten also diese Salbe. Sie vertrieben sie nicht kommerziell, sondern nur an Freunde, die um ihre Heilwirkung wussten. Meine Mutter kochte sie nicht, bezog sie aber für den eigenen Hausgebrauch sowie für jenen ihrer Bekanntenkreise. Ich besitze das Rezept, dessen Ingredienzen seinerzeit in einer Apotheke in Bern zu bekommen waren, habe die Salbe aber noch nie gekocht. Unser Hausarzt in Herzogenbuchsee war der Doktor Krebs, ein guter Arzt und zugleich ein ausgeprägter Zeitgenosse des rationalistischen Zeitalters. Meine Mutter hatte sich verpflichtet gefühlt, ihn über die Existenz der Salbe zu orientieren, worauf Krebs höchst unwirsch reagiert hatte und wild geworden war: er lehnte es ab, die Salbe zu prüfen und stellte meiner Mutter das Ultimatum, entweder er oder die Salbe! Er würde ihr Haus nicht mehr betreten, wenn sie noch je ein Wort über ihre Kohlersalbe verliere. Trotzdem: Im Gebrauch für verbrannte Finger und kleine Schnittwunden blieb sie.

Nun erwischte mich im Frühjahr 1916 eine böse Erkältung; ich war immer anfällig für Erkältungen gewesen, aber diesmal wurde es ernst. Der Doktor Krebs stellte mit Besorgnis fest, es bestehe bereits eine Brustfell-

entzündung, und diese könnte über Nacht in eine Lungenentzündung ausarten – was damals eine böse Sache war. Meine Grossmutter war zur Aushilfe aus Lyss eingetroffen und hatte einen grossen Posten «Kohlersalbe» mitgebracht. Am Abend nach der besorgniserregenden Diagnose entschlossen sich die beiden Frauen zu einer kühnen Tat: Sie legten mir auf Brust und Rücken je ein Riesenpflaster aus Kohlersalbe, packten mich gut ein, und ich schlief sofort ein. Am nächsten Morgen war ich fieberfrei! Die beiden Frauen säuberten mir Brust und Rücken sorgfältig von allen Spuren der Salbe, bevor der Doktor kam. Der war schon baff, als auch er feststellen musste, ich sei fieberfrei. Dann untersuchte er mich sorgfältig – unterbrochen von zunehmendem Kopfschütteln: Ich war nicht nur fieberfrei, die Symptome der beginnenden Brustfellentzündung waren verschwunden! Krebs brachte das Wort nicht über die Lippen, er stehe vor einem Wunder, aber in Tat und Wahrheit kam ihm die Sache als ein solches vor. Indessen – das Salben-Geheimnis ist ihm nie enthüllt worden.

In Buchsi hatte ich für die Schule gelernt, nicht aber für das Leben. Man könnte aber auch sagen, es seien die menschlich schlechten Erfahrungen gewesen, die ich mit der Schule gemacht habe, die mich eben doch auf das Leben vorbereiteten. Einen Mittelpunkt dieser praktischen Lebenserfahrun gen bildeten zwei Institutionen, die mit der Schule in Verbindung standen, das Kadetten- und das Pfadfinderkorps. Das Kadettenkorps, von einem Sekundarlehrer geführt, war eine offizielle Ergänzung der Schule, mit erzieherischer Absicht; auch das Pfadfinderkorps wurde von einem Lehrer geführt, von Emil Wymann, in dem Sinne, dass es in uns Buben die Freude zur gegenseitigen, erzieherischen Verantwortungsbereitschaft weckte.

Viele grössere Ortschaften des Bernbietes besassen seit dem letzten Jahrhundert ihre Kadettenkorps. In Herzogenbuchsee war die Mitgliedschaft mit dem Eintritt in die Sekundarschule obligatorisch. Mit elf Jahren wurde man Kadett, fasste man ein Gewehr und übte man jeden Samstagnachmittag den Umgang mit der Waffe. Man übte nicht als spielende Kinder, sondern als nachahmende, kindliche Männchen. Das Ausbildungskonzept war das ein bisschen gemilderte einer Rekrutenschule; es wurden geübt die Achtungstellung, der Gewehrgriff, das Melden und, wie gesagt, der ganze Umgang mit der Waffe, d.h. mit einem Karabiner, weil der kürzer und weniger schwer war als ein Ordonnanzgewehr. Mit vierzehn Jahren konnte man Korporal werden, mit fünfzehn Wachtmeister oder Offizier. Der Klassenerste der letzten Sekundarschulklasse wurde Kadettenhauptmann. Das

Sonntagskleid des Kadetten war seine Uniform, lange Hose und ein Waffenrock mit messingenen Knöpfen. Diese offizielle Verkleidung war ein grosser Schatten, der über den sonntäglichen Spielmöglichkeiten lag. – Im Herbst gab es den «grossen Ausmarsch», verbunden mit einem Kadettengefecht mit einem andern Korps, den Langenthalern, denen von Burgdorf oder denen von Huttwil. Die Kadetteninstruktoren brachten den kindlichen Offizieren Grundsätze des taktischen Denkens bei.

Meine Bubenjahre fielen in die Endzeit der Kadettenherrlichkeit. Seit 1915 wütete im Westen der Stellungskrieg des Ersten Weltkrieges, und das Kriegspielen der Kadetten kam den Dorfbewohnern immer mehr als arg deplaziert vor. Als ich altersmässig den Offiziersrang erreicht hätte, war die Uniform bereits kein Sonntagskleid mehr, und das Waffentragen wurde abgeschafft.

Abschliessend zu den kadettischen Erinnerungen sei noch erwähnt, wie meine Mutter die Prinzipien des Kadettenwesens pädagogisch zu nutzen verstand. Im Jahre 1915 musste ich zum ersten Mal zum Zahnarzt. Der war in Solothurn und ich voll ängstlichen Widerstandes. Anders ausgedrückt: Beim Zahnarzt führte ich mich schlecht auf; beinahe hätte ich ihn in die Hand gebissen. Das werde nicht noch einmal passieren, sagte meine Mutter, «das nächste Mal ziehst du mir für den Gang zum Zahnarzt die Kadettenuniform an. Kadetten haben sich wie Männer zu benehmen, vor allem haben sie nicht zu heulen». Und tatsächlich, die Methode war wirksam und mit ihr meine Angst vor dem Zahnarzt überwunden. Gänzlich anders als der Einfluss des Kadettenwesens war auf mich der Einfluss der Pfadfinderei. Das Pfadfinderkorps Herzogenbuchsee gehörte zu den ältesten der Schweiz. Es war 1913 gegründet worden. Mein Vater und Frau Amélie Moser gehörten zu den Gründern. Frau Moser hatte sogar den Grundstock der nötigen Uniformen geliefert, samt den Piccolos für ein kleines Pfeiferkorps. Ausser Emil Wymann hatte sich noch ein anderer junger Lehrer für die Führung zur Verfügung gestellt.

Trotz beträchtlichem Widerstand aus jenen Kreisen der Gemeinde, die das Kadettenkorps gefährdet sahen, machten rasch an die hundert Buben mit, und im Sommer 1914 wurde ein erstes Lager im Emmental durchgeführt. Das, was den latenten Gegnern missfiel, war erstens die «unschweizerische» Uniform, die englischen Kakihemden, zweitens aber der Umstand, dass es ein Pfadfindergesetz gab, auf das man sogar ein Versprechen ablegte; solches Treiben war in den Augen von vielen nichts anderes als

elitäres Getue; man nannte die Pfadfinder bald einmal «die gelbe Heilsarmee». Es gehörte Mut dazu, sich zu den Pfadfindern zu bekennen, abgesehen davon, dass es zeitliche Opfer verlangte, musste man doch, da der Samstag von den Kadetten belegt war, einen weiteren Teil seiner Freizeit für das Pfadfindertum opfern.

Nun also begann die Gymnasiastenzeit. Joneli, der Lehrer für Geschichte an der Sekundarschule, dem das merkwürdige, verfuhrwerkte Verhältnis zwischen ihm und mir irgendwie auf das Gewissen geschlagen hatte, riet meinem Vater, mich auf das Gymnasium des benachbarten Burgdorf zu schicken, und er brachte den dortigen Rektor dazu, dass ich ohne Aufnahmeprüfung, in der Form eines Probequartals, in die Quarta des Gymnasiums eintreten konnte. Ich verlor ein Jahr gegenüber dem «offiziellen Fahrplan» der Gymnasialjahre, aber ich bestand die Probezeit und vier Jahre später, im Herbst 1924, die Matur mit der Durchschnittsqualifikation «gut».

## Glaubensfragen

Älter als meine politische Bewusstseinsbildung ist die Bildung meines Glaubenslebens. Ich füge hinzu: Gleich wie das Entstehen meines politischen Bewusstseins ist die Ungebrochenheit der äusseren Gegebenheiten für das Werden meiner Glaubensüberzeugungen wichtig. Auch hier war die Toleranz mit ihrer Selbstverständlichkeit ausschlaggebend. Mein Vater war ein «praktizierender Evangelischer», er war Präsident der Kirchgemeinde, war regelmässiger (allerdings kritischer) Kirchgänger, dabei abgeneigt aller auf den äusseren Eindruck erpichten Glaubenshaltung. Mit einem Wort: er war alles andere als ein Frömmler. Mit Bezug auf die «kirchenpolitische Situation» zählte er aber zu den «Positiven», auch da in einer Art und Weise, die seine Toleranz gegenüber den konfessionell «Freisinnigen» erkennen liess.

Was das Gebiet meiner persönlichen Erlebnisse betrifft, so ist mir in Erinnerung geblieben, dass alles wegfiel, was nach Zwang ausgesehen hätte. So etwa war es in den demonstrativ rechtgläubigen Familien des Dorfes üblich, die Kinder, noch bevor sie Konfirmandenunterricht erhielten, in die Sonntagsschule zu schicken. Wir wurden dazu nie angehalten. Als, was meinen Werdegang betrifft, in der Verwandtschaft Stimmen hörbar wur-

den, ob ich nicht Pfarrer werden sollte, löste das bei meinem Vater kein Echo aus; im Gegenteil, als er meinen Widerstand gegen diese Absicht spürte, versuchte er mit keinem Wort, mich umzustimmen. Sein Wille zur konfessionellen Toleranz wurde auch in Kleinigkeiten sichtbar. Meine Mutter, aufgewachsen im freisinnigen Seeland, pflegte, wenn irgend etwas schief und ungeordnet verlief, zu sagen: «Das ist zum katholisch werden», eine Redensart, die mein Vater nicht mochte, genau so wenig wie andere, ebenfalls in das Repertoire meiner Mutter gehörende: «Es geht wieder einmal zu wie in einer Judenschule.» «Das seit me nid», hiess es dann einfach.

Ich wuchs, was mein Glaubensleben betrifft, in einer problemlosen Selbstverständlichkeit auf. Nachhaltig hat dabei der Religionsunterricht auf mich gewirkt, den ich in den ersten drei Jahren der Primarschule durch die Lehrerin Anna Wyss bekam. Sie vermittelte uns Kindern, anhand der Kinderbibel und in der Form lebendiger Erzählung, die Wahrheiten des Neuen und Alten Testamentes. Mittelpunkt ihrer Darstellung war die herrschende Güte Gottes. Die biblischen Erzählungen boten ihr Gelegenheit, diese weise Güte Gottes darzustellen, lieferten deren Beweise. Das alles vollzog sich ohne Aufdringlichkeit, sondern, wie gesagt, als eine Selbstverständlichkeit des Lebens. Bei dieser Förderung meines Glaubenslebens in den drei ersten Jahren der Volksschule hatte es dann freilich sein Bewenden. In der Sekundarschule war es damit vorbei; jetzt erfuhr ich höchstens, dass es einen beliebten Lehrerwitz gab, dahin lautend, es könne einer ein schlechter Schüler sein, in allen Fächern versagen - ausgenommen in der Religion, wo er gewiss eine Eins kriege! Es begann nun eine Zeit des Stillstandes, an der auch der Konfirmandenunterricht nichts änderte. Im Gegenteil: dieser Unterricht spielte sich ab, ohne in irgendeiner Weise die Tiefen meines religiösen Suchens zu berühren. In diesem Punkt deckt sich übrigens meine persönliche Erinnerung haargenau mit jener meines Vaters, wie er sie in seinen Lebenserinnerungen festgehalten hat.

Was jetzt begann und sich bis weit in meine Studentenjahre hin fortsetzte, waren nicht Jahre des Zweifels am Glauben, wohl aber Jahre der Unsicherheit, der Ratlosigkeit gegenüber der offiziellen Glaubenslehre, des Suchens nach festem Boden. Sie hatten ganz verschiedene Ursachen. Am Anfang stehen Dinge von einfältiger Einfachheit, beginnend in der Kindheit. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, litt ich unter der Tatsache, dass mein Vater, der wegen seiner starken Kurzsichtigkeit dienstfrei war, nicht einrücken musste, während fast alle Männer des Dorfes, die im wehrpflichti-

gen Alter waren, einzurücken hatten. Dabei gab es ein Ereignis, das mich nachhaltig beschäftigte. Von den zwei Pfarrern des Dorfes war der jüngere noch ledig und Feldprediger. Ich erinnere mich nun an ein Gespräch zwischen meinem Vater und meiner Mutter, wonach er ihr erzählte, die alte Frau Amélie Moser habe sich darüber aufgehalten, dass der Pfarrer, der Feldprediger war, schon am Tage vor seinem Einrücken in Uniform herumgelaufen sei, als ob er den Einrückungstag nicht abwarten könne, und dass er von den gewaltigen Zeitläufen geschwärmt hätte, denen wir entgegengingen. Er habe sich, so habe Frau Moser missmutig festgestellt, auf den Krieg geradezu gefreut; sie fand das ein merkwürdiges Verhalten eines Pfarrherrn. Ich dachte über die Sache, die ich da gehört hatte, nach und beschloss fürs erste, auf jeden Fall nicht Pfarrer zu werden. Irgend etwas stimmte da für mein Empfinden nicht, ohne dass ich gewusst hätte, was.

Auf ähnlicher Ebene der kindlichen Erinnerung an das Verhältnis zwischen Religiosität und praktischem Leben liegt der Umstand, dass die beiden Pfarrherren nicht miteinander auskamen, ja dass der Dorfklatsch zu wissen vorgab, die beiden, wohnhaft in zwei getrennten Teilen des gleichen Pfarrhauses, würden «einander zleidwerchen», das heisst überhaupt nicht versuchen, sich zu vertragen. Wie war das möglich, dass sich ausgerechnet Pfarrer als Kollegen derart verhielten? Aus Gesprächen zwischen Vater und Mutter entnahm ich auch, dass mein Vater einen Teil der Schuld dem jüngeren, ledigen Pfarrer gab, der zu den «Positiven» gehörte, also eigentlich ein «Parteifreund» meines Vaters gewesen wäre.

Der Spott einzelner Lehrer über jene Schüler, die «nur» in Religion eine Eins aufwiesen, beschäftigte mich mehr, als sichtbar wurde. Warum sollte es lächerlich sein, wenn ein Schüler wenigstens in Religion gut war, in einem Fach also, das doch ein wichtiges Lebensgebiet betraf? Diese Frage nahm für mich an Bedeutung zu, je tiefer ich in das Schulwissen eingeführt wurde. Sie verstummte auch für den Gymnasiasten nicht. Die herrschende Grundüberzeugung, der ich auf allen Stufen meines schulischen Werdeganges begegnete, war der Glaube an den ständigen Fortschritt der Menschheit. Auf diese Glaubenslehre war alles ausgerichtet. Sie zu beweisen, war der Zweck der Schule! Die Naturwissenschaften lehrten, gemäss dem Prinzip von der Entwicklung des Lebens aus den niedrigen Formen zu den höheren, wie sich der Fortschritt vollzogen habe. Eine eigene Daseinsberechtigung der «niedrigeren» Formen gegenüber den höheren gab es nicht. Schon in der Sekundarschule war das Schema selbstverständlich, ja

verbindlich, dass bei der Beurteilung der Begabungen der Schüler jene zuoberst standen, die gut rechnen konnten. Der Grad dieser Begabung war der Massstab, an dem die Intelligenz des einzelnen gemessen wurde. Das Prinzip setzte sich im Gymnasium fort.

Christentum und Religion wurden an und für sich in ihrer Bedeutung – vor allem in ihrer Bedeutung für die Kultur – von keiner Seite bestritten, aber diese Bedeutung sah man im wesentlichen für die Ethik, für den «Fortschritt in der Ethik» an. Christus war, in der landläufigen Sprache, ein «ethisch hochstehender Religionsstifter». Im Geschichtsunterricht von Arthur Stein, der an der Berner Universität Privatdozent für Philosophie war, gab es freilich deutliche Ansätze für jenes Denken, das zum Beispiel den Begriff des «finsteren Mittelalters» nicht mehr kannte und im Zeitalter der Aufklärung nicht einfach den vorläufigen Höhepunkt einer menschlichen Entwicklung sah, von dessen Abglanz noch unsere Gegenwart zu profitieren habe...

### Von der Pädagogik zur Politik

Vom Herkommen her war mir die pädagogische wie die politische Laufbahn vorgezeichnet. Meine beiden Grossväter, väterlicher- wie mütterlicherseits, hatten als Lehrer begonnen und kamen dann zur Politik.

Am Anfang meines politischen Werdeganges steht meine konservative Herkunft. Präzisieren wir den Begriff «konservativ»: Ich stamme nicht in dem Sinne aus einer «konservativen» Familie, als man in der Art und Weise der Lebensweise demonstrativ am Hergebrachten gehangen hätte, wohl aber aus einer Familie, die nicht freisinnig oder gar sozialdemokratisch gewesen wäre: mein Grossvater wie mein Vater betrieben aktiv Politik in einer Partei, die sich offiziell «Konservative Volkspartei des Kantons Bern» nannte. Das gab es damals nämlich noch, und zwar bis 1919, bis zur Gründung der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, in der die Konservativen aufgingen. Mein politischer Werdegang, das heisst die Entstehung meines politischen Bewusstseins, fällt mit dem Ereignis der Gründung der neuen Partei und der Liquidation der Konservativen Partei zusammen. Mein Vater spielte bei der Gründung der neuen Partei eine Rolle; in unserem Hause in Herzogenbuchsee fanden wichtige Besprechungen statt, an denen ich regen Anteil nahm. Gerade dazu etwas Interessantes: Als Leser der «Basler Nachrichten», die das massgebliche Blatt meines Vaters waren, erfuhr ich,

es sei schade, dass die bernische Konservative Partei nun liquidiert würde, und ich geriet in einen milden Konflikt mit meinem Vater, weil ich die Auffassung vertrat, «Konservative Partei» wäre ein besserer Parteiname gewesen als der Name eines Parteigebildes, das sich nun «Bauern-, Gewerbeund Bürgerpartei» nannte. Im übrigen zählt zu meinen frühen politischen Begriffsbildungen, die mir mein Vater beigebracht hat, dass «freisinnig» und «liberal» zwei verschiedene Begriffe seien. Was aber den Konservatismus meines Herkommens betrifft, so war mein Vater, in allen Dingen der menschlichen Beziehungen, echt liberal und ausgeprägt tolerant, dem technischen Fortschritt gegenüber aber nicht unaufgeschlossen. Mein Grossvater hatte, als einer der ersten Drucker in der Schweiz, eine Setzmaschine angeschafft, eine Linotype, und mein Vater zählte zu den ersten Telefonabonnenten des Dorfes sowie zu den ersten Inhabern eines Postcheckkontos.

Die Voraussetzung, ja die Grundlage meines politischen Konservatismus (und meines dazu gehörenden religiösen Werdeganges) bildete das ungebrochene Verhältnis zu meinen Eltern, insbesondere zu meinem Vater. Ich wuchs in einer Atmosphäre aufbauender Toleranz auf. In politischer Beziehung hiess das, dass meine Überzeugungen sich aus den Gesprächen mit dem Vater entwickelten. Es waren die bewegten Jahre gegen das Ende des Ersten Weltkrieges, erfüllt von zunehmender Diskussion und gipfelnd im Jahr 1918. Dieses war, europäisch betrachtet, ein Jahr der Umbrüche und Revolutionen, schweizerisch gesehen das Jahr des Generalstreiks und, im Kanton Bern, das Jahr, in dem die bisher absolute Herrschaft der freisinnigen Partei in Frage gestellt wurde. Für mich persönlich wurde es eine Zeit, da mein politisches Bewusstsein erwachte. Ich nahm Anteil, las die Zeitung (es waren, wie gesagt, die «Basler Nachrichten»), und es ergab sich, dass ich in manchen Dingen anderer Auffassung war als mein Vater. Nun das Entscheidende: Mein Vater nahm diese anderen Auffassungen ernst und suchte mich durch Diskussionen für seine eigenen zu gewinnen. Befohlen, sich diesen seinen Auffassungen anzuschliessen, wurde nie, es wurde nur argumentiert. Da mein Vater in jenem Moment noch seine eigene Zeitung, die «Buchsi-Zeitung», mitredigierte, brachte er von der Redaktion die zahlreichen Broschüren, die dort eintrafen, nach Hause, unter anderem auch die «Neue Schweiz» aus dem Ragaz-Kreis. Er hatte nichts dagegen, dass ich in solchen Schriften las. Auf diese Weise wurde ich zum politischen Bürger einer Demokratie erzogen, also in einem betont konservativen Haus, wo «freisinnig» mit «radikal» gleichgesetzt und der kritischen Beurteilung ausgesetzt war. Mein Vater pflegte einen Ausspruch seines Vaters zu zitieren, der sich auf die Intoleranz der herrschenden Freisinnigen Partei bezog und der lautete: «Frei denken darf in unserem Staate jedermann, doch denkt er nicht wie wir, so denken wir ihm dran.» Mein Vater hatte eben als junger Mann noch jenen Radikalismus erlebt, der die ungeheuchelten Wahrheiten nicht ertrug.

Gegenwärtig geblieben sind mir die Diskussionen mit meinem Vater über drei politische Gebiete. Das erste habe ich bereits erwähnt, die Preisgabe des Parteinamens «konservativ», die mit dem Aufgehen der bernischen Konservativen Volkspartei in der neu gegründeten «Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei» verbunden war. Die Partei musste sich diesen Namen zulegen, weil sie zu einem grossen Teil aus einem bäuerlichen Anhang bestand, der zuvor freisinnig gewesen war und sich weigerte, der neuen Partei den Namen der einstigen Oppositionspartei des Uli Dürrenmatt zu geben. Es ist ungenau, wenn man sagt, die Reste der Konservativen Partei hätten mit der neuen BGB fusioniert: sie wurden einfach geduldet, durften mitmachen und hofften, auf diese Weise einen gewissen politischen Einfluss zu behalten.

Hiezu noch eine Reminiszenz. Mein Vater hat sie mir später erzählt: Im Jahre 1911 wurde, nach der Gründung der Katholisch-Konservativen Volkspartei (mit der die einst überkonfessionelle liberal-konservative Gruppe verschwand) die Liberale Partei der Schweiz gegründet. Mein Vater, der sich zeit seines Lebens als Liberaler betrachtete, schlug mit anderen zusammen als Namen der neuen Liberalen Partei den Namen «Liberal-konservative Partei» vor. Er drang nicht zuletzt deswegen damit nicht durch, weil der Basler Oeri diese Bezeichnung ablehnte. Der Einfluss meines Vaters war es auch, der mich schon früh veranlasste, die Bücher von Jeremias Gotthelf zu lesen. Gotthelf war aus der liberalen Bewegung der dreissiger Jahre des 19. Jahrhunderts hervorgegangen und galt als der grosse Gegner des Radikalismus und damit als der geistige Vater des politischen bernischen Konservatismus. Schon mit 14 und 15 Jahren hatte ich die beiden Uli-Romane sowie «Die Käserei in der Vehfreude» gelesen. Von nachhaltigem Einfluss auf mich war aber die Lektüre des Romans «Jakobs, des deutschen Handwerksburschen Wanderungen in der Schweiz». Manche unter den literaturhistorischen Kritikern, so auch Muschg, nennen dieses Werk «schlecht» und «polemisch». Ich las es mit Spannung und formte an dieser Lektüre meinen Konservatismus.

Zu den Diskussionen mit meinem Vater gehörte auch der Komplex «Frauen-Stimm- und -Wahlrecht». Mein Vater bekannte sich schon in jenen bewegten Jahren, unmittelbar gegen das Ende des Ersten Weltkrieges, entschieden dazu. Sein Sohn, der pubertierende, erwachende Mann, verstand das nicht. Indessen, mein Vater argumentierte einfach und anschaulich mit den Verhältnissen im Dorfe: War es recht, dass die aktive und sozial so sichtbar wirkende alte Frau Amélie Moser, der das Dorf so viel zu danken hatte, kein Stimm- und Wahlrecht besass, wohl aber der Trunkenbold des Dorfes, der sich selbst und seine grosse Familie mit seinen alkoholischen Exzessen ruinierte, der aber das Stimmrecht besass und sich in jeder Gemeindeversammlung zum Wort melden konnte? Andere Beweisstücke fanden sich im Argumentenkatalog meines Vaters, und obschon meine Mutter eher gegen das Frauenstimmrecht war, ging ich selbst schliesslich als Anhänger des Frauenstimmrechts aus diesen Diskussionen hervor. Nicht zusammen kamen dagegen mein Vater und ich, als 1920 über den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund abgestimmt wurde. Ich stand offensichtlich unter dem Einfluss der Überzeugungen, die Albert Oeri in den «Basler Nachrichten» gegen den Beitritt vorbrachte. Auch als, auf die Veranlassung meines Vaters, in der Kirche zu Herzogenbuchsee Max Huber, der Völkerrechtler, gegen den Bauernpolitiker, Nationalrat Weber aus Grasswil, den Beitritt entschieden befürwortete, blieb ich bei meinem Nein.

Das, was ich von Hause mitbekam, war der Sinn für einen aktiven Konservatismus. Es war der Sinn dafür, alles Werdende müsse sich an dem Bestehenden entfalten. Das Leben an sich und das Leben in der Politik im besonderen ist Bewegung und ständige Veränderung. Der Mensch sträubt sich umsonst gegen diesen Zustand. Alle Sicherungen, die er dagegen aufrichtet, sind nur begrenzt wirksam. Indessen – hinter der Erkenntnis des konservativen Menschen in das Unabänderliche des ständigen Wechsels, der unaufhaltsamen Bewegung steht eine religiöse Kraft, der Glaube an die Wirksamkeit Gottes hinter all diesem Wechsel, hinter dieser ständigen Bewegung.

Mein Vater war deshalb Anhänger der Idee des Völkerbundes, weil er es für ein Ziel der Politik hielt, die Bedeutung des Rechts in der Gesellschaft zu verbessern, ständig umfassender zu gestalten. Darin lag für ihn die Bedeutung der Gerechtigkeit im öffentlichen Leben. Das Recht sollte die willkürliche, gewalttätige Macht verdrängen. In diesem Sinne sah er im Völkerbund einen Anfang. In diesem Sinne hatte er auch den Überfall der Deutschen im Jahre 1914 auf das neutrale Belgien als schweren Rechts-

bruch verurteilt. Als einer der ganz wenigen im Dorf bekannte er sich öffentlich zu dieser Auffassung. Im Urteil über den deutschen Neutralitätsbruch gegenüber Belgien hielt er es mit den Welschen. Ich erinnere mich noch genau, dass er mich ausdrücklich auf Spittelers Rede aufmerksam machte und mit Entschiedenheit die Auffassung vertrat, gerade ein kleines Land wie die Schweiz müsse auf Belgiens Seite stehen.

Fragende Kritik war bei uns nicht nur erlaubt, sondern geschätzt. Als im Herbst 1918 der Generalstreik ausbrach und Teile der Armee zum Ordnungsdienst aufgeboten wurden, gab sich in mehrfacher Hinsicht ein Anlass für Fragen und Antworten. Aus Tischgesprächen erfuhr ich, dass der Generalstreik mit seinen politischen Hintergründen zwar ein illegaler, revolutionärer Akt sei, dass ihm aber das herrschende freisinnige Regime mit schlechtem Gewissen entgegentrete. Mein Vater wies auf den Putsch hin, den zwanzig Jahre zuvor radikale Tessiner gegen die gewählte konservative Regierung inszeniert hatten, in welchem es der freisinnige Bundesrat zuliess, dass der ebenfalls freisinnige Kommandant der eidgenössischen Ordnungstruppen selbst das Regiment ergriff, ohne die rechtmässige Regierung in ihre Funktion einzusetzen. Mit Bezug auf den Generalstreik wurde an unserem Tisch vermerkt, der mehrheitlich freisinnige Bundesrat sei jetzt froh darüber, sich – um die Ordnung zu stützen – auf die Bataillone aus den konservativen Kantonen verlassen zu können. Das Streben nach Objektivität ging bei meinem Vater noch weiter. Das Aufgebot der Truppen für den Ordnungsdienst schlug in das Tragische um, als unter den Soldaten die verheerende Grippe ausbrach, die sich in jenen letzten Wochen des Ersten Weltkrieges nun auch in der Schweiz rapide verbreitete. Sie forderte in grossem Umfang ihre Todesopfer unter den Soldaten. Die improvisiert errichteten Notspitäler für die Truppe waren überfüllt. Das steigerte den Unwillen im breiten Volk gegen jene, die den Generalstreik inszeniert hatten. Das hinderte aber meinen Vater nicht, festzuhalten, mit zu den Verantwortlichen der schweren Situation gehöre der Oberfeldarzt der Armee; was sich nämlich jetzt gezeigt habe, sei, dass, nach mehr als vier Jahren aktiven Dienstes der Armee, das Sanitätswesen total vernachlässigt worden war. Nicht auszudenken, was da im Kriegsfall geschehen wäre! Mein Vater sagte das nicht «hinter der vorgehaltenen Hand» zu meiner Mutter, sondern in einer offenen Diskussion, als ich das landläufige Argument vorgebracht hatte, der Ausbruch der Grippe beweise die Unverantwortlichkeit der Drahtzieher des Generalstreiks.

Alles in allem: Meine politische Erziehung begann schon in meinen frühen Jugendjahren. Sie war nicht systematisch vorgeplant, sondern ergab sich wie von selbst, aus der vorurteilslosen Diskussion über das, was sich in der politisch bewegten Zeit abspielte.

Ausschnitte aus dem Buch «Zeitwende – Stationen eines Lebens.» Luzern/Basel 1986. Nachdruck mit freundlicher Bewilligung der Verlage Maihof AG, Luzern/Cratander AG, Basel. Der ganze Band ist im Buchhandel erhältlich. Haupttitel und Untertitel stammen von der Redaktion.

#### DIE OBER AARGAU-SEELAND-BAHN

# Ein Projekt aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg WERNER NEUHAUS

Während heute im Oberaargau erneut Bahnprobleme gewälzt werden, boten die Eisenbahnen bereits im letzten Jahrhundert Diskussionsstoff zur Genüge: Zuerst war von der Nationalbahn die Rede, während später eine «Oberaargau-Seeland-Bahn» mit Ausgangspunkt in Herzogenbuchsee geplant war. Unser Rückblick soll die damaligen Ideen der Vergessenheit entreissen; möglicherweise kann der eine oder andere Leser gar gewisse Ähnlichkeiten mit den heutigen Meinungsverschiedenheiten entdecken.

#### Bau und Ende der Nationalhahn

Das Eisenbahnnetz von 1875 wies bereits eine abwechslungsreiche Vielfalt auf: So bestand damals schon eine durchgehende Bahnlinie vom Genfersee über Lausanne-- Bern – Herzogenbuchsee – Olten – Zürich – Winterthur – St. Gallen zum Bodensee mit einer Abzweigung über Frauenfeld nach Romanshorn. Ebenfalls fertiggestellt war damals die Strecke von Lausanne über Neuchâtel – Biel – Solothurn nach Herzogenbuchsee – und da soll noch jemand behaupten der «Süd-Plus-Ast» der Bahn 2000 von Solothurn Richtung Herzogenbuchsee sei eine Idee des 20. Jahrhunderts... Dazu kamen als weitere wichtige Routen jene von Basel über den alten Hauenstein nach Olten – Luzern und von Basel via Bözberg nach Zürich – Sargans – Chur und Buchs – Rorschach. Noch fehlten aber die grossen Tunnelbauten am Simplon, Lötschberg, Gotthard und Albula.

# Kampf gegen die «gewinnsuchenden Privaten»

Die skizzierten Verbindungen der grossen Zentren schienen aber den damaligen Demokraten gar nicht zu gefallen; vor allem von Winterthur aus (unter ihrem Stadtpräsidenten J.-J. Sulzer) inszenierten sie einen Kampf des «Volkes» gegen die sogenannten «Herren» und «Bundesbarone». Kritisiert wurde dabei insbesondere, dass die bisherigen Privatbahnen ihr Geld von «gewinnsuchenden Privaten» und sogar von ausländischen Banken erhalten hatten. Nicht zuletzt aus parteipolitischen Gründen sollte nun quer durch die Gebiete der von den Liberalen (unter Dr. Alfred Escher aus Zürich) beherrschten «Herrenbahnen» eine neue Eisenbahnlinie vom Genfersee an den Bodensee gezogen werden. Als Linienführung schwebte den Initianten folgende Strecke vor: Vom Genfersee über Payerne nach Lyss – Solothurn und von dort nach Olten mit Fortsetzung über Suhr – Lenzburg – Mellingen – Baden – Wettingen – Zürich Seebach – Kloten – Effretikon nach dem politischen Zentrum Winterthur mit Fortsetzungen je nach Konstanz und Singen. Zweiglinien sollten zudem von Winterthur durchs Tösstal nach Rapperswil und – ebenfalls vom Bahnknotenpunkt Winterthur aus – über Bülach nach Waldshut geführt werden.

#### Die «Volksbahn» soll die grossen Zentren umfahren

Konsequent war man bestrebt, die grossen Zentren zu umfahren, da man den «Herrenbahnen» nicht zu nahe kommen wollte. Lediglich Winterthur sollte da eine Ausnahme spielen; selbstverständlich musste die Hochburg der Demokraten mit zahlreichen Bahnlinien bestückt werden. Da die Nationalbahnpläne aber einige Zeit nur auf dem Papier bestanden, da zur Bauausführung das nötige Kleingeld fehlte, verstrichen einige Jahre, bis an eine Realisierung gedacht werden konnte. Inzwischen war aber die Gäulinie zwischen Solothurn und Olten erstellt worden, so dass man den Verlauf der Nationalbahn östlich von Lyss flugs anzupassen hatte: Anstelle der Linie Lyss – Solothurn – Olten wurde eine Querverbindung von Lyss über Bätterkinden – Utzenstorf nach Herzogenbuchsee geplant. Von dort sollte die «Volksbahn» über Langenthal nach Zofingen weitergeführt werden, wobei in Suhr das ursprünglich geplante Trassee wieder erreicht worden wäre.

Diese Variante von Lyss aus durch das Limpachtal nach Herzogenbuchsee war nun keineswegs eine neue Idee, war doch tatsächlich bereits am 23. Februar 1872 eine Konzession für eine normalspurige Eisenbahn Lyss – Herzogenbuchsee (via Limpach – Koppigen – Höchstetten – Hellsau – Seeberg) erteilt worden. Mit einer 15seitigen Broschüre hatte sich Nationalrat

# Konzessionsakt

für ben

# Bau und Betrieb einer Eisenbahn

von ber

bern. Staatsbahn in der Jegend von Lyß

über

Wengi, Messen, Limpbach, Patterkinden, Uhenftorf, Koppigen, Sochstetten, gellfau und Seeberg

nady

Bergogenbuchfce.

Am 23. Februar 1872 wurde tatsächlich eine Konzession zum Bau einer normalspurigen Eisenbahn zwischen Lyss und Herzogenbuchsee erteilt. (Bild: Staatsarchiv des Kantons Bern)

A. Friedr. Born im Dezember 1871 für eine solche Bahn eingesetzt, wobei er ganz speziell die zu realisierende Abkürzung für den Verkehr von Olten nach Genf hervorstrich. Über Bern seien nämlich 170 Kilometer und über Biel 163 Kilometer zurückzulegen, während die Route über die geplante Eisenbahn Lyss – Herzogenbuchsee mit 148 Kilometern auskomme. Es stehe daher ausser Zweifel, dass die projektierte Linie «eine rentable Bahn» sein werde.

#### Die kümmerlichen Reste der Nationalhahn

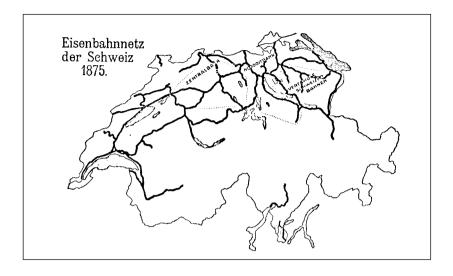
Obwohl Jakob Stämpfli, Bundesrat von 1854 bis 1863, eine tatkräftige Unterstützung der Nationalbahn auf bernischem Boden versprach, gedieh der Bahnbau nicht über die Streckenabschnitte der Ostsektion hinaus. Eröffnet wurden im Jahr 1875 die Strecken Winterthur – Etzwilen – Singen und Etzwilen – Kreuzlingen – Konstanz. Zwei Jahre später gelang es noch, die westliche Weiterführung ab Winterthur über Wettingen – Lenzburg – Suhr bis nach Zofingen sowie die kurze Verbindungsstrecke Suhr – Aarau zu eröffnen.

An eine Weiterführung der Nationalbahn Richtung Genfersee war nicht mehr zu denken, da die Betriebsergebnisse keineswegs den hochgesteckten Zielen entsprachen. 1878 musste das Bundesgericht gar die Zwangsliquidation der 156 Kilometer langen Nationalbahn verfügen. Zu einem Spottpreis von vier Millionen Franken (bei Baukosten von über 31 Millionen Franken!) gelangten die Bahnstrecken an die Nordostbahn (NOB), und die «Schweizer Grenzpost» konnte am 24. Februar 1878 hämisch melden: «Die Nationalbahn ist tot – der Schwindel hat ein Ende.» Damit waren die Träume von Herzogenbuchsee, eine wichtige Zwischenstation einer neuen Ost-West-Verbindung zu werden, für Jahre ausgeträumt.

#### Statt einer Normalspur- eine Schmalspurbahn projektiert

Nachdem sich die hochfliegenden Pläne zum Bau einer durchgehenden Nationalbahn, die unter Umfahrung aller grossen Zentren vom Genfersee zum Bodensee hätte führen sollen, zerschlagen hatten, tauchten in der Folge bald einmal Pläne für eine Lokallinie zwischen Lyss und Herzogenbuchsee auf. War in der ersten Begeisterung noch die Rede von einer Normalspurbahn, änderten die Initianten später ihre Pläne auf eine – im wahrsten Sinne des Wortes – Schmalspurvariante ab.

Das Scheitern der vor allem politisch begründeten Idee einer durchgehenden Nationalbahn schien den damaligen Bahninitianten wenig Eindruck zu machen. Zunächst schwebte ihnen eine schmalspurige Strassenbahn von Herzogenbuchsee über Seeberg – Höchstetten nach Koppigen vor. Doch auch die Bewohner des Limpachtals und des solothurnischen Bucheggbergs «sehnen sich nach einer Eisenbahnverbindung» – so wenigstens



ist es in den alten Eisenbahnakten vermerkt, welche unter der Signatur «BB 10.3, Nummern 118 bis 122» im Staatsarchiv des Kantons Bern verwahrt sind.

Kurze Zeit später einigte man sich darauf, eine Normalspurbahn für 4,2 Millionen Franken von Herzogenbuchsee nach Lyss zu planen. Doch Regierungsstatthalter Schär aus Burgdorf ist verzweifelt: Wie soll er bei den neun betroffenen Gemeinden in seinem Amtsbezirk eine «gehörige» Vernehmlassung durchführen; wenn man für jede Gemeinde 14 Tage einsetzte, ergäbe dies ja 4½ Monate! Von der «tit. Baudirektion des Cantons Bern» trifft dann der Vorschlag ein, das Projekt allen Gemeindedelegierten an einem zentralen Ort gleichzeitig vorzustellen. Diese Versammlung findet dann am 10. Mai 1899 in der Wirtschaft Werthmüller in Niederösch statt. Aus Wengi trifft bereits «freudige Zustimmung» ein, während die Direktion der Bauten und Eisenbahnen Ende Mai das Regierungsstatthalteramt Wangen speziell auffordern muss, die «beförderliche Vernehmlassung» über die seit Ende April vorliegenden Pläne bis spätestens am 5. Juni unter Dach zu bringen. Da praktisch keine Einwendungen gegen den geplanten Bahnbau eintreffen, steht der Erteilung einer Eisenbahnkonzession nichts mehr im Wege. So beschliessen der Nationalrat am 6. November 1903 und der Ständerat zwei Wochen später, an die Herren R. Lerch (Utzenstorf), J. R. Weber

(Grasswil), F. Suter (Messen) und K. Jordi (Herzogenbuchsee) die Zustimmung zu erteilen, eine normalspurige Nebenbahn von Lyss über Utzenstorf nach Herzogenbuchsee, eventuell mit Abzweigung von Koppigen nach Kirchberg, zu bauen und zu betreiben. Speziell wurde in Artikel 3 festgelegt, dass der Sitz der Gesellschaft in Herzogenbuchsee sein müsse. Bis Ende 1905 waren die technischen und finanziellen Vorlagen zum Bahnbau samt Statuten dem Bundesrat vorzulegen, was offensichtlich nicht zu bewerkstelligen war. Es kam, wie es kommen musste: Die Bahn wurde nicht gebaut, da sich innert nützlicher Frist keine finanzkräftigen Kreise gewinnen liessen.

#### Erstmals ist die Rede von einer elektrischen Schmalspurbahn

Während bei den bisherigen Bahnprojekten stets von einer normalspurigen Ausführung (mit einer Spurweite von 1435 mm) und – der Zeit entsprechend – vom Dampfbetrieb die Rede war, tauchte nun erstmals die Idee auf, eine elektrische Schmalspurbahn zu erstellen. Mit der Spurweite von einem Meter versprach man sich eine gewisse Reduzierung der Baukosten. Zudem war in Aussicht gestellt, auf gewissen Streckenabschnitten die bestehenden Strassen zu benützen, womit natürlich weitere Einsparungen erzielt werden konnten.

Eine erste «urkundliche» Erwähnung der elektrischen Schmalspurbahn findet sich in einer internen Notiz eines technischen Beamten der Eisenbahndirektion des Kantons Bern. Dieser klärt nämlich am 17. Juni 1908 seinen Chef dahingehend auf, die Ausarbeitung der Detailpläne «sollte nicht so sehr Eile haben, dass sie schon Ende November unter Dach sein muss. Eine 46 Kilometer lange Bahn kann nicht über die Schnur gehauen werden. Herr Beyeler dürfte froh sein, im Winter Büroarbeit zu haben». Also: «Nume nid gschprängt!»

### Namensänderung in «Oberaargau-Seeland-Bahn»

Die Bahninitianten liessen aber nicht «lugg», sondern doppelten am 7. Dezember 1908 mit einem (handgeschriebenen) Brief auf hochoffiziellem Briefpapier «Elektrische Schmalspurbahn Herzogenbuchsee – Koppigen –

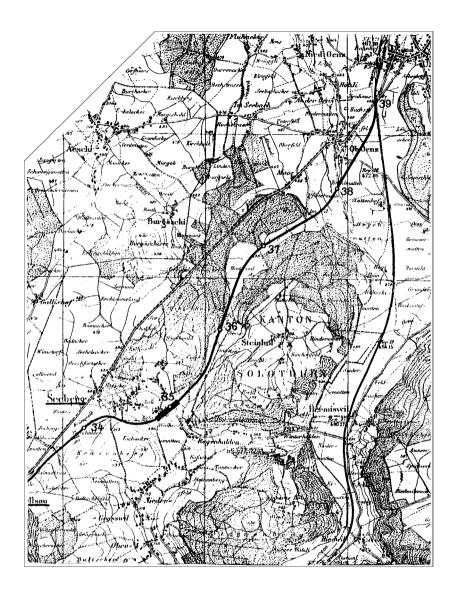
Utzenstorf – Lyss und Koppigen – Kirchberg» gleich nochmals nach, dass es ihnen mit der Sache ernst sei. Spezielle Probleme bot dabei die geplante Benützung der Strassen, musste doch dafür entweder beim Grossen Rat (für Staatsstrassen) oder bei den betreffenden Gemeinden (für Gemeindestrassen wie beispielsweise Herzogenbuchsee – Niederönz) eine entsprechende Bewilligung eingeholt werden. Speziell sei dabei erwähnt, dass man damals sogar daran dachte, auf Rollschemeln normalspurige Güterwagen zu befördern.

#### Miststöcke standen dem Bahnprojekt im Weg

Da gegen den beabsichtigten Bau einer elektrischen Schmalspurbahn keine Opposition auftauchte, konnte Ende 1909 an die Herren Schärer und Luder aus Koppigen die eidgenössische Konzession erteilt werden. Vorgeschrieben waren in Artikel 13 täglich mindestens sechs Züge pro Richtung, wobei die Fahrgeschwindigkeit der Züge... «vom Bundesrate festgesetzt» wird. Hingegen fällt auf, dass Herzogenbuchsee diesmal nicht als Sitz der Gesellschaft vorgesehen war; diese Ehre sollte Koppigen zufallen.

Erstmals tauchte nun auch ein einprägsamer Name der geplanten Bahn auf, stellte das Initiativ-Komitee doch Mitte Dezember 1911 das Gesuch, die bisherige Bezeichnung «Elektrische Schmalspurbahn Herzogenbuchsee – Koppigen – Utzenstorf – Lyss und Koppigen – Kirchberg» in die weit einprägsamere Form «Oberaargau—Seeland-Bahn» abzuändern. Somit war ein Name für ein Unterfangen gefunden worden – ein Unterfangen, das ein gutes Dutzend Jahre die ganze Gegend immer wieder in Bann zog.

Das Initiativkomitee für die nun als Schmalspurbahn geplante Verbindung von Herzogenbuchsee nach Lyss machte sich rechtzeitig daran, die nötigen Gelder für das Unterfangen zu mobilisieren. Wie es sich gehört, wurde selbstverständlich auch der Kanton Bern um einen milden Beitrag angegangen. Nachdem ein Volksbeschluss am 28. Februar 1897 die Subventionierung einer solchen Bahnlinie (wie beispielsweise auch einer Eisenbahn von Thun durchs Simmental nach Bulle) ausdrücklich befürwortet hatte, war das Geld beim Kanton Bern ziemlich leicht locker zu machen. Ein Jahr nach dem entsprechenden Regierungsratsbeschluss kam aber aus, dass ein folgenschwerer Fehler bei der Berechnung des Kantonsbeitrags unterlaufen war: Ein Beamter der Eisenbahndirektion erinnerte sich nämlich plötzlich daran, dass die geplante Eisenbahn auch die Gemeinde Messen be-



Die Variante für die Streckenführung zwischen Herzogenbuchsee und Hellsau: Oberönz und Seeberg werden nur ganz am Rande bedient.

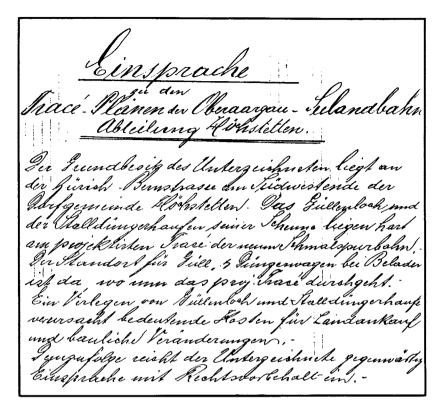
diene und genau 2407 Meter auf deren Gemeindegebiet befahren sollte. «Die Gemeinde Messen liegt eben im Kanton Solothurn» – und somit hat in freundeidgenössischer Weise der Nachbarkanton genau 4400 Franken an die Bahnkosten beizusteuern! Womit einmal genauestens beziffert ist, wieviel exakte Geografiekenntnisse wert sind…

#### Die geplante Linienführung

Wie den noch heute im Staatsarchiv verwahrten Plänen zu entnehmen ist, waren für den Bahnbau zwei verschiedene Varianten in Aussicht gestellt. Die kostengünstigere Lösung sah vor, auf der Strecke zwischen Herzogenbuchsee und Hellsau durchgehend die bestehende Staatsstrasse mitzubenützen; erst von Hellsau an war ein separates Bahntrassee bis nach Koppigen geplant. Dort war dann eine Abzweigung nach Kirchberg (mit Anschluss an die Bahnlinie Burgdorf – Solothurn) vorgesehen. Die Hauptstrecke sollte hingegen schnurstracks nach Utzenstorf und – nach Überquerung der Emme – nach Bätterkinden führen. Entlang dem Limpachtal wäre dann schliesslich Lyss erreicht worden.

Eine wohl etwas teurere Variante sah hingegen auf der gesamten Betriebslänge ein eigenes Bahntrassee vor, das wie folgt durch die Gegend geführt hätte: Von Herzogenbuchsee aus umfuhr man Oberönz rund einen halben Kilometer südlich des Dorfes. Auch die Station Seeberg wäre hier an den südlichen Rand der Bebauung zu liegen gekommen, und erst Hellsau sollte mit einer Station mitten im Dorf beglückt werden. Von dort an folgte das Trassee der oben beschriebenen Variante.

Die auf den Gemeindeverwaltungen aufgelegten Pläne schienen aber der ortsansässigen Bevölkerung nicht überall zu passen; es hagelte Einsprachen noch und noch. So schrieb am 24. Januar 1912 Hans Christen, Sägerei, Holzhandlung und Knochenstampfe in Lyss, an den «tit. Gemeinderat», man solle in der Nähe seines Betriebs eine Haltestelle errichten. Resoluter tönte es aus dem Schreiben von Albrecht Christen, Müller in Lyss: Das Trassee verlaufe viel zu nahe an seiner Mühle und an dem «obenher» stehenden Hause. Er müsste dazu einzelne Teile des Gebäudes entfernen, doch werde er hierzu «seine Einwilligung nie erteilen». Sein Vorschlag lautete klipp und klar, die Bahn mitten auf die Strasse zu verlegen – so störe sie (ihn) am wenigsten!



Die handschriftlich eingereichte Einsprache wegen «Güllenloch und Stalldüngerhaufen» von Landwirt Jakob Heiniger.

Der Gemeinderat Herzogenbuchsee seinerseits kritisierte die gelieferten Pläne wie folgt: «Es ist zu bemerken, dass die Pläne nicht an übertriebener Klarheit leiden.» Er erhob überdies Einsprache, da die bestehenden Alignementspläne ausser acht gelassen worden seien und daher der geplante Grubenweg und der Eisenweg nicht mehr erstellt werden könnten; die Bahnanlage sei daher etwas nach Westen zu verlegen. Anders tönte es von einem Landwirt aus Lyss: «So wie dasselbe gegenwärtig im Plane eingezeichnet ist, müsste ich meine Düngergrube verlegen, was ich ganz unmöglich tun kann.»

#### Hoffnungen und ihr Ende

In Seeberg erhitzten sich die Gemüter ganz speziell beim Ansinnen, die Bahn südlich des Dorfes durchzuführen. Der Gemeinderat wehrte sich in der Folge ganz vehement gegen diese sogenannte «Löhlivariante» und argumentierte dabei wie folgt: «Es ist nicht zulässig, eine Klingelbahn zu bauen, welche sich auf allen möglichen Umwegen durch Wald und Heide schlängelt.»

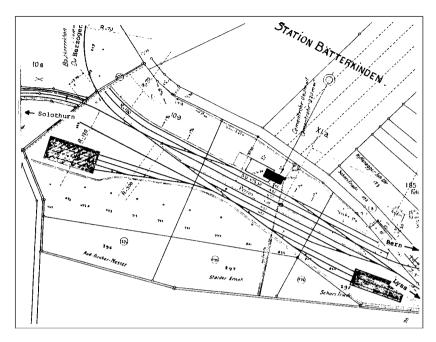
Es erstaunt heute eigentlich noch, dass die Bahninitianten angesichts dieser Widerstände die Flinte nicht ins Korn warfen. Vielmehr wurden die Planungsarbeiten weitergeführt, damit der definitive Beschluss über den Beitrag der Kantone Bern und Solothurn gefasst werden konnte. Gleichzeitig zeichnete man eifrig Pläne für das einzusetzende Rollmaterial und stellte (wenigstens auf dem Papier) bereits einen ersten Fahrplan für die Strecke von Herzogenbuchsee nach Lyss auf.

Welches Rollmaterial sollte auf dem rund 50 Kilometer langen Streckennetz der Oberaargau—Seeland-Bahn (OSB) eingesetzt werden? Für die Personenzüge waren elektrische Motorwagen mit 50 Sitzplätzen vorgesehen, während die ebenfalls geplanten speziellen Güterzüge von besonderen Gütertriebwagen gezogen worden wären. Zu den insgesamt sieben Motorwagen sollten sechs Personen-Anhängewagen sowie fünfzehn zweiachsige Güterwagen kommen. Zudem war geplant, auf Rollschemeln normalspurige Güterwagen zu befördern, damit ein Umlad in Lyss, Utzenstorf oder Herzogenbuchsee umgangen werden konnte.

Bereits lag auch schon ein detaillierter Fahrplanentwurf vor, der in Herzogenbuchsee Zugsabfahrten um 6.50, 8.45, 12.00, 13.40, 16.16, 18.28 und 21.30 Uhr vorsah. Dazu kam um 6.10 Uhr noch ein Güterzug.

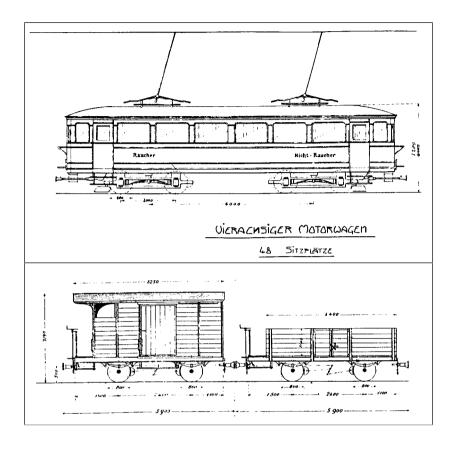
#### Bauleiter wird gesucht

Die Pläne waren inzwischen weitgehend bereinigt worden, und die Finanzierung konnte ebenfalls unter Dach gebracht werden. Es war also höchste Zeit, nach einem geeigneten Bauleiter Ausschau zu halten. So erschien im Sommer 1912 ein Inserat mit den genauen Anforderungen. Der gesuchte «tüchtige» Bauleiter sollte nicht nur eine abgeschlossene Hochschulbildung, sondern zudem noch einige Erfahrung bei anderen Bauten mitbrin-



Ein Plan der ursprünglich geplanten Gemeinschaftsstation für die Elektrische Solothurn-Bern-Bahn (ESB) und die Oberaargau-Seeland-Bahn (OSB) in Bätterkinden mit sechs Stationsgeleisen und zwei Depotgebäuden. Noch heute zeugt das grosse Bahnhofsgebäude von dieser Zeit. (Bild: Archiv RBS, Worblaufen)

gen und sich ausschliesslich dem Bau der Oberaargau–Seeland-Bahn widmen. Das Inserat schien weitherum Beachtung gefunden zu haben, meldeten sich doch nicht weniger als 32 Kandidaten. Recht vorsichtig klopfte dann am 9. Juli 1912 der Verwaltungsrat der OSB beim Regierungsrat des Kantons Bern an, wann die Bewerberliste besprochen werden dürfe, um die Wahl vorzunehmen. Offenbar konnte sich die hohe Regierung des Kantons Bern (die Kollegen aus Solothurn überging man «einfachheitshalber») mit dem vorgeschlagenen Bauleiter einverstanden erklären, so dass auf den 1.-Dezember 1912 Ingenieur Hermann Ritz aus Ferenbalm angestellt wurde. Bei der Station Kirchberg kam ein «Baubureau» zu stehen, und jedermann wartete auf den unmittelbar bevorstehenden Baubeginn.



«Erforderliche Geldmittel» fehlen

Einen ersten Dämpfer mussten die Bahninitianten (und damit auch die Bevölkerung der ganzen Region) aus einem Schreiben des Regierungsrats des Kantons Bern entgegennehmen. Die Auszahlung des längst bewilligten Staatsbeitrags für den Bahnbau wurde nämlich auf unbestimmte Zeit verschoben, da die «erforderlichen Geldmittel» schlicht nicht zur Verfügung stünden. Besonders übel vermerkt wurde von den OSB-Initianten natürlich, dass die benachbarte Solothurn–Bern-Bahn von einer «analogen obrigkeitlichen Massnahme» verschont geblieben sei und frischfröhlich mit dem Bahnbau hatte beginnen können. Zusätzliche Sorgen bereitete die

(allerdings erst am 10. April 1926 eröffnete) Solothurn–Bern-Bahn bei der Station Bätterkinden, mussten doch hier die beiden Schmalspurbahnen in eine einzige Stationsanlage zusammengeführt werden.

Der Verwaltungsrat der OSB setzte natürlich seine Bemühungen fort, die kantonalen Gelder locker zu machen. Am 29. März 1913 setzte er die kantonale Eisenbahndirektion in Kenntnis, dass eine Delegation in «Bern» vorsprechen möchte, doch traf schon fünf Tage später die Antwort ein, jede Audienz sei zwecklos, da die Mittel fehlten. Endlich raffte sich der Kanton Bern im Sommer 1914 auf, eine erste Teilzahlung zu leisten, doch machte der Ausbruch des Ersten Weltkrieges einen argen Strich durch die Rechnung. Alle Bemühungen für einen Bahnbau mussten nun zurückgestellt werden, und nach Kriegsende gelang es nicht mehr, die frühere Begeisterung (und noch viel weniger das benötigte Geld) auf die Bühne zu bringen.

Der Generalversammlung der Oberaargau–Seeland-Bahn blieb daher am 23. September 1922 nichts anderes übrig, als die Auflösung der Gesellschaft und die Liquidation des Unternehmens zu beschliessen. Auf den 24.-März 1924, nachmittags 2.15 Uhr, wurden die Aktionäre ins Hotel Guggisberg in Burgdorf eingeladen, um die jahrelangen Bahnträume endgültig zu begraben. Zwölf sauber gedruckte Geschäftsberichte und einige Dossiers mit Bauplänen und Schreiben sind heute die einzige Erinnerung an die Idee, eine Eisenbahn von Herzogenbuchsee über Utzenstorf – Bätterkinden nach Lyss zu erstellen.

#### KNECHT UND VERDINGBUB

#### Sozialreportagen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs

PETER SURAVA / PAUL SENN

Im Jahrbuch 1993 druckten wir drei Sozialreportagen über die Heimarbeiterinnen von Eriswil ab, die der Journalist Peter Surava und der Fotograf Paul Senn in den Jahren 1943/44 in der Wochenzeitung «Die Nation» veröffentlicht hatten. Hier lassen wir zwei weitere Reportagen aus dem Oberaargau folgen, die auf krasse Missstände aufmerksam machten, unter denen landwirtschaftliche Arbeitskräfte zu leiden hatten. Alle Fotos in diesem Artikel stammen von Paul Senn (1901–1953). Paul-Senn-Archiv, Stiftung FFV, Kunstmuseum Bern.

#### Der Knecht

«Das ist die Geschichte des Knechtleins Otto Bichsel. Er sitzt heute als Kläger auf der Gerichtsbank, und neben ihm sitzen seine Meistersleute als Angeklagte: Die Bäuerin Frau Witwe Gfeller und der Bruder ihres verstorbenen Mannes, der in seiner Wohngemeinde als jähzorniger Mann bekannte Gody Gfeller. Dieser schaut mit bösen Augen im Gerichtszimmer herum, und er hat seine Gründe dazu. Er hat seinen Knecht, den armen, gebrechlichen und überaus gutmütigen Bichsel dermassen geschunden und geplagt, dass die Behörden den Peiniger von der Arbeit weg verhaften liessen und kurzerhand in Untersuchungshaft steckten, wo er nun anderthalb Monate über das erste und höchste Gebot Gottes nachdenken konnte. Was aber offensichtlich nicht viel gefruchtet hat, denn Gody Gfeller zeigt keinerlei Einsicht oder gar Reue. Er hat gar nicht das Gefühl, sein Knechtlein schlecht behandelt zu haben. Ja, er habe ihn schon einmal geboxt und auch einmal mit der Peitsche in seine Gichtbeine gezwickt, aber das sei nicht so schlimm gewesen. Der Bichsel sei halt jeweils einfach abgehockt, wenn er nicht mehr mochte. Das allerdings scheint sehr glaubhaft, wenn man vernimmt, dass Bichsel meistens vierzehn oder sechzehn Stunden arbeiten



Der Knecht Otto Bichsel 1944.

musste und von Nachbarsleuten oft nachts 11 und 12 Uhr noch auf dem Felde gesehen wurde, wo er dann manchmal vor Müdigkeit und Schwäche einfach zusammenbrach und die ganze Nacht liegen blieb. Er habe ja immer das Haus offengelassen, meint der Gfeller Gody gnädig.

Auch dass er dem Knecht erst zu essen gab, wenn diese und jene Arbeit getan sei, das findet er gar nicht absonderlich. Und Bichsel, den die Nachbarsleute sehr oft sahen, wie er in jeder Hand eine Sense als Krücke benützend, aufs Feld zur Arbeit humpelte, war abends jeweils so müde, dass er nicht mehr die Kraft hatte, die drei Meter Stiege in seine armselige Kammer hinaufzusteigen und einfach unten liegen blieb.

«Habt Ihr denn das nie gesehen?» frägt der Richter den Gody.

Nein, da war der Gody jeweils eben bereits im Bett.

«Und habt Ihr dem Bichsel nie gesagt, er sei ein fauler Chaib?» frägt der Richter weiter.

Er habe mehr als einmal gesagt, er könne mehr arbeiten.

«Wir wollen aber die ganze Wahrheit wissen!» insistiert der Richter.

Der Gfeller Gody ist aber nicht davon überzeugt, dass er einmal gesagt hat, Bichsel sei ein fauler Chaib, hingegen erinnert er sich, ihn geboxt und ihm mit der Peitsche über «d'Haxe zwickt z'ha».

Und ob es ihm nicht aufgefallen sei, dass der Bichsel schwach und gebrechlich war?

Doch schon, aber Bichsel habe nur immer über die Beine geklagt (weshalb er ihm wohl mit der Peitsche hin und wieder eins darüber zwickte!).

Als aber dann schliesslich die Behörden von diesen Zuständen Kenntnis erhielten und der Landjäger den armen Bichsel in vollkommen erschöpftem Zustande, mit über und über zerrissenen Hosen und mit einem Hemd, das ihm in Fetzen vom Leib hing, auf einem Fuhrwerk abholen und ins Armenhaus bringen musste, da rief der Gody Gfeller dem armen Bichsel noch zu: «Gäll Otti, du hesch dä bi üs nüd z'chlage...?» Worauf der gutmütige und verängstigte Bichsel zur Antwort gab: «Nei, nei ...»

Die Untersuchung aber förderte dann die Wahrheit zutage. Der Landjäger, der auf eine Mitteilung des Regierungsstatthalteramtes Bern eine Untersuchung durchführte, erzählt, dass die Nachbarsleute diese Zustände schon lange beobachtet hätten, dass jedoch niemand einzuschreiten wagte aus Angst vor dem bösen Gody Gfeller. Ein Zeuge hatte sogar Angst, der Gody würde ihm das Haus anzünden, wenn er gegen ihn auftrete. Der Landjäger, der dann Bichsels Bude aufsuchte, musste feststellen, dass dort eine unglaubliche Unordnung herrschte. Die Kleider lagen dreckig und nass am Boden herum, und darüber breitete sich eine Schicht Staub und Dreck, die 4 bis 5 Zentimeter dick war! Kein ganzes Hemd und keine ganze Hose war vorhanden. Die Hudeln hätte man im Armenhaus grad verbrannt...

36 Jucherten hat das Heimet und 19 Stück Vieh.

Hätte Bichsel diese Arbeit bewältigen können, wenn er ganz gesund gewesen wäre? frägt der Richter.

Bei weitem nicht! Der Hof habe übrigens rentiert, meint der Landjäger, und Gfellers hätten wohl noch einen zweiten und dritten Knecht anstellen

können. Ein Zeuge aus der Nachbarschaft, ein währschafter Bauer, ist der Ansicht, dass für dieses Heimet drei bis vier gesunde, starke Knechte nötig seien!

Es war also angenehmer, bei Gfellers ein Stück Vieh zu sein als ein Mensch!

Jawohl, so war es! Das Leben Bichsels war menschenunwürdig.

Und nun wirft Gerichtspräsident Dr. Trösch, der die Untersuchung mit viel menschlichem Verständnis und gerechter Strenge führt, dem Gody Gfeller die Maschen des Gesetzes über den Kopf:

Wenn es so weitergegangen wäre, dann wäre Bichsel infolge Überanstrengung eines Tages einfach tot liegengeblieben!>

Und Gfeller muss zugeben, dass die Arbeit für Bichsel «zuviel» war. Man habe ja gesehen, dass er gebrechlich sei. Damit hat sich der Angeklagte hoffnungslos im Netz des Artikels 135 verfangen, der da heisst:

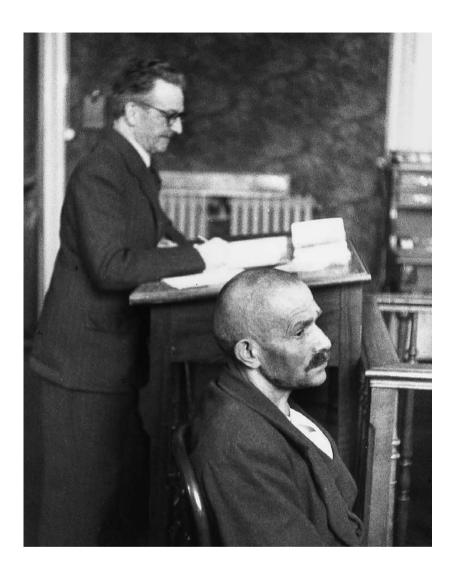
Wer aus Selbstsucht oder Bosheit einen gebrechlichen Angestellten so überanstrengt, dass dessen Gesundheit eine Schädigung oder Gefährdung erleidet, wird mit Gefängnis oder Busse bestraft.

Man wundert sich jetzt nur noch, was die Meistersfrau, die eigentlich in erster Linie verantwortlich wäre, dazu zu sagen hat. Und nun stellt sich zu allem Elend noch die Ungeheuerlichkeit heraus, dass der arme Bichsel für seine Schinderei und Schufterei während 22 Monaten nicht einen einzigen Rappen Lohn erhalten hat. Er hätte keinen verlangt, meint die Meistersfrau, und sie habe ihm dafür jeweils Tubak gekauft! Diesen Tubak, und überhaupt alles, was Bichsel brauchte, hat die Frau aber fein säuberlich in ein Büchlein geschrieben. Ihm den Lohn zu zahlen, das jedoch hat sie vergessen!

Den Tubak aber brauchte der Bichsel zum Schiggen, um damit den Hunger besser vertreiben zu können, wenn er jeweils (auch sonntags!) oft nach 11 Uhr nachts noch Gras mähen musste.

Man begreift, dass der Richter mit dieser Bäuerin, die jede frauliche Tugend vermissen lässt, scharf ins Zeug fährt und ihr das sagt, was ihr gesagt werden muss. Dass es ihre Pflicht als Meistersfrau gewesen wäre, dem Bichsel für Wäsche und Kleider zu sorgen, ihm Lohn zu geben und überhaupt zum Rechten zu sehen, und dass es ganz bedenklich sei, wenn man einem Knecht keinen Lohn zahlt, ihm noch jede Kleinigkeit aufzuschreiben – sogar die Schuhsalbe!

Die Zeugen, die in grosser Zahl auftreten, bestätigen alles, was die Un-



Otto Bichsel klagt an.

tersuchung zutage gefördert hat, ja das Bild wird immer düsterer. Das medizinische Gutachten, das aussagt, dass eine schwere Verkrümmung der Wirbelsäule vorliege und das rechte Knie geschwollen, die Rotationsfähigkeit des linken Beines fast verunmöglicht sei und dass die Behandlung Bichsels den «schicksalsmässigen Ablauf» seiner Krankheit beschleunigt habe, wirkt eher naiv, wenn man sieht, dass es selbst für den Laien klar ist, dass Bichsel in hohem Masse gebrechlich ist und ohne Zweifel durch eine solche Behandlung schweren Schaden nehmen musste. Gelenkschwellungen werden bekanntlich durch Liegenbleiben auf dem Felde nicht besser, Herr Doktor! Man hätte lieber gehört, wie der «schicksalsmässige Ablauf» von Bichsels Krankheit hätte gehemmt werden können, wenn Bichsel anständig behandelt und vielleicht auch ein wenig gepflegt worden wäre!

Die Verteidigung der beiden Angeklagten ist so schwach und haltlos, dass sie hier nicht erwähnt zu werden braucht. Das Urteil über die beiden Bauersleute Gfeller ist hart, und das ist recht so. Sie haben es reichlich verdient! «Das sind Zustände, die ein Jeremias Gotthelf geschildert hat, die aber in einem fortschrittlichen Kanton im 20. Jahrhundert nicht mehr vorkommen dürfen», sagte der Richter mit Recht. «Als Richter berührt mich dieser Fall schmerzlicher, als wenn einer vor mir stünde, der drei Velos gestohlen hätte. Das Rechtsgut des sozial Schwachen muss dem Richter heilig sein! Man muss es fast bedauern, dass diese mittelalterlichen Zustände nicht auch mit mittelalterlichen Methoden – zum Beispiel dem Pranger – gestraft werden können.»

Das sind harte, aber gerechte Wort, und das Urteil, das den Gody Gfeller zu dreieinhalb Monaten unbedingt, 100 Franken Busse, und Frau Gfeller zur gleichen Dauer, aber bedingt, verurteilt, scheint mehr als gerechtfertigt. Frau Gfeller bekommt zu dem noch eine Busse von Franken 600.— aufgesalzt. Man muss Geizhälse dort treffen, wo sie es spüren.

Schade sei es, meint der Richter, dass der brave, «willige und billige» Bichsel nicht eine Schadenersatzforderung, die er ihm gerne zugesprochen hätte, gestellt habe...

Es wird halt immer so bleiben: der arme Teufel, der gutgläubige und naive, der sich keinen Anwalt leisten kann, bleibt eben ewig der Dumme. Glücklicherweise hatte das arme Knechtlein einen Richter, der seinen Fall mit viel menschlicher Wärme und Verständnis behandelte.

Und Bichsels Lohn? Nach anderthalb Monaten Untersuchungshaft entschloss sich der Gody Gfeller mit seiner sauberen Schwägerin notgedrun-



Gerichtsverhandlung in Sachen Otto Bichsel. Den Vorsitz hat Gerichtspräsident Dr. Fritz Trösch.

gen, dem Bichsel für die 22 Monate einen Monatslohn von 90 Franken nachträglich auszurichten. Wäre Bichsel gestorben – wer hätte je danach gefragt.»

# Der Verdingbub

«In Langenthal steigt man in ein kleines, mit einem alten Stahlross versehenes Züglein. In Madiswil steigen wir aus. Wir suchen den Verdingbub Fritz Reinhard, kurz Chrigel genannt. Da kommt uns ein barfüssiger Bauernbub entgegengesprungen. Ob er den Chrigel kenne, fragen wir. Nein, den kennt er nicht. Aber ob er einen Lehrer oder eine Lehrerin kenne, die so und so heissen? Jawohl, die kennt er, aber die seien im nächsten Dorf. Eine gute halbe Stunde.

Es ist ein heisser Sommertag. Gewitterwolken stehen am Himmel. Wir nehmen den Rock über den Arm und öffnen die Kragen und marschieren auf der schmalen, staubigen Strasse bergauf gegen Mättenbach. Freundliche, behäbige Häuser. Üppige Matten mit hohem, blumigem Gras, das sich sanft im Winde wiegt. Überall internierte Italiener. Es ist der Tag der Invasion. Sie sind ausser sich vor Freude und arbeiten mit Feuereifer auf den Feldern. Die Bauern sind zufrieden mit ihnen: Willkommene Helfer, jetzt, da viele unserer Soldaten unter den Waffen stehen.

Bescheiden und freundlich rufen sie uns ihr ‹buon giorno› zu, während uns die heisse Junisonne den Schweiss auf die Stirne treibt.

Wir nähern uns dem verstreuten und behäbigen, in die Hügel gebetteten, breitdachigen Dorf. Alles glänzt vor Sauberkeit und Wohlhabenheit, und doch wissen wir, dass sich in einem dieser prächtigen Bauernhäuser jahrelang ein düsteres Drama abgespielt hat, ein Verbrechen, über das bereits Gras zu wachsen begann. Gras, gedüngt mit Geld und guten Worten. Aber davon später. Wir suchen jetzt den Chrigel.

Freund Senn steuert auf das blitzsaubere Schulhaus zu. An den oberen Fenstern sind weisse Vorhänge – sicher wohnt der Lehrer auch darin. Wir treten ein, über eine Holztreppe in einen dunklen Gang, klopfen an eine der Türen, und auf ein kräftiges «Herein» treten wir in eine saubere Küche, wo ein junger Mann mit einer Pfanne hantiert. Jawohl, er sei der Lehrer. Was die Herren möchten? Die Herren, die gar keine «Herren» sein wollen, möchten mit dem Herrn Lehrer ein paar Worte reden, ob er Zeit habe? Natürlich

hat er das, und wir werden in die hübsche Stube des Landschulmeisters geführt, mit Büchern, Klavier und Kachelofen – die stille Sehnsucht des gehetzten Journalisten.

Den Chrigel? Ja, ja, den kennt er schon, der Lehrer. Er war bei ihm in der Schule. Er ist sogar zum Beistand des Buben bestimmt worden. Wir sind also am richtigen Ort. Der Lehrer merkt bald, dass wir mehr über den Chrigel wissen, als er ahnt. In der Tat: Wir wissen ja bereits alles, aber wir brauchen Beweise und Bestätigungen. Und nun erhalten wir sie.

Vier Jahre war Chrigel beim angesehensten und vermutlich reichsten Bauern des Dorfes verdingt. Oft schien dem Lehrer, es könne mit dem Bub etwas nicht ganz stimmen, aber er war brav und anständig, und man kam dem stillen Kummer, der die Seele des Knaben offensichtlich bedrückte, nicht auf die Spur. Eines Tages aber kam Chrigel nicht zur Schule. Der Lehrer frug nach, beim Vater Chrigels, der mit einer grossen Familie in einem andern Dorf wohnt und beim Bauer, den wir hier einmal Chräjenberg nennen wollen. Dieser wusste Auskunft: Er sei heute in aller Frühe mit dem <a href="mailto:Bregg">Bregg</a> und dem Chrigel ins Spital nach 'Langete' gefahren. Es sei nämlich etwas ganz Dummes passiert. Der Chrigel müsse operiert werden. Zudem habe er ja auch noch einen Leistenbruch, da könne man das auch gleich in Ordnung bringen.

Der Lehrer traute der Sache nicht so recht und nahm den Bauer ins Gebet. Ja, es sei wirklich eine dumme Geschichte. Die andern Buben hätten den Chrigel angestiftet zu allerlei sexuellen Dummheiten. Nun hätte das eine böse Infektion gegeben, und so habe er den dummen Buben eben mit dem «Bregg» grad ins Spital gebracht...

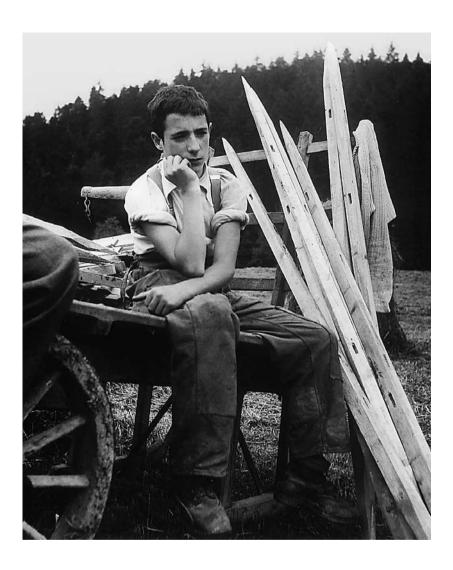
Jetzt traute der Lehrer der Sache erst recht nicht mehr. Auch der Vater Chrigels wurde misstrauisch und ging schnurstracks ins Spital, den Chrigel besuchen. Es brauchte lange und viel Überredungskunst, bis der Chrigel redete, dann aber kam es heraus, aus der zerquälten Seele eines unglücklichen Kindes: dass ihn der reiche Bauer und die reiche Bäuerin seit vielen Jahren fast tagtäglich auf die allerschlimmste sadistische Art sexuell missbraucht hatten. Seit Jahren litt der arme Bub unter einem schrecklichen Martyrium, ging an den Seelenqualen fast zugrunde, aber er getraute sich nicht zu reden.

Vater Reinhard wurde begreiflicherweise wütend und wandte sich an einen Arzt des Spitals. Dieser aber nahm eine ganz seltsame Haltung ein. Da könne man nichts machen. Schliesslich könne man dem Chräjenberg nichts beweisen, und man wisse ja, dass die Buben manchmal das Blaue vom Himmel herunter lügten. Vater Reinhard aber wusste, dass der Chrigel kein Lügner war. Er traute dem Arzt nicht und vermutete, der reiche Chräjenberg könnte hier vielleicht ein paar Banknötli zurückgelassen haben. Er ging zum Chefarzt, und in seiner Aufgeregtheit versprach er dem Chrigel eine tüchtige Tracht Prügel, wenn er nicht die Wahrheit sage. Der Chefarzt aber hielt zum armen Bub und erklärte dem Vater kategorisch, dass er den Chrigel nicht strafen dürfe, er sei unschuldig!

Nun wusste der Vater genug, und mit nicht geringem, berechtigtem Groll stellte er, der ärmste Mann im Dorf, ihn, den reichsten Bauern im Dorf, den Chräjenberg. Dieser verlegte sich aufs Abstreiten, aber der Vater gab nicht nach, bis er die Wahrheit wusste. Aber dann gab er eben doch nach – er, der ärmste Mann im Dorf, konnte den neuen Banknoten nicht widerstehen, und so begann das Gras, gedüngt mit Geld und guten Worten, bereits Wurzel zu fassen und über die traurige Geschichte des armen Chrigel zu wachsen. Doch: Es ist kein Garn so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen!

Das ganze Dorf redete von der Geschichte. Es gab zwei Parteien. Da waren die Freunde des reichen und einflussreichen Chräjenberg, die im Wirtshaus und beim Jass berichteten, was da der Chrigel sage, sei dummes Zeug und eine Verleumdung, und da waren die andern, welche die Wahrheit kannten, sich aber nicht trauten, sie laut zu sagen. Es wurde getuschelt und geschwatzt, aber niemand unternahm das, was nötig gewesen wäre: Eine Anzeige einzureichen, um einen üblen Unhold mitsamt seiner verrohten Gefährtin der gerechten Strafe zuzuführen. Und das Gras wuchs weiter...

Aber es ist Sommer, und das Gras wird gemäht, und da kommen die Steine und Maulwurfshaufen zum Vorschein! Wir wandern weiter. Durch Feld und Wald, über Berg und Tal in ein anderes Dorf, dort, wo der Vater Reinhard, der ärmste Mann der Gegend wohnt. Mitten in den blühenden Matten steht sein armseliges Stöckli. Ein Rudel Kinder kommt aus Türen und Fenstern. Vater Reinhard ist misstrauisch und misst uns mit nicht gerade freundlichen Blicken. Er hat auch keinen Grund, freundlich in die Welt zu schauen. Er selbst leidet an einer bösen Bronchitis, die ihn zu jeder schweren Arbeit unfähig macht. Seine Frau, erst von einer schweren Operation gesundet, muss am Morgen in aller Herrgottsfrühe auf die Bahn nach «Langete» wo sie für einen Hungerlohn von 200 Franken im Monat arbeitet



Der Verdingbub Chrigel.

und erst spät abends wieder nach Hause kommt, müde und abgehetzt, nach Hause zu den vielen Kindern, die uns in überaus zerlumpten Kleidern und Schuhen umschwärmen. Sechzehn Kinder hat sie geboren, die Frau, dreizehn sind am Leben und wollen Essen und Kleider haben. Der Mann ist dem Haushalt und den «Gofen» begreiflicherweise nicht gewachsen und das in einer Armut, wie wir sie in diesem Lande noch nie gesehen haben. Die ganze Familie lebt in zwei Kammern. In einem Zimmer von 2 auf 3 Meter stehen 5 Betten, darin schlafen etwa 10 Kinder. Bettwäsche gibt es fast keine. Die Kinder schlafen meist auf den rohen, zerrissenen Matratzen. Es ist ein trübes Bild, das sich uns bietet. Ein neues Kapitel: Die unbekannte Schweiz!

Und nun solle er uns ganz genau erzählen, wie das damals gewesen sei mit dem Chrigel!

Wir vernehmen, was wir schon wissen. Dreihundert Franken hat ihm der reiche Chräjenberg «In Sachen Chrigel» gegeben, und er glaubte, damit sei sein Verbrechen gesühnt. Soll man es dem armen Vater Reinhard übelnehmen, dass er, der vielleicht seit Jahren nicht mehr so viel Geld auf einmal gesehen hat, sich blenden liess vom Schein des Goldes. Dass er, als er die drei Hunderter sah, an das Brot und die Milch dachte und an die Kleider für seine vielen Kinder? Dass er sich betören liess vom Gedanken, einmal ein paar Wochen der schlimmsten Sorgen ledig zu sein? Er ist ein rechter Mann, trinkt nicht und gibt sich Mühe, aber es geht einfach nicht. Es fehlt begreiflicherweise an allen Ecken und Enden. Kann man es ihm übelnehmen, dass er seine Buben, wenn sie arbeiten können, verdingt? Verdingt, nur damit ein hungriges Maul weniger am Tisch sitzt. Oder liegt nicht die Schuld bei uns allen, bei den Zuständigen, die es möglich machen, dass Tausende von armen Leuten auf dem Land ihre Kinder verdingen müssen. Was hat sich denn geändert seit den Zeiten der Sklavenhalter in unserer vielgepriesenen Zivilisation?

Jawohl, Vater Reinhard hat die dreihundert Franken genommen, aber er ist trotzdem der Meinung, dem Chräjenberg gehöre eine Strafe, und das meint auch der Chrigel, den wir nach weiterem zweistündigem Marsch über alle Höger in einem benachbarten Dorf beim Heuen antreffen. Kaum aus dem Spital entlassen, wurde er zu einem andern Bauern verdingt. Zu rechtschaffenen, braven Leuten, doch zu einem Lohn, der, wie Chrigel sagt, nicht einmal für das Konfirmationskleid langt», zu dreissig Franken im Monat! Dabei ist Chrigel ein grosser, kräftiger Bursch, der sicher fast soviel

arbeitet wie ein Erwachsener. Jedenfalls soviel wie die Internierten, die doppelt soviel verdienen wie er, der einheimische Verdingbub.

Da sitzt er nun vor uns auf dem kleinen Wagen. Die Bauern, Knechte und Mägde rings herum sind am Aufladen. Ein Gewitter ist im Anzug, aber sie sollen es jetzt einmal ohne den Chrigel machen. Der muss uns jetzt Red und Antwort stehen, ohne Angst und Zaudern, es wird ihm nichts geschehen, ihm nicht, aber dafür dem Chräjenberg. «Dem gehört's auch», sagt der Chrigel, und wir spüren, dass er, wenn er einmal noch grösser und stärker ist, vielleicht die fällige Rechnung selber begleicht. Vier Jahre seiner Jugend sind zerstört, zertreten und beschmutzt. Fast jeder Tag war eine Qual. Der Bauer war stark, er hat ihm die Hände gehalten, und die Meisterfrau hat mit dem Bub die übelsten Dinge getrieben. Man hat ihn mit Kuhdreck und Wagenschmiere eingerieben, man hat ihn ohne Kleider übers Feld gehetzt oder ihn am Geschlechtsteil ans Pferd gebunden. Es ist nicht angenehm, solche Dinge erzählen zu müssen. Viele «vornehme» Seelen werden es <shocking> finden – es tut uns leid – es muss gesagt sein, vielleicht hilft es, dass endlich einmal dem Verdingbubenwesen oder besser -unwesen gehörig auf die Finger gesehen wird, denn: Chrigel ist ja nicht der einzige! Es gibt noch viele Chrigel im Lande, die, wenn auch nicht auf diese Weise, so doch auf andere Art geplagt werden. Warum hast du dich nicht gewehrt? Warum hast du nicht geschrien, oder warum hast du es niemandem erzählt? Der Bauer war stark. Stärker als Chrigel. Die Meisterfrau, dieses Scheusal, ebenfalls. Man drohte ihm mit Schlägen, wenn er schreie. Und es jemandem sagen? Nein, das konnte er nicht, er habe sich geschämt.

Wir wissen genug. Dem Chrigel können wir jetzt nicht helfen. Aber wir verlassen ihn mit der Versicherung, dass diese Schandtat bestraft wird. Das muss ihm fürs erste genügen.

Und nun kommt das Trübste an der Geschichte. So und so viele Menschen wussten von den schändlichen Taten, die an Chrigel verübt wurden. Die Schulbehörde, die Armenpflege, Ärzte, niemand aber hatte den Mut, den reichen, einflussreichen, grossmäuligen Chräjenberg zu stellen und ihn anzuzeigen. Lang ist die Kette der Mitwisser, der Mitschweiger und somit Mitschuldigen. Es wird nicht möglich sein, sie zusammen mit Chräjenberg auf die Anklagebank zu bringen, doch sie gehörten rechtens auch dorthin. Der Ortspolizist! Hat er nie etwas von der Geschichte gehört, die in allen Wirtschaften und sogar von allen Kindern in der Schule verhandelt wurde? Hat sich auch einer dieser Herren überlegt, welche moralischen Auswir-

kungen diese Geschichten auf die andern Kinder des Dorfes haben müssen? Nein, sie haben alle geschwiegen. «Machid nüt, dir chöitit üch d'Finger bös verbränne mit em Chräjeberg!» Nun, wir wollen sehen, ob wir uns die Finger verbrennen.»

# Quellennachweis

Besser Vieh als Knecht (9. März 1944). Nur ein Verdingbub (22. Juni 1944). Diese beiden und weitere Reportagen von Peter Surava aus «Die Nation» sind abgedruckt in der illustrierten Autobiographie von Peter Hirsch, «Er nannte sich Peter Surava», erschienen 1991 im Rothenhäusler Verlag, Stäfa.

# DIE HAUSIERERTRUCKE DES CHRISTIAN JOST

JÜRG RETTENMUND

Stehen wir vor dieser einfachen Holztrucke mit ihren langen Schubladen, schweifen unsere Gedanken zurück in die kalten Weihnachtstage des Jahres 1930 in ein ehemaliges Haus im Krummacker, Huttwil. Christian Jost-Berchtold, ein grossgewachsener, hagerer Mann, hat einige Wochen zuvor seinen 97. Geburtstag feiern und als ältester Einwohner der Gemeinde auch die Gratulationen des Gemeinderates entgegennehmen können. Jetzt zieht er seine altertümlichen Schnallenschuhe an und stülpt sich seine Mütze aus imitiertem Fell über die Ohren. Dann greift er zur schweren Holztrucke und tritt hinaus in die winterliche Kälte. Leer wiegt sie zwölf Kilo, doch nun ist sie mit allerhand Kurzwaren gefüllt, und vielleicht sind oben sogar noch Lappen und Tücher aufgebunden.

Früher hat Christian diese Last auf seinem Rücken getragen. Doch nun steht ein grosser, grau-schwarzer Hund vor der Tür, und Jost kann die Trucke auf einem zweirädrigen Karren festmachen, ähnlich den Gefährten von Bauern, die ihre Milch mit dem Hund in die Käserei brachten. Bereits 1916, so erinnert sich eine unserer Gewährspersonen, hatte der Hausierer diesen treuen Begleiter. Zusammen mit ihm zieht er auch an diesem kalten Wintermorgen von Haus zu Haus und bietet Faden und Nadeln, Schnüre und Elastik, Schuhbändel und Schuhwichse, Knöpfe und Schnallen an. Zeigt jemand Interesse, so öffnet er das Schloss auf der Stirnseite des Kastens. Das Hantieren mit den klammen Fingern in der Kälte ist gar nicht so einfach, denn nur drei der zehn Schubladen lassen sich an einer Lederlasche direkt herausziehen, die anderen können erst anschliessend herausgenommen werden. Der Handel spielt sich meist vor der Haustür, auf einer Bank oder der Laube über einer Kellertreppe ab, denn ins Haus hineingelassen hat man die Hausierer nicht, wie sich eine Gewährsperson erinnert. Einmal in der Woche, am Mittwoch, stellt Christian Jost vor der Kirche im Städtchen Huttwil einen kleinen Marktstand mit seinen Waren auf.

Manch einer, der den Greis auf seinen Touren beobachtet, fragt sich, was ihn bei jedem Wetter von Haustür zu Haustür treibt; doch nur die wenigsten kennen sein Schicksal. Er hatte in der Unterstadt von Burgdorf einen Krämerladen geführt. Vermutlich handelte er mit Eisenwaren sowie Haushalt- und Küchengeräten, denn ein Hausiererpatent, das er am 16. April 1874 erwarb, lautet auf sogenannte Quincailleriewaren. Wegen einer Bürgschaft für eine verwandte Person verlor er 1884 im Alter von 51 Jahren sein Hab und Gut. Fortan versuchte er, tief verbittert, mit Hausieren allein seine Geschäftskenntnisse weiter nutzbar zu machen und sich und seine Familie über Wasser zu halten. Spätestens seit 1916 wohnte er in Huttwil, zuerst an der Langenthalstrasse, dann im Mooshaus und zuletzt bis zu seinem Tod am 19. Februar 1931 im Krummacker.

Woher Christian Jost seine Hausierertrucke hatte, ob er sie selbst anfertigen liess oder sie von einem anderen Hausierer erwarb, ist nicht mehr bekannt. Nach seinem Tod hat eine Zeitlang noch eine andere, mit ihm nicht verwandte Familie Jost die Trucke benutzt. Sie wohnte in einem heute nicht mehr existierenden Haus zwischen Nyffel und Grund bei Huttwil. Diese Familie hat die Trucke 1965 dem Museum Huttwil geschenkt.

Die Trucke steht auf zwei Fussleisten. Sie ist 74 cm hoch, 44 cm breit und 22 cm tief. Die Tragriemen sind in eine Leiste eingeschlauft, die an der Tragseite angeschraubt ist, und vernietet. Vier kleinere Riemen an der Oberseite – von denen heute einer fehlt – erlaubten es, auf dem Deckel der Trucke zusätzliche Waren aufzubinden. Als Schutz für den Rücken ist auf der unteren Hälfte ein mit Rosshaar gefülltes Lederpolster angenagelt.

Die ursprüngliche Schliessvorrichtung fehlt. Das Schlüsselloch und die Spuren zweier Metallstangen im Innern des Deckels verraten aber, wie diese funktioniert hat. Die beiden Metallrollen, in die die Stäbe des Schlosses oben und unten einrasteten, sind ebenfalls noch zu erkennen. Die beiden Stäbe liegen lose in einer Schublade. Heute wird der Deckel mit zwei einfachen Haken geschlossen.

Das Innere ist in drei Abteile unterteilt. Diese enthalten folgende Schubladen:

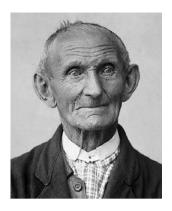
- das obere eine 12 cm hohe Schublade;
- das mittlere eine 10 cm hohe und zwei 5 cm hohe Schubladen;
- das untere sechs 5,5 cm hohe Schubladen.

Eine Schublade im mittleren und fünf Schubladen im unteren Abteil weisen eine fixe Innenaufteilung mit zwei bis drei Fächern auf.

In einzelnen Schubladen befinden sich noch Spuren der Waren, mit denen sie vermutlich früher gefüllt waren: Ein Packpapier und eine Etikette der Zwirnerei Stroppel AG aus Turgi AG, eine Nähnadel, eine Kugelschreibermine mit Spiralfeder und einige Gummibändeli.



Hausierertrucke von Christian Jost im Museum Salzbütte, Huttwil.



Christian Jost-Berchtold (1833–1931), Hausierer in Huttwil.

Unsere Huttwiler Gewährspersonen erinnern sich noch an weitere Hausierer, die neben Christian Jost vorbeigekommen sind. Mit einer ähnlichen Trucke ging eine Frau Hans, eine Deutsche, die nicht in der Gegend wohnte und vornehmlich mit Textilien handelte, von Haus zu Haus. Auch Feldund Gartensamen wurden von Hausierern vorbeigebracht. Ebenfalls noch in Erinnerung sind schwarz gekleidete Tessiner, die ihre Waren aber in geflochtenen Hutten mit sich trugen. Erst der motorisierte Individualverkehr hat diesem Gewerbe praktisch den Todesstoss versetzt. Einerseits tauchten plötzlich fremde, vorher nie gesehene Hausierer mit dem Auto auf, wodurch das Misstrauen gegen das Gewerbe wuchs, wie sich eine Gewährsperson erinnert. Andererseits rückten dank dem Auto auch für abgelegene Bauernhöfe die Einkaufsgelegenheiten in Dorf und Stadt plötzlich auf einige Minuten heran. Doch auch die Einführung der 1947 vom Volk angenommenen AHV dürfte dazu beigetragen haben, dass heute kein vom Schicksal gebeutelter Greis mehr diese schwere Trucke an den Rücken schnallen und damit an kalten Wintertagen von Haustür zu Haustür ziehen muss, um mit einer Mischung von verbliebenem Geschäftssinn und Mitleid erheischender Bettelei sein tägliches Brot zu verdienen.

#### Ouellen:

- «Der Unter-Emmentaler», 22. Februar 1931.
- Amtsblatt des Kantons Bern, 1884, S. 1074, 1199/1200, 1295/96.
- Regierungsstatthalteramt Burgdorf: Controlle über die Bewerber von Hausiererpatenten.
- Gewährspersonen aus Huttwil.

### DIE KANTONSGRENZE BERN-LUZERN

# Randregionen im Vergleich

#### IGO SCHALLER

Dieser Artikel nimmt die Kantonsgrenze Bern–Luzern im Raum Hinterland–Oberaargau unter die Lupe, welche eine politische und kulturelle Binnengrenze darstellt. Die Ausführungen stützen sich auf eine Forschung, die im Rahmen einer Diplomarbeit an der Universität Fribourg durchgeführt wurde (SCHALLER, 1993). Die im Zentrum stehende Binnengrenze Luzern–Bern ist im Gegensatz zu vielen anderen europäischen Binnengrenzen seit Jahrhunderten unumstritten und ruhig. Die Thematik ist aber sehr aktuell, lesen und hören wir doch – tragischerweise – täglich von Grenzstreitigkeiten bis hin zu Grenzkonflikten.

#### Geschichtlicher Überhlick

Der mittelalterliche Oberaargau umfasste das gesamte östlich der Aare gelegene heutige Berner Territorium und kam im 10. Jahrhundert unter die Herrschaft des Hochburgundes. Bereits um das Jahr 1035 ging das gesamte Gebiet an das deutsche Reich über. Später stand der Oberaargau unter der Herrschaft der Kyburger und kam im Jahr 1406 zu Bern. Die Stadt Bern gliederte das neugewonnene Gebiet in vier Vogteien. Ein Teil kam unter die Aufsicht des Vogts von Murgeten. Mit der Zeit wurde nur noch dieser Teil als «Oberaargau» bezeichnet und wurde so zur heutigen Region des Kantons Bern. Mit der Abgrenzung des heutigen Oberaargaus befasst sich BINGGELI eingehender (1983, S. 15).

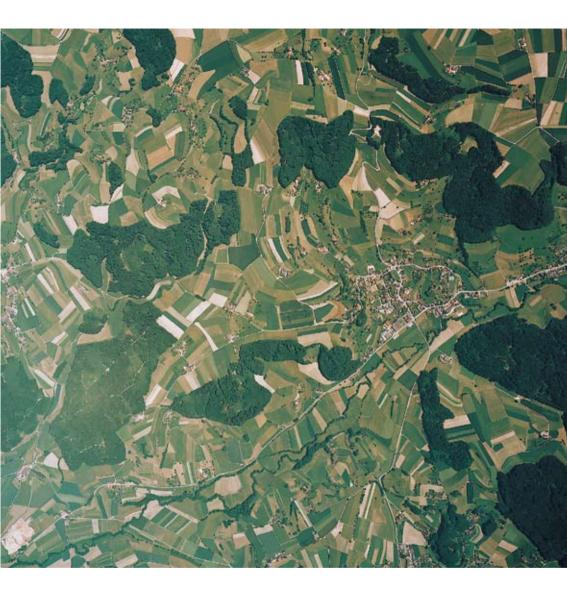
Betrachtet man die mittelalterlichen Besitzverhältnisse genauer, so stellt man eine komplizierte, sich zum Teil überlappende Zerstückelung fest. Beispielsweise sind das Gebiet der Gemeinde Roggwil, Teile der Gemeinde Langenthal und viele weitere Höfe und Parzellen auf heute bernischem Territorium im Besitze der Abtei St. Urban. Des weiteren gehören die heute

bernischen und überwiegend protestantischen Gemeinden Melchnau, Gondiswil, Busswil und Reisiswil zur Grosspfarrei Grossdietwil im Kanton Luzern. Auch die Besitztümer der weltlichen Herrschaften sind aufgrund der damaligen Pfand- und Lehenspolitik zerstückelt und liegen zum Teil in weit entfernten Regionen. Die heutige Kantonsgrenze zeichnet sich folglich noch nicht ab, sondern man stellt verwirrende Besitzverhältnisse über die heutige Grenzlinie hinweg fest. Zur Darstellung dieser Gegebenheit würde eine Karte gute Dienste leisten, doch sind die entsprechenden historischen Quellen kartographisch nicht aufgearbeitet.

Aufgrund der überlappenden Herrschaftsansprüche waren Grenzstreitigkeiten damals keine Seltenheit. Vor allem im südlichen Bereich der gemeinsamen Grenze im Raume Escholzmatt, Marbach und Trub wurde hartnäckig um Eigentumsrechte gerungen. Mit dem Grenzabkommen «Völlige Richtung» im Jahre 1470 bereinigten dann die beiden Kantone Bern und Luzern ihre Grenzstreitigkeiten umfassend und endgültig (ANLIKER, 1970). Durch diese Grenzbereinigung wurden ebenfalls die im Untersuchungsgebiet vorherrschende Verflechtung der Besitzverhältnisse beseitigt.

# Die «Brünig-Napf-Reuss-Linie»

Erst um die Jahrhundertwende wurden Grenzen und Grenzregionen thematisiert. Anfänglich wurden Landesgrenzen aus den beidseitigen Unterschieden heraus zu verstehen und legitimieren versucht. Während des Zweiten Weltkrieges wich diese Betrachtungsweise strategischen Überlegungen, nach denen Landesgrenzen einseitig als Verteidigungslinien verstanden wurden. Erst allmählich konnte man sich von den Staatsgrenzen lösen und sich Binnengrenzen zuwenden sowie den Blickwinkel von rein strategischen Aspekten auf soziale und kulturelle Dimensionen erweitern. Grossen Verdienst trägt RICHARD WEISS mit der Veröffentlichung einiger Auszüge aus noch unpublizierten Karten im Jahre 1947. WEISS war damals mit dem Ausarbeiten des «Atlas der schweizerischen Volkskunde» beschäftigt. Bei der kartographischen Auswertung von volkskundlichen Befragungen zeigte sich eine auffällige Häufung der Verbreitungsgrenzen von volkskulturellen Merkmalen in nord-südlicher Richtung. Diese Bündelung wurde gedeutet als «Hinweis auf eine andersartige Gliederung des schweizerischen Kulturraumes, die oft übersehen wird, weil der Blick durch die



*Abb.--1:* Flugbild des bernisch-luzernischen Grenzgebiets zwischen Grossdietwil, Ebersecken, Roggliswil (Gemeinde Pfaffnau) und Melchnau (unten). Aufnahme Swissair Photo und Vermessungen AG, vom 7. Juni 1993. Gemeindearchiv Altbüron.

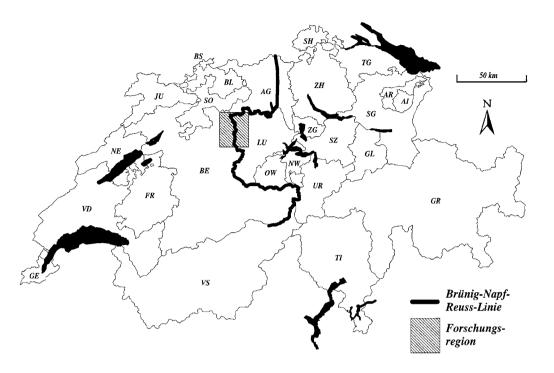


Abb. 2: Die «Brünig-Napf-Reuss-Linie».

Gruppierung nach den vier Landessprachen gebannt ist» (Weiss, 1947, S. 153 ff.). Weiss wehrt sich in der Folge gegen die Einheit von Sprach- und Kulturgrenze und spricht von zwei volkskundlichen Gliederungen, die sich nicht an Sprachgrenzen anlehnen. Eine ist die damals bereits gut bekannte Unterteilung in Alpenzone und Mittellandzone und die zweite die «grossräumige Gliederung des schweizerischen Kulturraumes in Ost- und Westschweiz, geschieden nicht an der deutsch-französischen Sprachgrenze, sondern entlang einer Grenzzone, die durch die Wasserscheide des Brünig, des Napfgebietes und durch den unteren Reuss- und Aarelauf markiert ist» (Weiss,-S.154-ff.). Diese Feststellung scheint auf den ersten Blick frappant, wird doch meist die deutsch-französische Sprachgrenze als alleinige Trennlinie betrachtet. Die hinzukommende Gliederung war allerdings nicht ganz

neu, bestanden doch bereits Indizien für diese Kulturgrenze aus der Mundart- und Geschichtsforschung. In Abb. 2 ist diese zweite Trennlinie, die sogenannte «Brünig-Napf-Reuss-Linie», von WEISS dargestellt.

Auch die neuere an Weiss angelehnte Forschung von A. Hager, 1982, stellt ein Zusammenfallen der Rinderrassengrenze mit der Brünig-Napf-Reuss-Linie fest. Nur vereinzelt weichen die beiden Grenzen aufgrund der wirtschaftsräumlichen Einheiten voneinander ab.

Diese beiden Arbeiten stellen klar, dass eine zusätzliche Trennlinie zur allgemein akzeptierten Sprachgrenze in Nord-Süd-Richtung durch das deutschschweizerische Mittelland verläuft. Die Brünig-Napf-Reuss-Linie wird durch das Zusammenfallen mit der Konfessionsgrenze und der Kantonsgrenze zwischen den Kantonen Luzern und Bern zusätzlich verstärkt. Es erscheint klar, dass Zusammenhänge zwischen diesen drei Abgrenzungen bestehen. In dieser Weise ist die Konfessionsgrenze aufgrund der Kantonszugehörigkeit entstanden, weil die Kantonsregierungen sich während der Reformation für eine der beiden Konfessionen entschieden und im ganzen Kanton (in der alten Eidgenossenschaft «Ort» genannt) durchsetzten.

# Untersuchungsgebiet

Die grundlegende Frage ist: Wie ist die Brünig-Napf-Reuss-Linie heute ausgebildet? Dazu wurde ein Untersuchungsgebiet in Form eines Grenzsaumes entlang der «Brünig-Napf-Reuss-Linie» im Raume Luzerner Hinterland-Oberaargau ausgeschieden. Die Forschungsregion (s. Abb. 2) liegt nordwestlich der Zentralschweiz, und zwar im Bereich der den Voralpen vorgelagerten Hügelzone. Die tafelbergähnlichen Molassehöhen werden durch fruchtbare, gemeinsam durch Gletscher und Flüsse geformte Täler gegliedert. Das ganze Gebiet befindet sich zwischen rund 470 und 830 Meter über Meer und ist Teil des schweizerischen Mittellandes. Die Täler werden fast ausschliesslich landwirtschaftlich genutzt. Auf den Anhöhen halten sich Waldflächen und landwirtschaftliche Nutzflächen in etwa die Waage. Hier herrscht im Gegensatz zu den Tälern, wo stattliche Dörfer das Siedlungsbild prägen, die Einzelhofsiedlung vor. Die Forschungsregion umfasst fünfzehn Gemeinden im Kanton Bern und elf im Kanton Luzern (s.-Abb. 3). Die bernischen Gemeinden werden von den Bernern als Teil des «Oberaargaus» betrachtet, und für die Luzerner sind die kantonseigenen

Tabelle 1: Statistische Angaben zum Untersuchungsgebiet

	Anzahl Gemein- den	Fläche in ha	Wohnbev. 1980	Wohnbev. 1990	Zunahme Bev. 80–90	interkant. Pendler BE↔LU
Kanton BE	15	10802	30731	32 545	5,9%	142
Kanton LU	11	10128	9435	10127	7,3%	362
Total	26	20930	40 166	42 672	6,2%	504

Tabelle 2: Statistische Angaben zu den Berner Gemeinden

Ort	Fläche in ha	Wohnbev. 1980	Wohnbev. 1990	Zunahme Bev. 80–90	Pendler in den Kt. LU 1990
Auswil	463	407	469	15,2%	2
Busswil b. Melchnau	287	207	197	-4.8%	1
Gondiswil	939	757	735	-2,9%	5
Gutenburg	60	96	106	10,4%	0
Langenthal	1442	13408	14350	7,0%	40
Lotzwil	618	2 1 0 7	2 282	8,3%	5
Madiswil	1527	1846	1826	-1,1%	2
Melchnau	1030	1 443	1504	4,2%	5
Obersteckholz	390	418	411	-1,7%	0
Reisiswil	200	172	187	8,7%	1
Roggwil	780	3 3 3 3	3 674	10,2%	54
Rohrbach	407	1 328	1 357	2,2%	4
Rohrbachgraben	648	426	474	11,3%	0
Untersteckholz	283	171	164	-4,1%	0
Huttwil	1728	4612	4809	4,3%	23

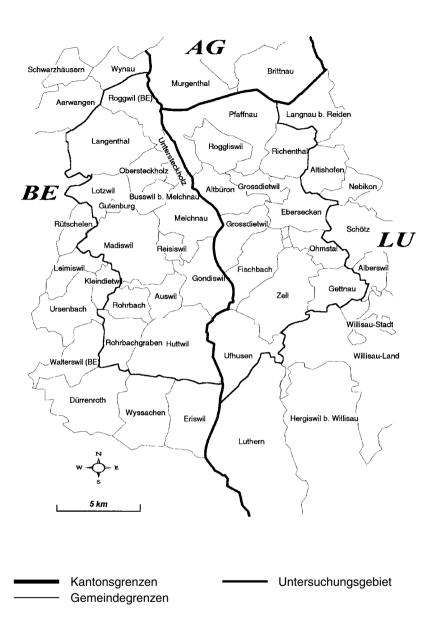


Abb. 3: Das Untersuchungsgebiet.

Gemeinden Teil des «Luzerner Hinterlandes». In der Tabelle 1 sind einige statistische Zahlen zur erforschten Region, wie zum Beispiel Wohnbevölkerung 1980 und 1990 oder die Arbeitspendler über die Kantonsgrenze hinweg, zusammengestellt.

Betrachtet man die Bevölkerungszahlen und -entwicklung für die Berner Gemeinden genauer (s.-Tab. 2), so treten starke interne Unterschiede zu Tage: einer starken Bevölkerungszunahme von 15,2% in Auswil steht ein Rückgang von 4,8% in Busswil gegenüber. Dies zeigt auf, dass der untersuchte Teil des Oberaargaus keineswegs einheitlich ist, sondern innere Unterschiede aufweist, doch sollten die Differenzen nicht überinterpretiert werden. Bezüglich der Anzahl Pendler, die im Kanton Bern arbeiten, sind ebenfalls Unterschiede auszumachen: Aus einsichtigen Gründen ist die Pendlerzahl in den grenzanstossenden Gemeinden im Verhältnis viel grösser.

Nach diesen allgemeinen Angaben möchten wir uns der Konfessionsgrenze zuwenden, die bekanntlich mit der Brünig-Napf-Reuss-Linie zusammenfällt. Aufgrund der stetig zunehmenden Mobilität könnte man annehmen, dass die Konfessionsgrenze sich zu einer breiten Übergangszone wandelt oder gewandelt hat. Doch zum allseitigen Erstaunen ist nach wie vor eine klare konfessionelle Trennung feststellbar. Zur Illustration dieses Gegensatzes auf engstem Raum kann man die Grenznachbarn Gondiswil mit 91% Protestanten (7% Katholiken) und Grossdietwil mit 8% Protestanten (84% Katholiken) heranziehen (s.-Tab. 3).

Nach diesen allgemein zugänglichen Daten möchten wir mit Hilfe von Befragungen Einblick in das Denken der Bewohner der Region gewinnen. Im vorliegenden Fall wurde in der Forschungsregion eine breit angelegte schriftliche Befragung mit über 600 Personen durchgeführt. Im folgenden sollen einige Ergebnisse der anonym und vertraulich durchgeführten Umfrage besprochen werden.

# Informationsbeschaffung

Rund 88% der Befragten lesen regelmässig eine Tageszeitung und 73% eine Regionalzeitung. Die Berner lesen fast ausschliesslich innerkantonale Tageszeitungen wie «Berner Zeitung», «Bund» und das stark regional ausgerichtete «Langenthaler Tagblatt» oder dann schweizerische Tageszeitun-

Tabelle 3: Statistische Angaben zur Konfessionszugehörigkeit

	-				
Ort	Kanton	Anteil Protestanten 1980	Anteil Katholiken 1980	Anteil Protestanten 1990	Anteil Katholiken 1990
Auswil	BE	94%	4%	91%	7%
Busswil b. Melchnau	BE	90%	9%	86%	8%
Gondiswil	BE	96%	2%	91%	7%
Gutenburg	BE	84%	10%	87%	12%
Langenthal	BE	76%	20%	70%	21%
Lotzwil	BE	85%	12%	76%	14%
Madiswil	BE	90%	6%	89%	6%
Melchnau	BE	86%	10%	78%	13%
Obersteckholz	BE	94%	4%	93%	5%
Reisiswil	BE	93%	3%	81%	9%
Roggwil	BE	75%	17%	67%	20%
Rohrbach	BE	90%	4%	88%	6%
Rohrbachgraben	BE	99%	0%	94%	2%
Untersteckholz	BE	99%	1%	95%	2%
Huttwil	BE	87%	9%	84%	11%
Altbüron	LU	7%	92%	11%	84%
Ebersecken	LU	6%	91%	5%	91%
Fischbach	LU	17%	83%	16%	78%
Gettnau	LU	12%	87%	10%	85%
Grossdietwil	LU	6%	91%	8%	84%
Ohmstal	LU	12%	84%	14%	83%
Pfaffnau	LU	12%	85%	14%	78%
Richenthal	LU	6%	88%	9%	82%
Roggliswil	LU	5%	92%	7%	90%
Ufhusen	LU	21%	79%	21%	77%
Zell	LU	16%	82%	17%	80%

gen wie «NZZ» und «Tages Anzeiger». Auf kantonale Publikationen entfallen 85%, die restlichen 15% auf schweizerische Zeitungen. Nur geringe 2% lesen regelmässig eine Luzerner Tageszeitung. Bei den Regionalzeitungen erstaunt nicht, dass zu 98% Berner Veröffentlichungen, wie zum Beispiel «Unter-Emmentaler» und «Das Andere Blatt» gelesen werden. Die restlichen 2% lesen den «Willisauer Bote» aus dem Kanton Luzern. Ein ähnliches Bild präsentiert sich im Kanton Luzern. Kleinere Unterschiede sind: Es lesen rund 7% eine Berner Tageszeitung beziehungsweise 5% eine Aargauer Tageszeitung und 4% eine bernische respektive 2% eine aargauische Regionalzeitung.

Weniger Beachtung wird im Vergleich mit den regionalen Printmedien den Regionaljournalen von Radio DRS geschenkt. Rund die Hälfte der Befragten (53%) nimmt diese Dienstleistung des Radios regelmässig in Anspruch. Die Oberaargauer hören zu 58% das eigene Journal «Bern-Freiburg-Wallis», zu 36% die «Aargau-Solothurn»-Ausgabe und die restlichen 4% das «Innerschweizer Regionaljournal». Bei den regelmässigen Luzerner Hörern ergibt sich eine klare Konzentration auf das «Innerschweizer Regionaljournal» (90%); vom Rest entfallen 7% auf die Ausgabe «Aargau-Solothurn» und 3% auf das Journal «Bern-Freiburg-Wallis». Die Ausrichtung der Informationsbeschaffung auf die Region Aargau/Solothurn scheint in Anbetracht der räumlichen Nähe verständlich, hingegen bleibt die starke Orientierung des Hinterlandes gegen die Innerschweiz hin rätselhaft.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Informationsbeschaffung von der Tageszeitung bis hin zum Radiojournal in beiden Regionen mehrheitlich regionsintern abläuft. Vom regionalen Medienkonsum her betrachtet, sind unbestritten zwei verschieden informierte Bevölkerungsgruppen erkennbar, was der Ausbildung verschiedener Identitäten förderlich sein könnte.

# Selbst- und Fremdbeurteilung

Die Frage, ob überhaupt zwei Bevölkerungsgruppen innerhalb des gewählten Untersuchungsgebietes unterschieden werden können, liess uns eine gegenseitige Beurteilung und eine Selbstbeurteilung durchführen. Die Befragten wurden in einem ersten Schritt mit offenen Fragen zur freien Charakterisierung ihrer eigenen und der benachbarten Bevölkerungsgruppe

	0	33		0
Rang	Berner beurteilen sich selbst	Luzerner beurteilen Berner	Luzerner beurteilen sich selbst	Berner beurteilen Luzerner
1.	langsam	langsam	schnell	katholisch
2.	gemütlich	gemütlich	freundlich	offen
3.	zurückhaltend	freundlich	offen	freundlich
4.	konservativ	nett	stressig	Fasnächtler
5.	stur	Dialekt	gut	konservativ
6.	freundlich	gesprächig	Fasnächtler	gesellig

Tabelle 4: Rangliste der Adjektive aus der offenen Fremd- und Selbstbeurteilung

aufgefordert. Die Antwort war auf zwei Adjektive beschränkt, was insgesamt zu über 1000 Eigenschaftswörtern führte, welche anschliessend gemäss ihrer Häufigkeit rangiert wurden.

Vergleicht man als erstes die Selbst- und Fremdeinschätzung der Berner, so findet man bei den beiden meistgenannten Adjektiven eine völlige Übereinstimmung: «langsam» und «gemütlich» (s.-Tab. 4). Vergleicht man die ersten sechs Ränge miteinander, so stimmen zwischen Fremd- und Selbstbeurteilung drei Adjektive überein. Es sind dies die bereits aufgeführten «langsam» und «gemütlich» sowie zusätzlich «freundlich».

Untersucht man Fremd- und Selbstcharakterisierungen der Luzerner, so findet man auf Rang zwei und drei die übers Kreuz vertauschte Übereinstimmung der Adjektive «freundlich» und «offen». Unter den ersten sechs Rängen sind wiederum drei identische Eigenschaften feststellbar. Zu den beiden oben bereits genannten Beschreibungen gesellt sich «Fasnächtler». Zusätzlich interessant ist «katholisch», die von den Bernern meistgenannte Luzerner Eigenschaft, sowie die Selbstabgrenzung der Luzerner durch das Adjektiv «schnell», im Gegensatz zu den «langsamen» Bernern.

Zusammenfassend ist eine erstaunliche Ähnlichkeit zwischen den Selbst- und Fremdeinschätzungen feststellbar. Beide Bevölkerungsgruppen scheinen sich selbst und ihre Nachbarn recht gut zu kennen. Hinterländer und Oberaargauer werden, von der Übereinstimmung des Adjektivs «freundlich» abgesehen, verschieden charakterisiert: Die Oberaargauer sind «langsam» und «gemütlich» – die Hinterländer hingegen «offen» und

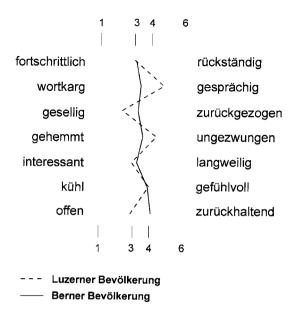


Abb. 4: Luzerner und Berner Bevölkerung im Gesamturteil.

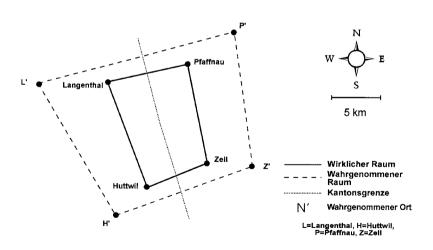


Abb. 5: Der wahrgenommene Grenzraum.

«Fasnächtler». Dabei spielt die Konfessionszugehörigkeit nur im Berner Fremdurteil eine Rolle und taucht bei der Gegenbeurteilung kein einziges Mal auf.

Anhand der freien Charakterisierung sind zwei sich relativ gut kennende Bevölkerungsgruppen mit zwei weitgehend verschiedenen Charakteren erkennbar. Die Verschiedenheit der Profile unterstützt vermutlich die Identitätsbildung innerhalb der Gruppen.

Um diese Feststellungen zu überprüfen, wurde den Befragten ein Set von sieben Gegensatzpaaren zur Charakterisierung der beiden Bevölkerungsgruppen vorgelegt. Wiederum findet sich eine einheitliche Fremd- und Selbstcharakterisierung: Die Luzerner werden als eher fortschrittlich und gesellig umschrieben. Eher ungezwungen, eher gefühlvoll und eher offen charakterisiert die Hinterländer weiter. Einzige kleine Differenzen sind, dass sich der Luzerner selbst interessanter und weniger gesprächig einschätzt, als ihn der Berner in der Fremdbeurteilung sieht. Doch bei den Gesamttendenzen sind keine Meinungsverschiedenheiten festzustellen.

Was die Berner Bevölkerung betrifft, herrscht wiederum Einigkeit zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen, wobei die Berner ein eher schwaches Profil aufweisen. Interessant ist, dass die Luzerner den Berner als eher fortschrittlich, eher gesprächig, eher gesellig sowie ungezwungen betrachten. Durchwegs ist eine positive Fremdbetrachtung und Fremdeinschätzung des Berners durch die Hinterländer spürbar. Die Selbsteinschätzung der Berner ist hingegen weniger positiv und eher unscharf. Nur zwei Begriffspaare können zur Selbstbeschreibung der Berner dienen: eher fortschrittlich und zurückhaltend.

Zum Abschluss kann die Gesamteinschätzung der Luzerner jener der Berner gegenübergestellt werden. In der graphischen Darstellung (s. Abb.-4) wird die Schwierigkeit der Charakterisierung der Berner Bevölkerung sichtbar. Die Beurteilung der Luzerner zeigt indessen mehr Profil; sie werden als eher fortschrittlich, gesprächig, gesellig und eher ungezwungen charakterisiert.

Zusammenfassend ist durchwegs eine positive Beurteilung festzustellen und es sind keine Anzeichen von gegenseitigen Vorurteilen auszumachen. Zweitens kann das mehrheitliche Übereinstimmen der Fremd- und Selbstbeurteilung als gutes gegenseitiges Kennen gedeutet werden. Die beiden unterschiedlich wahrgenommenen Charaktere erleichtern der Bevölkerung die Selbstdefinition und Identitätsfindung.

## Wahrnehmung des Grenzraumes

Spiegelt sich die kulturelle und politische Grenze auch in der Raumvorstellung der Hinterländer und Oberaargauer? Um Ansätze zur Beantwortung dieser Frage zu erhalten, wurden Schätzfragen bezüglich den Luftdistanzen zwischen folgenden Orten gestellt: Zell LU ↔ Pfaffnau LU, Huttwil BE ↔ Langenthal BE, Pfaffnau LU ↔ Langenthal BE sowie Huttwil BE ↔ Zell LU. Die Schätzergebnisse wiesen eine breite Variation auf: Einerseits wurden Distanzen um den Faktor vier überschätzt, andererseits leicht unterschätzt. Global betrachtet, werden aber die Entfernungen überschätzt, durchschnittlich um den Faktor 1,8. Dies bedeutet, dass die Distanzen im Schnitt annähernd doppelt so gross geschätzt werden.

Zwischen den vier Distanzen tritt jedoch eine grosse unterschiedliche Schätzgenauigkeit zutage. So werden die innerkantonalen Distanzen (Pfaffnau ↔ Zell und Langenthal ↔ Huttwil) viel genauer geschätzt, als die beiden interkantonalen (Zell ↔ Huttwil und Langenthal ↔ Pfaffnau). Erstere mit einem durchschnittlichen Faktor von 1,35 und letztere mit einem eindeutig grösseren mittleren Faktor von 2,3. Dies lässt eine erstaunliche Verzerrung des Raumes senkrecht zur nordnordwestlich verlaufenden Kantonsgrenze erkennen.

Graphisch dargestellt ergeben die vier realen Distanzen ein Viereck mit den Eckpunkten Langenthal, Huttwil, Pfaffnau und Zell, den wirklichen Raum (s. Abb. 5, ausgezogenes Viereck). Stellt man nun die geschätzten Distanzen massstabgetreu in der gleichen Grafik dar, so ergibt sich erneut ein Viereck, der wahrgenommene Raum (gestricheltes Viereck). Die überproportionale Verzerrung senkrecht zur Kantonsgrenze wird dadurch deutlich sichtbar.

Die allgemeine Überschätzung der Distanzen ist auf den Unterschied zwischen der nicht erfahrbaren Luftdistanz und der tatsächlichen Wegdistanz zurückzuführen. Dagegen ist die überproportionale Verzerrung senkrecht zur Kantonsgrenze nur im Zusammenhang mit derselben zu verstehen.

#### Schluss

Die von RICHARD WEISS in den vierziger Jahren identifizierte «Brünig-Napf-Reuss-Linie» ist heute noch ausgeprägt. Es lassen sich neben den

nach wie vor starken konfessionellen Unterschieden zwei verschiedene Bevölkerungsgruppen ausmachen. Beide Gruppen kennen einander gut und hegen keine gegenseitigen Vorurteile, was zu einer guten Nachbarschaft zwischen Luzerner Hinterland und Oberaargau führt. Allerdings ist eine Verzerrung der Raumvorstellung erkennbar, die senkrecht zur Kantonsgrenze verläuft.

Abgestützt auf die ganze Forschungsarbeit, lässt sich allgemein festhalten, dass an Grenzen ein komplexes Zusammenwirken von verbindenden und trennenden Aspekten herrscht (SCHALLER, 1994). Diese Wirkungen befinden sich in einem dynamischen Gleichgewicht, das durch sozio-kulturelle oder ökonomische Veränderungen gestört werden kann. Werden zum Beispiel kulturelle Unterschiede oder Charaktere der Nachbarn bewusst hochgespielt, so können dadurch selbst friedliche Nachbarschaften künstlich gestört werden. Obwohl im Falle der Kantonsgrenze Luzern–Bern solche Gedanken aus der Luft gegriffen sind, können sie zum Verstehen der europaweit beobachtbaren regionalistischen und nationalistischen Tendenzen einen Beitrag leisten.

#### Literatur

Anliker, F. (1970): 500 Jahre Völlige Richtung zwischen Bern und Luzern. Historischer Verein des Kantons Bern/Historischer Verein der V Orte, Sektion Escholzmatt.

Aregger-Waldispühl, A. (1993): Grenzland seit Jahrhunderten: Wikon – gestern und heute. In: Heimatkunde des Wiggertals, Heft 41, Willisau.

BINGGELI, V. (1983): Geographie des Oberaargaus. Regionale Geographie einer bernischen Landschaft. Langenthal.

BUNDESAMT FÜR STATISTIK (1992): Wohnbevölkerung der Gemeinden, Volkszählung 1990. Bern.

FLATT, K. H. (1969): Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau. Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern. Band 53. Bern.

FOUCHER, M. (1993) (ed): Fragments d'Europe. Atlas de l'Europe médiane et orientale. Maxéville.

HAGER, A. (1982): Die «Brünig–Napf–Reuss-Linie» von Richard Weiss und die Verteilung der Rinderrassen in der Schweiz. Schweizer Volkskunde 72, S. 36–41.

Hahn, H. (1950): Der Einfluss der Konfessionen auf die Bevölkerungs- und Sozialgeographie des Hunsrück. Bonner Geographische Abhandlungen. Heft 4, Bonn.

MARCHAL, G. P. (1986): Sempach 1386, Von den Anfängen des Territorialstaates Luzern. Basel.

PRESCOTT, J. R. V. (1990): Political frontiers and boundaries. London.

- SCHALLER, I. (1995, i.V.): Die Sprachgrenze Ein «lieu de mémoire»? In: Annales de la Société d'histoire du canton de Fribourg. Actes du colloque «Lieux de mémoire fribourgeois», 7 et 8 octobre 1994. Fribourg.
- SCHALLER, I. (1994): Wahrnehmung und Verhalten an einer Kantonsgrenze. In: Universitas Friburgensis, Nr. 3, Fribourg.
- SCHALLER, I. (1993): Grenzwahrnehmung und Grenzverhalten an einer Binnengrenze Empirische Untersuchung an der Kantonsgrenze Luzern–Bern, Diplomarbeit am Geographischen Institut Universität Fribourg, unveröffentlicht.
- Schuler, Bopp, Brassel, Brugger (1985): Strukturatlas Schweiz. Zürich.
- WEISS, R. (1947): Die Brünig–Napf–Reuss-Linie als Kulturgrenze zwischen Ost- und Westschweiz auf volkskundlichen Karten. In: Geographica Helvetica Nr. 2.

# ÖKOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN AN HEUSCHRECKEN DES ROTTALS

Auswirkungen der Bewirtschaftung von Grünland auf Heuschrecken

PASCAL BARRIÈRE

# 1. Einleitung

Die Zerstückelung und die Intensivierungsmassnahmen in der heutigen Landwirtschaft gefährden zunehmend die Lebensräume der Heuschrecken (NADIG & THORENS, 1994). Bedroht sind vor allem Trockenstandorte, Flächen mit extensiver Nutzung und Feuchtgebiete. In Gefahr sind ebenso die landwirtschaftlich genutzten Wässermatten des Oberaargaus (Kanton Bern), des Murgenthals (Kanton Aargau) und besonders diejenigen des Rottals (Kanton Luzern).

Diese hatten in den letzten 20 Jahren einen Flächenrückgang von über 60% zu verzeichnen (Abb. 2) und bedürfen dringend des Schutzes in Form von Bewirtschaftungsverträgen. Besonders augenfällig innerhalb der Tierwelt ist das reiche Vorkommen an feuchteliebenden und gefährdeten Heuschrecken (Insecta: Orthoptera: Saltatoria).

Die Heuschrecken eignen sich für die Untersuchung von Grünlandflächen, da sie deren bevorzugte Lebensräume sind (SCHMIDT & RATSCH, 1989, BELLMANN, 1993). Diese im Rottal mit 21 nachgewiesenen Arten (GRÜTTER, 1993) sind in meist gesicherten Populationen gut überschaubar. Die Tiere reagieren empfindlich auf Veränderungen der ökologischen Bedingungen (Ingrisch, 1979, Martens & Gillandt, 1985, Wingerden et al., 1992, Thorens, 1993). Der gute Kenntnisstand der Lebensraumansprüche der einzelnen Arten spricht ebenfalls für die Wahl dieser Ordnung (Harz, 1957, Kaltenbach, 1963, Oschmann, 1969, Sänger, 1977, Köhler, 1987): sie eignen sich deshalb ausgezeichnet als Zeiger für die ökologische Charakterisierung terrestrischer Lebensräume wie Wiesen, Weiden und Ödlandschaften (Artmann, 1993). Das Vorkommen der einzelnen Arten ist hauptsächlich von den Faktoren Mikroklima und Raumstruktur abhängig, an welche sie unterschiedlich angepasst sind (Sänger,

1977). Da die Nahrung bei der Habitatwahl eine untergeordnete Rolle spielt (Kaufmann, 1965, Oschmann, 1973, Schäller & Köhler, 1981), dürfte die Indikation der Heuschrecken vor allem für die oben erwähnten Faktoren gelten.

Die vorliegende Untersuchung behandelt die Auswirkungen verschiedener Bewirtschaftungsweisen von Grünland auf die Verbreitung und Lebensweise der Heuschrecken im Rottal: Bewässerung, Mahd, Beweidung und Düngung beeinflussen Mikroklima und Vegetationsstruktur und somit auch das Vorkommen dieser Insekten. Die Fragestellung lautet: Gibt es Unterschiede zwischen den Heuschreckenbeständen von Wässermatten und nicht mehr bewässerten Mähwiesen? Wie hoch sind die Einbussen an Heuschrecken bei der Mahd? Wie erfolgt die Wiederbesiedlung der Wiesen nach der Mahd? Im weiteren war eine kritische Betrachtung der Bewirtschaftungsweise unter Berücksichtigung der erlangten Erkenntnisse von zentralem Interesse.

## 2. Untersuchungsgebiet

Die Untersuchung erfolgte im Rottal, im Raume Melchnau (Kanton Bern) und Altbüron (Kanton Luzern), welches 8 km südöstlich von Langenthal und zwischen 520 und 580 Meter ü.-M. liegt. Die Rot bildet einen Teil der Kantonsgrenze zwischen Bern und Luzern.

Die jährlichen Niederschlagssummen betragen 1000 bis 1300 mm. Die Jahresmitteltemperatur dieser Region beträgt etwa 9°C, die Julitemperaturen um 18°C, während die Januartemperaturen etwa 0°C betragen.

Die Wässermatten des Rottals liegen im stark eingeschnittenen Tal mehrheitlich in sanfter Hanglage entlang des Bachlaufs. Die Landschaft wird einerseits durch die sich windende Rot und die Wässerungsbäche (Seitenkanäle) gegliedert, andererseits durch deren markante Bestockung. Diese Gliederung ergibt reizvolle kleinere, aufgrund der Bewässerung unebene Landschaftsräume.

Im Unterschied zu den Mähwiesen des oberaargauischen Hügelgebietes weisen die Wässermatten eine pflanzensoziologisch vielfältige und ungleichmässige Zusammensetzung auf (SALZMANN, 1956). Sie werden der Assoziation Arrhenatheretum elatioris (Glatthafer- oder Fromentalwiese) zugeschrieben (INDERMÜHLE, 1971) und sind nach SCHNEIDER, 1955, die



Abb. 1: Blick von Altbüron über die Wässermatten gegen Melchnau. Aufnahme Swissair Photo und Vermessungen AG, vom 18. Juni 1993. Gemeindearchiv Altbüron.

Tab. 1: Die Heuschreckenarten des Rottals (E. Grütter, 1993). Bevorzugte Habitate nach Bellmann, 1993, und Rote-Liste-Wert nach Nadig & Thorens, 1994.

wissenschaftlicher Name	deutscher Name	Habita	ite										RL-Wer
Familie Tettigoniidae	Fam. Laubheuschrecken												
Leptophyes punctatissima (Bosc., 1792)	Punktierte Zartschrecke									9	10		3
Meconema thalassinum (De Geer, 1773) Tettigonia viridissima	Gemeine Eichenschrecke									9	10		
(L., 1758) Tettigonia cantans	Grünes Heupferd								8	9	10		
(Fues., 1775) Metrioptera roeseli	Zwitscherschrecke				4	5			8	9			
(HAG., 1822) Pholidoptera griseoaptera	Roesels Beissschrecke				4	5	6						
(De Geer, 1773)	Gewöhnl. Strauchschrecke						6	7		9	10	d	
Familie Gryllidae Gryllus campestris	Fam. Grillen												
(L., 1758) Nemobius sylvestris	Feldgrille						6					Ь	3
(Bosc., 1792)	Waldgrille						6				10	d	
Familie Gryllotalpidae <i>Gryllotalpa gryllotalpa</i>	Fam. Maulwurfsgrillen												
(L., 1758)	Maulwurfsgrille				4	5						Ь	3
Familie Tetrigidae Tetrix subulata (L., 1758) Tetrix tenuicornis	Fam. Dornschrecken Säbel-Dornschrecke				4	5						с	
(SAHLB., 1893) Tetrix undulata	Langfühler-Dornschrecke						6	7		9		b	
(Sowerby, 1806)	Gemeine Dornschrecke					5					10		
Familie Acrididae Stethophyma grossum	Fam. Feldheuschrecken												
(L., 1758) Parapleurus alliaceus	Sumpfschrecke	1 2	3										2
(GERMAR, 1817) Chrysochraon dispar	Lauchschrecke		2	3	4							a	3
(GERMAR, 1831)	Grosse Goldschrecke				4	5	6			0	10 10		3
Gomphocerus rufus (L., 1758) Chorth. albomarginatus (De Geer, 1773)	Rote Keulenschrecke Weissrandiger Grashüpfer			3	4	5	0			9	10	а	3
Chorthippus biguttulus	-			,	-1								,
(L., 1758) Chorthippus dorsatus	Nachtigall-Grashüpfer					5	6						
(ZET., 1821) Chorthippus montanus	Wiesengrashüpfer				4	5							
(CHARP., 1825) Chorthippus parallelus	Sumpfgrashüpfer			3	4								3
(Zet., 1821)	Gemeiner Grashüpfer				4	5	6					a	

<sup>1</sup> Moore, 2 Ufer, 3 nasse Wiesen, 4 feuchte Wiesen, 5 mittelfeuchte bis mitteltrockene Wiesen, 6 trockene Wiesen, 7 Ruderalflächen, 8 Kulturflächen, 9 Parkanlagen/Gärten, 10 Waldrand/-lichtungen, a hohe Vegetation, b niedrige Vegetation, c lückige Vegetation, d gebüschreich, 2 stark gefährdet, 3 gefährdet

landwirtschaftlich leistungsfähigsten Naturwiesen. Die Gräser können eine Höhe von 1,5 Meter erreichen.

#### 3. Heuschrecken

Von den 1989 bis 1992 insgesamt 21 festgestellten Arten des Rottals (Grütter, 1993) sind deren acht (38%) in der Roten Liste aufgeführt (Tab. 1): sieben sind als gefährdet eingestuft, die Sumpfschrecke *hyma grossum* gilt als stark gefährdet (NADIG & THORENS, 1994).

Die Familien der Laubheuschrecken und Feldheuschrecken stellen verschiedene Ansprüche an den Lebensraum: Während die Laubheuschrecken mehrheitlich Bäume und Sträucher bevorzugen, sind die Feldheuschrecken überwiegend auf Grünlandflächen anzutreffen. Alle im Untersuchungsgebiet vorkommenden, gefährdeten Feldheuschrecken sind für die Entwicklung der Eier und Larven auf hohe Milieufeuchtigkeit angewiesen (Ingrisch, 1983).

#### 4. Material und Methoden

# 4.1. Erfassung der Heuschrecken

Die nach den Voruntersuchungen (April bis Juni) in die Arbeit einbezogenen Parzellen grenzen alle entweder an die Rot selbst oder an einen ihrer Seitenkanäle. Auf jeder Parzelle wurden drei Abschnitte parallel zum Wasserlauf untersucht: Der erste direkt entlang des Ufers, der zweite zehn Meter davon entfernt und der dritte in der Mitte der Parzelle.

Die Erhebungen wurden bei grosser «Gesangstätigkeit» durchgeführt (bedingt Sonnenschein, Windstille sowie ≥ 15°C). Sie erfolgten von Anfang Juli (Zeitpunkt des zweiten Schnitts) bis Ende September. Die untersuchten Parzellen wurden nach Absprache mit den Bewirtschaftern unmittelbar vor, und 5, 10, 20, 30 usw. Tage nach der Mahd untersucht.

Die Heuschrecken wurden mit einer kombinierten Aufnahmemethode erfasst: Zuerst wurden während drei Minuten alle «zirpenden» Männchen auf einer Fläche von 3-X–10 m innerhalb des Abschnitts (Transekt) registriert. Anschliessend wurden mit einem Netz 15 Proben genommen. Die

gefangenen Individuen wurden mit Hilfe einer 8- und 15fach vergrössernden Lupe bestimmt (Art, Geschlecht, Entwicklungsstadium) und an Ort wieder freigelassen. Die Bestimmung erfolgte nach BELLMANN, 1993, INGRISCH, 1977, OSCHMANN, 1969, und RICHARDS & WALOFF, 1954. Die Fläche wurde anschliessend abgeschritten und noch nicht erfasste Arten/Stadien qualitativ festgehalten.

Die Bestimmung der Larven bedingte eine genaue Kenntnis des zu erwartenden Artenspektrums. Die Bestandesaufnahmen von GRÜTTER, 1992, ermöglichten ein Ausschlussverfahren innerhalb der Bestimmungsschlüssel. Die Bestimmung der Larven erwies sich dennoch bei einigen Arten als recht schwierig.

# 4.2. Untersuchte Wiesen und Querprofil

Es wurden acht Parzellen in die Untersuchung einbezogen, welche sich in Bearbeitungsweise und Feuchtigkeitsregime unterscheiden: Sie erhielten gemäss der Kantonszugehörigkeit entweder die Abkürzung BE (Bern) oder LU (Luzern) und eine Kennummer. Zur Ermittlung der Bewirtschaftung in den Jahren 1992 und 1993 wurde eine Umfrage bei den Landwirten durchgeführt (Tab. 2).

Anmerkung: Um fortan eine Unterscheidung zwischen Wässermatten und den anderen Mähwiesen zu erhalten, werden folgende Begriffe verwendet: Wässermatten: bewässerte Flächen, abgekürzt «WM»; Mähwiesen: nicht bewässerte Flächen; Wiesen: alle Flächen.

Mit Ausnahme der Böschung LUBO (vgl. Abb. 4) wurden alle untersuchten Wiesen in der Talsohle einst bewässert. Die Parzellen erfahren meist eine drei- bis vier-, seltener eine fünf- bis sechsmalige Mahd: Dieses Regime ist unter naturschützerischer Betrachtungsweise als intensiv zu bezeichnen. Um dennoch innerhalb der einzelnen Flächen eine Intensitätsabstufung zu erhalten, wurden die Bezeichnungen «extensiver» (drei bis vier Schnitte) bzw. «intensiver genutzt» (fünf und mehr Schnitte) verwendet. Ausser der Mähwiese LUBO werden alle Flächen gedüngt.

Die Mähwiese LU25 wird am intensivsten genutzt. Eine Nachbeweidung im Herbst fand auf LU28 und LUBO 1992 und 93, auf LU24 und LU25 nur 1993 statt. Die drei Flächen BE10, LU23 und LU24 werden heute noch regelmässig bewässert; sie sind bezüglich des Mahdregimes mit den Mähwiesen LU11, LU28 und LUBO vergleichbar.

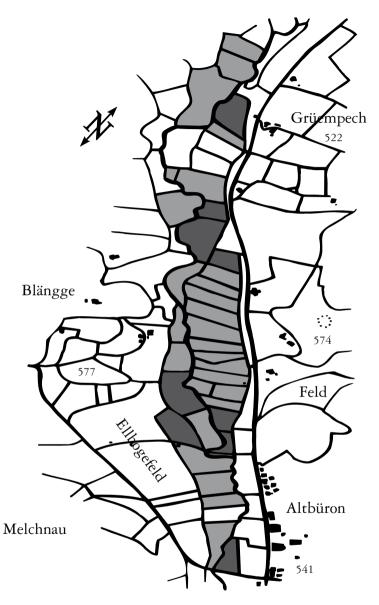


Abb. 2: Bewässerte Parzellen des Rottals im Raume Melchnau und Altbüron. Hell- und dunkelgrau: Stand 1973 (LEIBUNDGUT, 1976); Dunkelgrau: Stand 1993. Von einst über 30 entfallen heute weniger als 10 Hektaren auf die Wässermatten.

Tab. 2: Bewirtschaftung 1992/1993 und Eigenschaften der untersuchten Wiesen im Rottal. WM Wässermatte; ha Hektaren; A Anfang; M Mitte; E Ende; P Phosphor; K-Kali; N Stickstoff.

Fläche	Mahdregime 1992	1993	Bewässerun 1992	g 1993	Düngung 1992	1993	Bemerkungen
BE10 WM 1,89 ha	5×: E Mai, A Juli, A Sept., A Okt., M Nov.	A Juli, Juni, Mai, 3×: N ., M Aug., Juli, Juni, ., E Sept. Sept. Juli			1×: P + K 3×: N	nach Mahd erfolgt Bewässerung	
LU23 WM 0,78 ha	4x: E Mai	4x: A Juni, E Juli; M Sept., E Okt.	4×: Juni, Juli Aug., Sept.	4×: Juni, Juli, Aug., Sept.	1×: Ammon- Salpeter	1×: N-P-K- Mischung 1×: Kuh- dung	nach Mahd erfolgt Bewässerung
LU24 WM 1,84 ha	4×: M Mai	4×: E Mai, A Juli, M Aug., E Sept.	4×: Juni, Juli, Aug., Sept.	4×: Juni, Juli, Aug., Sept.	1×: Ammon- Salpeter	1×: N-P-K- Mischung 1x: Kuh- dung	A Okt. 1992: Nachbewei- dung mit Rindern
LU11 0,63 ha	4×: E Mai, M Juli, E Aug. M Nov.	3×: A Juni, E Juli, M Sept.	_	-	2×: N-P-K- Mischung 1×: N	2×: N-P-K- Mischung	Düngung erfolgt von Hand
LU25 0,68 ha	6×: M Mai, M Juni, A Juli, A Aug., M Sept. E Okt.	5×: E Mai, E Juni, M Juli M Aug. E Sept.	-	_	2x: Jauche 1x: N	2×: Jauche 1×: N	E Okt. 1993: Nachbewei- dung mit Rindern
LU27 1,51 ha	4×: E Mai	5×: E Mai A Juli M Aug., M Sept., E Okt.	-	-	2×: Jauche 1x: Kuh- dung	2×: Jauche 1×: Kuh- dung	1990–1992 als Acker ge- nutzt, Gras- mischung eingesät
LU28 2,00 ha	3×: M Mai, E Juni, M Aug.	3×: E Mai, A Juli, M Aug.	-	-	1×: Ammon- Salpeter 1×: Jauche 1×: Harnstoff	1×: Jauche 1×: Dickstoff 1×: Harnstoff	M Okt: Nach- beweidung mit Rindern; Reiffelung im Frühjahr
LUBO 0,56 ha	2x: E Mai, A Aug.	2×: A Juni, E Juli	-	-	-	-	nicht gedüngt; Okt: Nach- beweidung mit Schafen

Die Parzelle LU27 muss gesondert betrachtet werden: Sie wurde in zwei Schritten (Februar 1990 und 1991) in einen Acker umgewandelt. Angebaut wurden 1990 Kartoffeln und Soja, 1991 und 1992 Hafer und Eiweisserbsen. Im August 1992 erfolgte das Einsähen einer dreijährigen UFA-Grasmischung auf dem zuvor mit Hafer angebauten Teil A der Fläche. Die Eiweisserbsen auf Teilfläche B wurden nach der Ernte gedroschen. Aufgrund des bultenartigen Nachwachsens der ursprünglichen Grasnarbe innerhalb der Erbsen, wurde auf eine nachträgliche Einsaat einer Grasmischung verzichtet. Diese zwei Teilflächen waren 1993 klar zu unterscheiden. LU27 unterlag 1993 einem ähnlichen Mahdregime wie die übrigen Wiesen.

## 4.3. Erfassung der Vegetation und der abiotischen Faktoren

Gemessen wurde bei jedem Abschnitt und Bearbeitungstag die durchschnittliche Vegetationshöhe. Im weiteren wurde das Auftreten von Zeigerarten oder auffällig dichte oder kleine Bestände einer Art notiert. Zusätzlich registriert wurden: Die Lufttemperatur und die Temperatur des Oberbodens. Beschreibend notiert wurden: Bewölkung, Windstärke und Richtung sowie der Feuchtezustand des Oberbodens mittels Zerreiben von Erde zwischen den Fingern.

#### 5. Resultate

# 5.1. Gesamt-Artenspektrum

Auf den acht untersuchten Parzellen konnten 14 (67%) der aus dem Gebiet bekannten 21 Arten regelmässig gefunden werden, von denen fünf (bzw. acht) auf der Roten Liste stehen. Ausser der Punktierten Zartschrecke konnte ich alle Arten der Tab. 1 feststellen.

Folgende sechs Arten waren nur selten nachzuweisen:

- Die Gemeine Eichenschrecke: Sie lebt wie die Zartschrecke auf Bäumen und Sträuchern und ist dadurch schwer zu finden. Drei Tiere konnten in Gärten in Altbüron festgestellt werden.
- Die Waldgrille: Die Art bevorzugt sonnige Waldränder/-lichtungen und gebüschreiche Trockenrasen. Sie wurde in den Seitenhängen mit Feldgehölzen regelmässig angetroffen.

- Die Maulwurfsgrille: Die auf feuchten, lockeren Böden mit niedriger Vegetation lebende Rote-Liste-Art hatte ihre Hauptstridulationszeit vor der Datenerhebung in den Monaten Mai/Juni. Sie konnte in dieser Zeitspanne im Rottal vereinzelt, meist in kurzrasigen Flächen nachgewiesen werden.
- Die Langfühler-Dornschrecke: Sie bewohnt vorwiegend trockene Orte, wie Sandgruben, Steinbrüche und vegetationsarme Trockenrasen. Solche Flächen sind im untersuchten Gebiet kaum anzutreffen. Im Rottal konnte sie nur in Gärten in Roggwil, St. Urban und Altbüron festgestellt werden.
- Die Gemeine Dornschrecke: Die in vielen Gegenden häufig auftretende Art ist an Orten mittlerer Feuchtigkeit anzutreffen, bevorzugt auf Waldlichtungen, feuchten Wiesen und in nicht zu feuchten Mooren. Nur vier Tiere konnten an zwei Standorten im Wässermattengebiet gefunden werden. Sonst war diese Art im Rottal an den Seitenhängen mit Feldgehölzen anzutreffen, oft mit der Waldgrille vergesellschaftet.
- Der Sumpf-Grashüpfer: Diese Rote-Liste-Art lebt auf sumpfigen Wiesen und Schwingrasen, oft vergesellschaftet mit der Sumpfschrecke. Im Untersuchungsgebiet war nur eine lokale, kleine Population bekannt. Im Verlaufe der Untersuchung konnte keine weitere Population gefunden werden. Die Art ist offenbar auch in den Wässermatten selten anzutreffen, obschon zumindest optisch weitere vergleichbare Habitate vorhanden wären. Sie scheint noch empfindlicher auf Eingriffe zu reagieren und/oder andere Ansprüche an das Habitat zu stellen als die Sumpfschrecke. Ein bestimmender Faktor für das Auftreten des Sumpf-Grashüpfers und das Fehlen der Sumpfschrecke konnte nicht gefunden werden.

### 5.2. Artenzahl

Auf jeder Untersuchungsfläche konnten mindestens neun, maximal 14 Arten festgestellt werden; drei bis fünf Rote-Liste-Arten wurden auf allen Parzellen nachgewiesen (Tab. 3).

Alle Wiesen haben bezüglich der Anzahl vorkommender und gefährdeter Arten keine grossen Unterschiede aufzuweisen. Die grössten Artenspektren konnten auf den Wässermatten BE10 und LU23 (je 13), auf der Mähwiese LUBO (13) und auf der einst als Acker genutzten LU27 festgestellt

Tab. 3: Artenspektrum und Anzahl Rote-Liste-Arten der Untersuchungsflächen.

+ Kescherfang, \* qualitativ erfasst, - nicht erfasst; in Klammern: RL-Wert nach NADIG & THORENS, 1994:

2 stark gefährdet, 3 gefährdet; WM Wässermatte; N Anzahl Aufnahmen.

Art	BE10 WM	LU23 WM	LU24 WM	LU11	LU25	LU27	LU28	LUBO
N	7	5	8	6	6	7	7	7
Grünes Heupferd	_	_	+	_	*	*_	_	*
Zwitscherschrecke	+	*	*	_	*	*	+	*
Roesels Beissschrecke	+	+	+	+	+	+	+	+
Gewöhnliche Strauchschrecke	+	+	_	_	*	*	_	*
Feldgrille (3)	*	*	*	*	*	+	_	*
Säbel-Dornschrecke	+	+	+	+	+	+	+	+
Sumpfschrecke (2)	+	+	+	+	+	+	+	*
Lauchschrecke (3)	+	+	+	+	+	+	+	+
Grosse Goldschrecke (3)	*	*	_	+	_	*	_	+
Rote Keulenschrecke	+	+	*	+	+	+	+	+
Weissrandiger Grashüpfer (3)	+	+	+	+	+	+	+	+
Nachtigall-Grashüpfer	*	*	*	*	*	+	*	+
Wiesen-Grashüpfer	+	+	+	+	_	+	_	_
Gemeiner Grashüpfer	+	+	+	+	+	+	+	+
Anz. Arten Kescher/Total	10/13	9/13	8/12	9/11	7/12	10/14	8/9	8/13
Anz. RL-Arten Kescher/Total	3/5	3/5	3/4	4/5	3/4	4/5	3/3	3/5

werden. Diese wies insgesamt am meisten Arten (14) auf. Die kleinsten Spektren hatten die Mähwiesen LU11 (11) und LU28 (9) zu verzeichnen (Tab. 3).

## 5.3. Artenspektrum und Häufigkeiten

## a) Wässermatten

Die Wässermatten BE10, LU23, LU24 haben bezüglich Artenspektrum grosse Ähnlichkeiten. Auf diesen extensiver genutzten Parzellen konnten insgesamt 13 Arten nachgewiesen werden (Tab. 3). Den grössten Anteil an der Gesamtpopulation hatten der Gemeine Grashüpfer und die Sumpfschrecke. Weniger häufig, aber dennoch regelmässig anzutreffen waren der Weissrandige Grashüpfer, die Lauchschrecke, die Roesels Beissschrecke und die Säbel-Dornschrecke. Seltener waren auf allen Flächen der Wiesen-Grashüpfer und die Rote Keulenschrecke. Meist nur qualitativ wurden der Nachtigall-Grashüpfer, die Feldgrille, die Strauchschrecke und die Zwitscherschrecke registriert.

Folgende Unterschiede sind feststellbar: Die Grosse Goldschrecke konnte nur auf BE10 regelmässig nachgewiesen werden. Auf dieser Parzelle waren im Vergleich mit den beiden anderen Flächen mehr Arten und diese meist in grösserer Häufigkeit zu finden. Auf LU24 wurden am wenigsten Tiere gefangen. Vor allem die Sumpfschrecke war auffällig spärlicher vertreten als auf den beiden anderen Parzellen. Als einzige zusätzliche Art hatte LU24 das Grüne Heupferd zu verzeichnen, dagegen fehlte die Grosse Goldschrecke.

### b) Nicht bewässerte Mähwiesen

Auf den nicht bewässerten, extensiver genutzten Mähwiesen LU11 und LU28 war der Gemeine Grashüpfer am häufigsten. Der Weissrandige Grashüpfer, die Rote Keulenschrecke, die Roesels Beissschrecke und die Säbel-Dornschrecke wurden regelmässig angetroffen, der Nachtigall-Grashüpfer selten.

Unterschiede in den Artenspektren und Häufigkeiten waren vor allem bei der Lauchschrecke und der Sumpfschrecke zu verzeichnen: Während auf LU11 die Lauchschrecke stärker vertreten war als die Sumpfschrecke, konnten auf LU28 fast ausschliesslich Sumpfschrecken nachgewiesen werden, jedoch nur in geringer Anzahl.

Auf LU28 konnten im Vergleich mit allen Parzellen am wenigsten Heuschreckenarten und diese meist nur in geringen Mengen erfasst werden. Als allerdings nur einmal registrierte zusätzliche Art der Parzelle LU28 war die Zwitscherschrecke zu verzeichnen. Auf LU11 wurden wenige Wiesen-Grashüpfer und Grosse Goldschrecken festgestellt, welche auf LU28 fehlten.

Auf der nicht bewässerten, intensiver genutzten Mähwiese LU25 wurden zwar am wenigsten Arten (7) gekeschert, dennoch entsprach die Anzahl total erfasster Arten (12) den anderen Parzellen (Tab. 3). Der Gemeine Grashüpfer war am häufigsten. Regelmässig vertreten waren der Weissrandige Grashüpfer, die Sumpfschrecke, die Lauchschrecke und die Säbel-Dornschrecke, die übrigen sieben Arten wurden selten registriert.

Auf der einst als Acker genutzten, nicht bewässerten und extensiver genutzten Mähwiese LU27 wurden am meisten Arten (14) festgestellt (Tab.-3). Der Gemeine Grashüpfer war auch hier die häufigste Art. Weitere regelmässig gefangene Arten waren die Sumpfschrecke, die Säbel-Dorn-

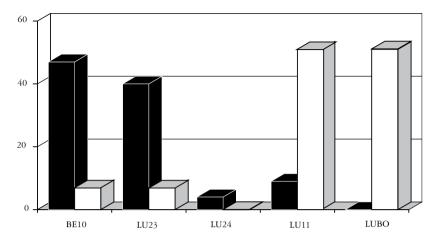


Abb. 3: Häufigkeitsvergleich von Sumpfschrecke (schwarz) und Lauchschrecke (weiss) in Wässermatten (BE10, LU23 und LU24) und nicht bewässerten Mähwiesen (LU11 und LUBO). Dargestellt ist die Gesamtzahl gefangener Individuen je Parzelle (135 Kescherschläge/Fläche) vor dem zweiten Schnitt im Juli.

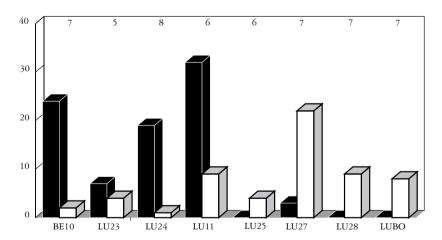


Abb. 4: Häufigkeitsvergleich von Wiesen-Grashüpfer (schwarz) und Nachtigall-Grashüpfer (weiss) in Wässermatten (BE10, LU23, LU24) und nicht bewässerten Mähwiesen. Dargestellt ist die Anzahl festgestellter Individuen über die gesamte Untersuchungszeit. Über den Säulen sind die Anzahl Aufnahmen je Parzelle angegeben.

schrecke, die Lauchschrecke und die Roesels Beissschrecke. Geringe Häufigkeiten wiesen der Weissrandige Grashüpfer und der Wiesen-Grashüpfer auf. Die Zwitscherschrecke konnte regelmässig akustisch erfasst werden. Auffallend waren die Fänge von Nachtigall-Grashüpfern über die gesamte Untersuchungszeit.

Auf der nicht bewässerten, extensiver genutzten Mähwiese LUBO konnten 13 Arten erfasst werden (Tab. 3). Die beiden häufigsten waren die Lauchschrecke und der Gemeine Grashüpfer. In geringer Zahl, aber regelmässig gefangen wurden die Grosse Goldschrecke, die Rote Keulenschrecke und die Säbel-Dornschrecke.

Die übrigen acht Arten waren selten. Auffallend sind: Die Präsenz des Nachtigall-Grashüpfers über die gesamte Untersuchungszeit, der Einzelfang eines Weissrandigen Grashüpfers und die Sumpfschrecke, welche auf dieser Parzelle nur qualitativ registriert wurde.

Beim Vergleich von bewässerten und unbewässerten Wiesen sind die regelmässigen Fänge von Wiesen-Grashüpfern auf den Wässermatten und Nachtigall-Grashüpfern auf der einst als Acker genutzten Parzelle LU27 und auf der nie bewässerten Mähwiese LUBO auffallend.

# 5.4. Häufigkeitsvergleiche von Indikatorarten

Anhand der Artenspektren und Häufigkeiten lassen sich die Wässermatten nicht eindeutig von den anderen Mähwiesen unterscheiden. Im folgenden werden die Häufigkeiten von Indikatorarten verglichen.

# a) Vergleich der Häufigkeiten von Lauchschrecke und Sumpfschrecke

In der Abb. 3 werden die Häufigkeiten in fünf Parzellen verglichen. Da die Mahd grosse Einbussen an Larven zur Folge hat (siehe 5.6.), werden nur Daten verglichen, welche vor der zweiten Mahd im Juli erhoben wurden, um Rückschlüsse über die Eignung der Flächen als Embryonalhabitat ziehen zu können.

Die Wiesen LU25, LU27 und LU28 fehlen in der Darstellung, weil die Datenerhebung auf den ersten zwei krankheitshalber ausfielen und auf der dritten beide Arten fehlten.

Die Sumpfschrecke ist in den Wässermatten häufiger zu finden als die Lauchschrecke, auf den nicht bewässerten Mähwiesen ist das Abundanzverhältnis gerade umgekehrt (Abb. 3, Differenz signifikant, p < 0.001,  $x^2$ -Test).

# b) Vergleich der Häufigkeiten von Wiesen-Grashüpfer und Nachtigall-Grashüpfer

Abb. 4 zeigt die verschiedenen Präferenzen der beiden Zeigerarten: Der Wiesen-Grashüpfer wurde vor allem in den extensiveren Wiesen nachgewiesen. Auf den Parzellen BE10 und LU11 war er am häufigsten, fehlte aber in der intensiv bearbeiteten LU25 und der trockenen LUBO. Im Gegensatz dazu wurde der Nachtigall-Grashüpfer hauptsächlich auf der einst gepflügten Parzelle LU27 und auf den nicht bewässerten Flächen nachgewiesen.

# 5.5. Die Sumpfschrecke (Stethophyma grossum)

Die olivgrün bis braun gefärbte Sumpfschrecke (die Weibchen sind manchmal purpurrot, selten auch lila gescheckt) hat am Vorderrand der Vorderflügel einen gelben Streifen. Die Hinterschenkel sind unten rot (selten gelb), die Hinterschienen gelb mit schwarzen Ringen und Dornen. Die Grösse schwankt sehr stark, zwischen 12 und 25 mm (3) bzw. 26 und 39 mm (4, Abb. 5). Die Imagines (erwachsene Tiere) sind zwischen Juli und Oktober zu finden. Die Männchen bringen knipsende Laute hervor: sie heben hierzu einen (manchmal auch beide) Hinterschenkel an und schleudern die Schiene ruckartig nach hinten. Dabei streichen die Enddornen der Hinterschiene über den Flügel. Diese als «Schienenschleuderzick» bezeichneten Laute werden in unregelmässiger Folge als normaler Gesang, bei Störung auch von beiden Geschlechtern als Abwehrlaut vorgebracht (BELL-MANN, 1993).

Nach Harz, 1957, und Bellmann, 1993, lebt die Sumpfschrecke nur in Feuchtgebieten wie nassen Wiesen, an Gewässerufern, selbst in Schwingrasen von Mooren (vgl. Tab. 1). Sie meidet aber die Torfmoosbereiche der Hochmoore, dichte Schilfzonen und ist in Erika-Heiden nur unregelmässig anzutreffen. Die Eier werden etwa 3 bis 4 cm tief in die feuchte Erde oder

auch dicht über der Erdoberfläche in die Vegetation abgelegt. Die Sumpfschrecke und insbesondere ihre Larven sind streng an bestimmte Lebensräume gebunden. Das Tier wandert bei ungestörten Lebensbedingungen kaum; bei Entwässerung verschwindet es schnell und gilt deshalb als guter Zeiger für noch intakte Feuchtgebiete.

Nebst verschiedenen Süssgräsern werden auch härtere Pflanzenarten gefressen, wie z.-B. Binsen (HARZ, 1957) als auch Rohrglanzgras. Die Sumpfschrecke ist in beiden Geschlechtern ein guter Flieger: Es wurde ein gut 100 Meter weiter Flug eines Männchens beobachtet (mit leichtem Rückenwind, nicht in Hanglage gestartet); die Weibchen können aufgrund ihres grösseren Gewichts nur bis zu 20 Meter weit fliegen. Die knipsenden Laute der Männchen sind in geräuscharmer Umgebung bis zu 30 m weit hörbar. Es ist möglich, mit gleichartig rhythmischem Schnippen der Finger die Tiere in beiden Geschlechtern zum «Knipsen» zu bewegen, besonders bei unregelmässigem Sonnenschein.

Die ersten Larven konnten im Rottal Anfang Mai beobachtet werden; sie erschienen meist entlang unbestockter Ränder der Rot und der Seitenkanäle oder an besonders feuchten Stellen der Parzellen. Im Verlauf der Schlüpfperiode schien sich das Bild zusehends zu verwischen: Die jüngsten Larven wurden danach auch in den Parzellenmitten gefangen. Ende Juli waren die letzten frischgeschlüpften Larven zu verzeichnen. Die Stadien treten im Abstand von etwa 10 bis 14 Tagen auf, was somit als mittlere Stadiendauer angenommen werden kann. Die letzte Larve (L4,  $\mathfrak{P}$ ) konnte noch Mitte September aufgefunden werden. Gegen Ende Juni traten die ersten Imagines auf; die letzten waren bis Mitte Oktober zu finden ( $\mathfrak{P}$ ).

Eine Wanderung über weite Distanzen (bis zu mehreren 100 m) kann nach erfolgter Störung wie etwa einer Mahd erfolgen: Dabei wurden auch abgeerntete Äcker mit verschiedenen aufkommenden Pflanzen durchquert. Die Tiere schienen sich meist nach Süden gerichtet (talaufwärts) zu bewegen, was sich möglicherweise durch die vorherrschende Windrichtung erklären lässt.

# 5.6. Einfluss der Mahd auf die Heuschrecken

Um die Reduktion der Heuschrecken durch die Mahd zu untersuchen, wurde die Gesamtzahl der Individuen unmittelbar vor dem zweiten Schnitt



Abb. 5: Eine Charakterart der Wässermatten: Die gefährdete Sumpfschrecke. Walliswil 1989, Aufnahme E. Grütter, Roggwil.

(erstes Emd, erfolgt meist im Juli) mit derjenigen verglichen, welche fünf (vier bis sechs) und zehn (neun bis zwölf) Tage nach der Mahd erhoben wurden (Tab. 4).

Der zweite Schnitt hatte eine erhebliche Reduktion der Imagines und vor allem der Larven zur Folge: Die Einbussen waren nach fünf und zehn Tagen signifikant. Einzig auf LU28 konnte, bedingt durch die kleinen Zahlen, keine signifikante Veränderung festgestellt werden.

Diese Abnahme trifft generell für alle Arten zu, die Differenzen zwischen den Arten sind nicht signifikant. Einzig die Säbel-Dornschrecke konnte nach dem zweiten Schnitt mehr gefangen werden als zuvor.

## 5.7. Wiederbesiedlung der Wiesen nach der Mahd

Nach dem zweiten Schnitt im Juli konnte eine Erholung der Heuschreckenbestände festgestellt werden (Abb. 6); die ursprünglichen Werte jedoch wurden nicht mehr erreicht. Die Gesamtzahlen auf den analysierten LU11 (Mähwiese) und LU23 (Wässermatte) der Individuen verlaufen parallel zueinander, wobei auf LU11 mehr Individuen gefangen wurden.

Diese Zunahme wurde verursacht durch Imagines des Gemeinen Grashüpfers, Larven und Imagines der Lauchschrecke und Sumpfschrecke sowie die Larven der Säbel-Dornschrecke. Die Dichte der Heuschrecken nahm später entwicklungsbedingt wiederum ab.

### 6. Diskussion

### 6.1. Artenspektrum

Auf den acht untersuchten Wiesen konnten 1993 insgesamt 20 der bisher 21 für das Rottal nachgewiesenen Arten festgestellt werden, davon sind sieben in der Roten Liste enthalten. Diese Artenzahl ist für intensiv genutztes Grünland im Schweizer Mittelland hoch.

Das grösste Artenspektrum wurde auf dem ehemaligen Acker LU27 erfasst (Tab. 3). Diese hohe Artenzahl ist aufgrund der Lage dieser Mähwiese zu erklären. Sie grenzt an drei verschieden bewirtschaftete Parzellen: Südlich an eine Wässermatte, im Osten an eine extensiver genutzte, nicht be-

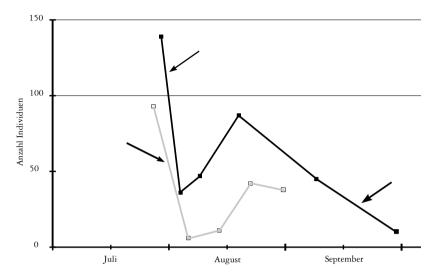


Abb. 6: Verlauf der Wiederbesiedlung der Wiesen nach dem zweiten Schnitt. Dargestellt ist der Verlauf der Gesamtzahl der gefangenen Individuen (135 Kescherschläge/Fläche und Aufnahmedatum) auf der Wässermatte LU23 (graue Linie) und der Mähwiese LU11 (schwarze Linie) von Juli bis September. Dünne Pfeile: zweiter Schnitt (LU11: 28. 7./LU23: 31. 7.); dicker Pfeil: dritter Schnitt (LU11: 20. 9.).

wässerte Mähwiese (LU28) und nördlich an einen 1993 mit Mais bepflanzten Acker. Jede dieser benachbarten Flächen weist eine aufgrund der Bewirtschaftungsweise eigene Heuschreckenfauna auf: Während auf der Wässermatte und der extensiver genutzten Mähwiese LU28 feuchteliebende Arten nachgewiesen wurden, konnten auf dem Acker und dessen Grasrand eher trockenheitstolerante Arten festgestellt werden. Nach der Gras-Einsaat im Herbst 1992 wanderten die verschiedenen Arten aus den benachbarten Flächen in LU27 ein, was 1993 zu dem grossen Artenspektrum führte.

Erwartungsgemäss konnten auf der Mähwiese LU25 wegen der intensiven Bearbeitungsweise am wenigsten Arten gefangen werden (Tab. 3). Der Weissrandige Grashüpfer konnte im Vergleich zu den anderen Mähwiesen häufiger festgestellt werden. Diese Art wurde in nahegelegenen Regionen ebenfalls regelmässig auf intensiv bearbeiteten Kunstwiesen nach-

gewiesen (EIGENHEER, 1993). Auch KÖHLER, 1987, und FRICKE & NORD-HEIM, 1992, stellten eine gute Anpassungsfähigkeit an durch den Menschen beeinflusste Biotope fest.

# 6.2. Unterschiede zwischen den Heuschreckenbeständen von Wässermatten und Mähwiesen

Die Artenzahlen und die Artenspektren der acht Parzellen waren einander sehr ähnlich: 8 der 14 regelmässig gefundenen Heuschreckenarten waren auf allen Flächen vorhanden (Tab. 3). Anhand des Artenspektrums ist eine Unterscheidung in Wässermatten und nicht bewässerte Mähwiesen unmöglich, aber anhand der Häufigkeiten von Zeigerarten lassen sich die beiden Habitattypen auftrennen. Als geeignet erwiesen sich: Die Sumpfschrecke, der Wiesen-Grashüpfer und der Nachtigall-Grashüpfer, wobei die beiden erstgenannten als «typisch» für Wässermatten und der Nachtigall-Grashüpfer als «atypisch» zu bewerten sind.

Die beiden feuchteliebenden und gefährdeten Arten Sumpfschrecke und Lauchschrecke sind unterschiedlich verteilt (Abb. 3). Die Lauchschrecke hat einen geringeren Feuchtigkeitsbedarf als die Sumpfschrecke (vgl. Tab. 1) und konnte auf allen Wiesen nachgewiesen werden, war aber im Gegensatz zur Sumpfschrecke am häufigsten auf frischen und nicht auf nassen Wiesen.

Die Vernässung, welche vor allem für die Entwicklung von Eiern und Larven der Sumpfschrecke von Bedeutung ist (INGRISCH, 1983), kann auf verschiedene Weise zustande kommen: Nebst der Berieselung der Wässermatten können es auch natürlicherweise vorkommende nasse Stellen sein, wie temporär überschwemmte Uferbereiche, Depressionen mit Staunässe oder andere reliefbedingte Vernässungen. Auch bei geringer Ausdehnung können solche Stellen für die Entwicklung der Sumpfschrecke ausreichen und deren Existenz gewährleisten. Deshalb fehlte die Art einzig in der trockenen Böschung LUBO.

Das Auftreten des Nachtigall-Grashüpfers ist gerade gegenläufig, indem die Art mit zunehmender Milieufeuchtigkeit seltener wird (Abb. 4). Auf den untersuchten Wiesen wurden nur einzelne Männchen gefunden, die sicher nicht am Ort des Vorkommens entstanden waren. Die Art ist als wanderungsfreudig bekannt (LENSINK, 1963, BROCKSIEPER, 1976, HÄNI, 1994). Einzig auf der 1990 bis 1992 als Acker genutzten Parzelle LU27 fan-

den sich auch Weibchen und Larven. Der Grund ist darin zu finden, dass sie sich im trockenen Grasrandstreifen des benachbarten Ackers anzusiedeln vermochten und somit trockenere Stellen auf LU27 ebenfalls als Embryonalhabitat genutzt wurden.

Der Wiesen-Grashüpfer wurde zwar häufiger als der Nachtigall-Grashüpfer in den Wässermatten nachgewiesen, trat jedoch in unerwartet geringen Mengen auf. Die nach Bellmann, 1993, frische Grünflächen bevorzugende Art konnte aber auch in den frischen bis mässig trockenen Weiden der Seitenhänge erfasst werden. Ihr Vorkommen ist nicht allein von der Milieufeuchtigkeit abhängig: Sie wurde bevorzugt auf extensiver genutzten Flächen nachgewiesen (Abb. 4). Dies könnte eine mögliche Erklärung für die geringen Häufigkeiten in den intensiv genutzten Wässermatten sein (Tab. 2). Die Art trat innerhalb der Parzellen nicht flächig auf, sondern war meist auf kleine Teilflächen beschränkt.

Neben dem Feuchtigkeitsregime scheinen auch strukturelle Unterschiede von Bedeutung zu sein. Innerhalb der Feldheuschrecken traten die Rote Keulenschrecke und die Grosse Goldschrecke besonders an den Parzellenrändern auf. Während die Rote Keulenschrecke auf allen bearbeiteten Mähwiesen gefunden werden konnte (Tab. 3), war die gefährdete Grosse Goldschrecke nur auf den Parzellen BE10, LU11 und LUBO in kleinen Populationen vertreten. Sie (insbesondere deren Weibchen und Larven) waren vor allem in den mit Kräutern und Schilf durchsetzten Weidenbeständen der Grabenränder zu finden. Dieses stark eingeschränkte Auftreten hängt mit dem zur Verfügung stehenden Angebot an geeigneten Eiablageplätzen zusammen: Das nur von einer dünnen Sekrethülle umgebene Eipaket bedingt eine Ablage in ein festes Substrat (SÄNGER, 1977). Die Weibchen legen ihre Eier bevorzugt in den markhaltigen Hohlraum von abgestorbenen Pflanzenstengeln (BELLMANN, 1993); solche stehen nur in den nicht gemähten Grabenrändern zur Verfügung.

In BE10 und LU11 wurden die Männchen der Grossen Goldschrecke auch vermehrt in der Parzellenmitte gefunden. Beide Parzellen weisen in der Mitte einen zusätzlichen Mittelgraben des Bewässerungssystems auf. Bei der Mahd werden besonders die in diesen Gräben wachsenden, für eine Eiablage geeigneten Pflanzen, wie Brennesseln *Urtica dioica*, Weiches Honiggras *Holcus lanatus* und Wiesenfuchsschwanz *Alopecurus pratensis*, verschont; sie überragen deshalb sehr schnell die übrige Grasfläche. Die flinken Männchen halten sich in der Nähe der genannten Pflanzen auf und ver-

Tab. 4: Reduktion der Heuschrecken durch die Mahd: Anzahl gefangener Individuen vor dem zweiten Schnitt, 5 und 10 Tage danach (135 Kescherschläge/Fläche und Aufnahmedatum) und Reduktion in % nach 5 und 10 Tagen. Mahdzeitpunkte: BE10 7.-7.; LU23 31.-7.; LU24 3.-7.; LU12 8.-7.; LU28 3.-7.; LUBO 31.-7. WM Wässermatte; La-Larven; Im Imagines; Tot Total; \* signifikant, (x²-Test; p-<-0,05).

	Anzahl Individuen						Reduktion [%]								
	vor Mahd			nach 5 Tagen			nach	nach 10 Tagen		nach 5 Tagen		nach 10 Tagen			
	La	Im	Tot	La	Im	Tot	La	Im	Tot	La	Im	Tot	La	Im	Tot
BE10															
WM	138	42	180	11	5	16	26	19	45	92,0*	88,1*	91,1*	81,2*	54,8*	75,0*
LU23															
WM	46	47	93	2	4	6	2	9	11	95,7*	91,5*	93,6*	95,7*	76,6*	88,2*
LU24															
WM	30	29	59	5	14	19	2	9	11	83,3*	51,7*	67,8*	93,3*	69,0*	81,4*
LU11	61	78	139	19	17	36	10	37	47	68,9*	78,2*	74,1*	83,6*	52,6*	66,2*
LU28	12	10	22	11	10	21	6	12	18	8,3	0	4,6	50,0	+20	18,2
LUBO	56	20	76	4	8	12	3	8	11	92,9*	60,0*	84,2*	94,6*	60,0*	85,5*

suchen die eher trägen und schweren Weibchen mittels eifrigem «Zirpen» anzulocken. Dennoch wurden weder Larven noch Weibchen bei diesen Mittelgräben beobachtet: Wahrscheinlich verhindern oder zumindest erschweren die Mahd und das Ausputzen der Gräben eine Ausbreitung der Grossen Goldschrecke in Richtung Parzellenmitte.

# 6.3. Einfluss der Mahd auf die Heuschrecken

Das Mähen einer Grünfläche stellt einen der gravierendsten menschlichen Eingriffe für die Heuschrecken dar, welche nach dem zweiten Schnitt im Juli enorme Verluste aufzuweisen hatten (Tab. 4): Die Larven waren immer stärker von der Mahd betroffen als die Imagines. Die Daten lassen keine Schlüsse zu, ob gewisse Arten eine Mahd besser überleben als andere. Als einzige Art konnte die Säbel-Dornschrecke vermehrt gefangen werden. Das ist einzig darauf zurückzuführen, dass die vor allem auf der Bodenoberfläche lebende Art nach der Mahd mit dem Kescher leichter gefangen werden konnte.

### 6.4. Wiederbesiedlung der Wiesen nach der Mahd

Es gibt mehrere Möglichkeiten der Wiederbesiedlung von Flächen durch Heuschrecken. Die teilweise Erholung der Bestände nach dem zweiten Schnitt im Juli kann verschiedene Günde haben:

- Immigration: Einwanderung aus den angrenzenden Flächen. Sie ist abhängig von der während der Mahd erfolgten Emigration (Auswanderung) und den Populationen in den angrenzenden Flächen selbst.
- Permigration: Durchwanderung von Gebieten.
- Erneutes Schlüpfen von Larven.

Nach dem zweiten Schnitt konnten noch folgende Arten und Stadien gefangen werden: Die eingewanderten Imagines des Gemeinen Grashüpfers, der Lauchschrecke und Sumpfschrecke sowie frischgeschlüpfte Larven der Lauchschrecke, Sumpfschrecke und Säbel-Dornschrecke. Offensichtlich ist eine ausgedehnte Schlüpfzeit der Larven von Vorteil für die Heuschrecken von Mähwiesen. Auf diese Weise können starke Bestandeseinbussen besser kompensiert werden.

Interessanterweise wurden nach dem zweiten Schnitt auf der Wässermatte BE10 tendenziell mehr junge Sumpfschrecken-Larven als auf der Mähwiese LU11 gefangen. Es ist möglich, dass die Bewässerung von BE10 unmittelbar nach dem Mähen dafür verantwortlich ist. Bei hohen Temperaturen trocknet der Oberboden rasch aus: Die Gefahr einer Austrocknung ihrer sehr feuchtigkeitsbedürftigen Eipakete ist gross (INGRISCH, 1983). Die unmittelbare Berieselung der Fläche wirkt diesem Prozess entgegen. Es konnte nicht festgestellt werden, ob eine hohe relative Feuchtigkeit auch zuvor geschlüpfte Larven bei warmen Bedingungen vor Austrocknung schützt.

Die Einwanderung aus benachbarten Wiesen spielt eine wichtige Rolle bei der Wiederbesiedlung von gemähten Flächen: Sie erfolgt hauptsächlich durch paarungsbereite Imagines, wobei die Männchen häufiger und schneller einwandern. Die feuchteliebenden Arten wandern nicht unmittelbar nach dem Schnitt ein, sondern erst wenn die Vegetation eine bestimmte Höhe erreicht hat: Sie finden dann eine für sie idealere Milieufeuchtigkeit vor. Ganz im Gegensatz zum Nachtigall-Grashüpfer, welcher sofort in gemähte Wiesen einwandert, sie allerdings bei zunehmendem Wuchs wieder verlässt (Permigration).

Die flugunfähigen Larven scheinen sich nur in ihrem Embryonalhabitat zu bewegen: Sie verlassen ihn auch bei gestörten Bedingungen (z.-B. Mahd) kaum, was besonders auf die feuchteliebenden Feldheuschrecken zutrifft. Hingegen werden viele Imagines durch die Mahd in die Wanderungsphase versetzt; man könnte diesen Vorgang auch als Fluchtmigration bezeichnen. Dieses Verhalten war bei der Sumpfschrecke, Lauchschrecke und Grossen Goldschrecke ausgeprägt: Es wurden häufig einzelne Tiere festgestellt, welche bis zu mehreren 100 m von der nächstgelegenen Population entfernt waren: Dabei wurden sehr unterschiedliche Flächen durchwandert. Die Wanderungsphase dauert bis ans Lebensende und wird nur bei Begegnung eines Geschlechtspartners unterbrochen, um sich zu paaren. Die Eiablage findet meist in unmittelbarer Nähe des Paarungsortes statt: Sie kann somit auch in mikroklimatisch suboptimalen oder für die Entwicklung völlig ungünstigen Habitaten erfolgen (INGRISCH & BOEKHOLT, 1982).

# 6.5. Bemerkungen zur Bewirtschaftung der Wässermatten aus entomologischer Sicht

Die aktuelle Nutzung der Wässermatten stellt eine der intensivsten Bewirtschaftungsweisen für Grünland dar und ist nur möglich dank der Wässerung, welche einerseits das notwendige Wasser und andererseits zusätzlich Schwebstoffe, das heisst auch Pflanzennährstoffe auf die Flächen bringt.

Man muss sich bewusst sein, dass die Wässermatten trotz bzw. gerade wegen dieser intensiven Nutzung in ihrer heutigen Form existieren. Trotz dieser intensiven Nutzung konnten sich die feuchtigkeitsliebenden und heute gefährdeten Heuschreckenarten auf diesen Flächen halten. Ein Fortbestand der Populationen ist aber nur möglich, wenn positiv- und negativwirkende Faktoren der Bewirtschaftung in einem Gleichgewicht stehen.

Bei einer kritischen Betrachtung der heutigen Nutzung ist davon auszugehen, dass die Wässermatten weiterhin (eventuell sogar intensiv) genutzt werden müssen, um in ihrer Form weiter zu existieren.

Bewirtschaftungsverträge und finanzielle Entschädigungen sollen dazu dienen, die Kulturform in ihrem Bestand zu erhalten, auch wenn sie nicht einer modernen Graswirtschaft entspricht. Nach Möglichkeit sollen aber auch diejenigen Praktiken erhalten (oder wieder eingeführt) werden, die den gefährdeten Tierarten eine Weiterexistenz sichern.

Aus praktischen Gründen wird es dabei zu einem Kompromiss kommen zwischen intensiver Nutzung durch den Bewirtschafter einerseits und der Realisierung von Anliegen des Natur- und Landschaftsschutzes, eingeschlossen die Erhaltung des kulturellen Erbes anderseits.

Die Sumpfschrecke Stethophyma grossum kann als Zeiger für die feuchteliebende Tierwelt betrachtet werden.

Die folgende Diskussion basiert auf den eigenen Resultaten und den Arbeiten von Oppermann, 1987, Oppermann et al., 1987, Fricke & Nordheim, 1992, M. Heydenreich (pers. Mitt.), welche ähnliche Fragestellungen abdecken.

Die Kantone Bern und Luzern sehen unterschiedliche Schutzbestimmungen und Bewirtschaftung für die Wässermatten vor. Aus naturschützerischer Sicht beinhaltet der «Verordnungsentwurf zum Schutz der Wässermatten an der Rot» des Regierungsrats des Kantons Luzern vom 30. November 1994 präzisere Bestimmungen als die Auflagen des Kantons Bern.

### a) Bewässerung

Die Verbreitung der Sumpfschrecke zeigt, dass den bewässerten Flächen eine besondere, aber doch nicht alleinige Bedeutung zukommt. Ihre Verteilung innerhalb der Parzellen weist darauf hin, dass das traditionelle Wässerungssystem mit Gräben eine Rolle für das Vorkommen spielt.

Eine minimale Bodenfeuchte scheint für die Entwicklung der Sumpfschrecke wesentlich zu sein: Sie wirkt sich positiv aus auf Eier, welche in den Boden abgelegt wurden, aber auch durch die erhöhte Luftfeuchte über der Bodenoberfläche auf solche unmittelbar über dem Boden und auf die feuchtigkeitsbedürftigen Junglarven.

Deshalb ist es wichtig, dass mehrmals jährlich und regelmässig gewässert wird, so oft es möglich ist. Der mikroklimatische Schock durch das Mähen (schlagartige Reduktion der Feuchtigkeit des Oberbodens und der bodennahen Luftfeuchtigkeit, Erhöhung der Einstrahlung und damit der Temperatur) ist ein wichtiger Mortalitätsfaktor für Heuschrecken-Larven. Er kann stark gemildert werden, wenn unmittelbar nach der Mahd eine Bewässerung stattfindet, insbesondere bei hohen Temperaturen im Sommer.

Das bedeutet, dass Mahd und Bewässerung im Idealfall eng aufeinander abgestimmt werden und dies in der Kehrordnung und den Bewirtschaftungsverträgen berücksichtigt werden sollte.

Die Bewässerung kann sich aber auch negativ auswirken, wenn zuviel Wasser fliesst und statt einer Berieselung eine grossflächige Überschwemmung stattfindet: kleine Larven können leicht abgespült werden, aber es werden auch weniger Schwebstoffe abgelagert.

Während minimale Bewässerungsmengen durch Restwasserbestimmungen für die Rot gegeben sein können, sollten maximale Bewässerungsmengen durch die Verträge festgelegt werden, die sowohl im Interesse des Naturschutzes als auch des Bewirtschafters liegen.

### b) Mahd

Die direkten und indirekten Auswirkungen der Mahd führen allgemein zu sehr starken Verlusten bei wirbellosen Tieren. Die negativen Auswirkungen der Veränderung des Mikroklimas können, wie oben erwähnt, bis zu einem gewissen Grad durch eine angepasste Bewässerung abgepuffert werden. Auch wenn in der luzernischen Schutzverordnung und in den entsprechenden Bewirtschaftungsverträgen die angestrebte Nutzung der Wässermatten als extensiv bezeichnet wird, so muss sie, mit einer grösstenteils dreibis viermaligen Mahd, aus ökologischer Sicht als intensiv bezeichnet werden.

Eine Reduktion der Anzahl Grasschnitte würde sich somit positiv auf die Insektenpopulationen auswirken, jedoch wären hier neben Detailabklärungen zur Wirkung des Mikroklimas auch wirtschaftliche Aspekte (Qualität und Quantität des Schnittguts und daran angepasste Entschädigungen) zu berücksichtigen. Da durch die enorme Wüchsigkeit des Grases auf den Wässermatten aus der Sicht des Bewirtschafters einer Reduktion der Bewirtschaftung Grenzen gesetzt sein dürften, kommt einem anderen Aspekt dadurch noch grössere Bedeutung zu:

Zur Schonung der Mähgeräte verbleiben entlang der Bewässerungsgräben schmale Streifen ungemäht. Diese haben offensichtlich für die feuchteliebenden Heuschrecken Zuflucht-Charakter, das heisst, dass sie hier am Besten überleben und von hier aus angrenzende Flächen immer wieder neu besiedeln können. Aus diesem Grund wäre anzustreben, entlang den Bewässerungseinrichtungen mechanisch nicht beeinträchtigte Pufferstreifen zu belassen. Ihre optimale Breite müsste in Versuchen noch abgeklärt werden.

Die Art der eingesetzten Mähgeräte hat einen grossen Einfluss auf das

Überleben der Tierwelt. Je langsamer und je höher über dem Boden der Schnitt erfolgt, um so mehr Heuschrecken werden überleben, weil sie entweder fliehen können oder durch den Mäher nicht erfasst werden. Kreiselund Frontmäher wirken deshalb viel zerstörerischer als Balkenmäher. Am besten eignet sich das Mähen von Grasstreifen für den täglichen Gebrauch («Graset»), bei dem sich die Insekten über geringe Distanzen in intakte Vegetation zurückziehen können. Mit Hilfe von entsprechendem finanziellem Ausgleich sollte es auch hier die Möglichkeit geben, zusammen mit den Bewirtschaftern eine optimale Lösung zu finden.

Um einerseits die Refugien funktionell zu erhalten und andererseits eine Verbuschung der Streifen zu verhindern, wäre eine spezielle Nutzung notwendig: Sie könnte eine alle Jahre abschnittweise abwechselnde Mahd sein; diese könnte aber auch am Ende der Vegetationsperiode erfolgen, wobei 10-cm hohe Streifen stehengelassen werden sollten, um die überwinternden, oberirdisch deponierten Eigelege zu schonen.

### c) Düngung

Früher reichte das Wasser aus den Bewässerungsgräben für eine Düngung aus. Heute werden auch die Wässermatten ein- bis dreimal jährlich gedüngt (vgl. Tab. 2). Die in den Wiesen vorkommenden Pflanzen zeigen, dass Fettwiesen-Arten dominieren; Magerkeitszeiger sind selten und nur lokal vorhanden. Ein flächiger Verzicht auf Düngung ist deshalb kaum angebracht.

Es ist bekannt, dass mineralische Dünger bei direktem Kontakt wirbellose Tiere verätzen. Jauche kann bei direktem Kontakt ebenfalls toxisch wirken, während Stallmist die geringsten negativen Auswirkungen auf die Fauna hat.

Um Gewässerverschmutzungen vorzubeugen, sind entlang von Gewässern ungedüngte Pufferstreifen vorzusehen, wie dies durch die eidgenössische Stoffverordnung vorgeschrieben ist. Damit könnte gleichzeitig der Charakter als Zufluchtsort dieser Streifen betont und gefördert werden. Auch in den Bereich des vorgeschriebenen Gewässerschutzes gehört ein Verzicht auf Düngung, wenn der Boden gefroren oder (nach Bewässerung) wassergesättigt ist. Gerade auf den schwach geneigten Wässermatten würden die ausgebrachten Stoffe in den untenliegenden Bach verfrachtet.

# d) Langfristige Erhaltung und Förderung der feuchteliebenden Tiergemeinschaften

Die mit den Bewirtschaftungsverträgen angestrebten Massnahmen zielen in erster Linie auf den Landschaftsschutz und die Erhaltung eines kulturellen Erbes. Für die langfristige Erhaltung der spezifischen und bedrohten Tierwelt der Wässermatten reichen sie aber kaum aus. Hier stellt sich ein generelles Problem des modernen Naturschutzes: Kleine Restpopulationen sind in der Kulturlandschaft inselartig isoliert und ein minimaler genetischer Austausch, welcher für eine langfristige Weiterexistenz ohne Inzucht unabdingbar ist, ist mehr oder weniger unterbunden.

Durch eine ökologische Vernetzung der Populationen kann dieser Gefahr begegnet werden. Im Falle der Wässermatten würde das bedeuten, dass z.-B. die Pufferstreifen entlang der Gewässer und Bewässerungsgräben als sehr extensiv genutztes System von Migrationskorridoren konzipiert würden. Damit wäre es möglich, durch geeignete Vegetation mit ausreichender Feuchtigkeit gegenseitig miteinander in Kontakt zu treten und auch neue geeignete Flächen zu besiedeln.

### 7. Literatur

- Artmann, G. (1993): Ökologische Bewertung der naturnahen Wiesen, Weiden und Ödlandflächen aufgrund der Heuschreckenfauna. Mitt. Naturf. Ges. des Kt. Solothurn 36: 45–74.
- Bellmann, H. (1993): Heuschrecken: Beobachten, bestimmen. Natur-Buch-Verlag, Augsburg: 349 S., inkl. Compact Disc.
- BINGGELI, V. & ISCHI, M. (1993): Wässermattenschutz: Erhaltungs- und Wiederherstellungsarbeiten 1985 bis 1993. Jb. Oberaargaus 1993: 289–306.
- BROCKSPIER, R. (1976): Die Springschrecken (Saltatoria) des Naturparks Siebengebirge und des Naturschutzgebietes Rodderberg bei Bonn. Decheniana 129: 85–91.
- EIGENHEER, K. (1993): Die Heuschrecken im Bezirk Wasseramt (Kt. Solothurn, Schweizerisches Mittelland). Nat. Ges. Solothurn, Mitt. 1993, 36: 33–43.
- FRICKE, M. & NORDHEIM, H. VON (1992): Auswirkungen unterschiedlicher landwirtschaftlicher Bewirtschaftungsweisen des Grünlandes auf Heuschrecken (Saltatoria) in der Oker-Aue (Niedersachsen) sowie Bewirtschaftungsempfehlungen aus Naturschutzsicht. Braunschw. Naturk. Schr. 4: 59–89.
- GRÜTTER, E. (1992): Biologische/Oekologische Untersuchungen des Lebensraums Wässermatten im Rottal. Manuskript Tagung Naturschutzverein Oberaargau. 3 S.
- Grütter, E. (1993): Heuschrecken Lebensweise, Lebensräume, Artenkenntnisse. Manuskript Weiterbildungskurs f. freiwillige Naturschutzaufseher. 10 S.

- Häni, J. (1994): Heuschrecken in der Kulturlandschaft: Beeinflussung von Vorkommen und Verbreitung durch die Nutzung. Diplomarbeit, Zool. Inst., Univ. Bern. 44-S.
- HARZ, K. (1957): Die Geradflügler Mitteleuropas. Fischer, Jena: 494 S.
- HARZ, K. (1969): Die Orthopteren Europas. Vol. 1 (Ensifera). Junk, The Hague: 749 S.
- HARZ, K. (1975): Die Orthopteren Europas. Vol. 2 (Caelifera). Junk, The Hague: 939 S.
- INDERMÜHLE, R. (1971): Botanische Beschreibung der Wässermatten bei Langenthal. SLA-Diplomarbeit, Syst.-Geobot. Inst., Univ. Bern: 28 S.
- INGRISCH, S. (1977): Beitrag zur Kenntnis der Larvenstadien mitteleuropäischer Laubheuschrecken (Orthoptera: Tettigoniidae). Z. angew. Zool. 64: 459–501.
- INGRISCH, S. (1979): Experimentell-ökologische Freilanduntersuchungen zur Monotopbindung der Laubheuschrecken im Vogelsberg. Beitr. Naturk. Osthessen 15: 33–95.
- INGRISCH,-S. (1983): Zum Einfluss der Feuchte auf die Schlupfrate und Entwicklungsdauer der Eier mitteleuropäischer Feldheuschrecken. Dt. Entomol. Z. 30: 1–15.
- Kaltenbach, A. (1963): Milieufeuchtigkeit, Standortsbeziehungen und ökologische Valenz bei Orthopteren im pannonischen Raum Österreichs. Sitzungsber. math.-naturwiss. Kl. Abt. I 172: 97–119.
- KAUFMANN, T. (1965): Biological studies on some Bavarian Acridoidea, with special reference to their feeding habits. Ann. Entomol. Soc. Amer. 58: 791–801.
- Köhler, G. (1987): Die Verbreitung der Heuschrecken im Mittleren Saaletal um Jena (Thüringen) Bestandesaufnahme und Faunenveränderung in den letzten 50 Jahren. Wiss. Z. Friedrich-Schiller Univ. Jena, Naturwiss. R. 36: 391–435.
- LANDOLT, E. (1991): Rote Liste der gefährdeten Farn- und Blütenpflanzen der Schweiz. Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft, BUWAL-Reihe Rote Listen, EDMZ Bern: 185 S.
- LEIBUNDGUT, CH. (1976): Zum Wasserhaushalt des Oberaargaus und zur hydrologischen Bedeutung des Wiesenbewässerungssystems im Langetental. Beitr. Geol. Schweiz. Hydrologie 23, Bern: 107 S.
- MARTENS, M. & GILLANDT, L. (1985): Schutzprogramm für Heuschrecken in Hamburg. Schr.-R. der Umweltbehörde 10: 55 S.
- NADIG, A. & THORENS, PH. (1994): Rote Liste der gefährdeten Heuschrecken der Schweiz. In: DUELLI, P. (ed), Rote Listen der gefährdeten Tierarten der Schweiz. Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft, BUWAL-Reihe Rote Listen, EDMZ Bern: 66–68
- Oppermann, R. (1987): Tierökologische Untersuchungen zum Biotopmanagement in Feuchtwiesen. Ergebnisse einer Feldstudie an Schmetterlingen und Heuschrecken im württembergischen Alpenvorland. Natur und Landschaft 62: 235–241.
- Oppermann, R., Reichholf, J. & Pfadenhauer, J. (1987): Beziehung zwischen Vegetation und Fauna in Feuchtwiesen untersucht am Beispiel von Schmetterlingen und Heuschrecken in zwei Feuchtgebieten Oberschwabens. Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Bad.-Württ. 62: 347–379.
- OSCHMANN, M. (1969): Bestimmungstabellen für die Larven mitteldeutscher Orthopteren. Dt. Entomol. Z. NF 16: 277–291.

- Oschmann, M. (1973): Untersuchungen zur Biotopbindung von Orthopteren. Faunist. Abh. staatl. Mus. Tierk. Dresden 4: 177–206.
- RICHARDS, O.W. & WALOFF, Ph. D. (1954): Studies on the biology and population dynamics of British grasshoppers. Anti-Locust Bull. 17: 1–182.
- SALZMANN, R. (1956): Untersuchungen über den Pflanzenbestand und die Ertragsfähigkeit oberaargauischer Wässermatten an der Langeten. Ber. Schweiz. Bot. Ges. 53A: 22–35.
- SÄNGER, J. (1977): Über die Beziehung zwischen Heuschrecken und der Raumstruktur ihrer Habitate. Zool. Jb. Syst. 104: 433–488.
- SCHÄLLER, G. & KÖHLER, G. (1981): Untersuchungen zur Nahrungspräferenz und zur Abhängigkeit biologischer Parameter von der Nahrungsqualität bei zentraleuropäischen Feldheuschrecken. Zool. Jb. Syst. 108: 94–116.
- SCHMIDT, G. H. & RATSCH, H.-J. (1989): Der Heuschreckenanteil an der Biomasse der epigäischen wirbellosen Fauna nordwestdeutscher Graslandbiotope. Braunschw. Naturk. Schr. 2: 473–498.
- SCHNEIDER, J. (1955): Ein Beitrag zur Kenntnis des Arrhenatheretum elatioris in pflanzensoziologischer Betrachtungsweise. Syst.-Geob. Inst., Univ. Bern: 102 S.
- THORENS, PH. (1993): Effets de la fauche sur une population du criquet *Chorthippus mollis* dans une prairie du pied sud du Jura Suisse. Mitt. Schweiz. Ent. Ges. 66: 173–182.
- WINGERDEN, W. K. R. E. VAN, KREVELD, A. R. VAN & BONGERS, W. (1992): Analysis of species composition and abundance of grasshoppers in natural and fertilized grasslands. J. Appl. Entomol. 113: 138–152.

Der vorliegende Text ist Teil der Diplomarbeit des Verfassers, 1995, unter der Leitung von Prof. J. Zettel, Zoolog. Institut, Abteilung Synökologie, Universität Bern.

# DAS WÄSSERMATTEN-SCHUTZGEBIET VON ALTBÜRON

### Ein Kapitel angewandter Landschaftskunde

VALENTIN BINGGELI UND MARKUS ISCHI

Innerhalb unserer Beschäftigung mit dem Themenkreis Wässermatten läuft wissenschaftliche Theorie meist nahtlos in landschaftsschützerische Praxis über – diese als sozusagen logische Folge von jener. Sowohl über die geografischen und hydrologischen Untersuchungen wie ihre Anwendung in Form von Schutz- und Erhaltungsmassnahmen wurde im Jahrbuch des Oberaargaus regelmässig berichtet. Wir erwähnen BIERI (1958, 1975), LEIBUNDGUT (1970, 1980, 1987), BINGGELI und ISCHI (1962, 1985, 1989, 1993).

Im letztgenannten Jahrbuch-Artikel kamen mit der Berichtsperiode 1985–1993 die Vorbereitungsarbeiten für die Gründung der Wässermatten-Stiftung 1992 sowie die ersten beiden Jahre mit Aufbau der Stiftung und ersten Wiederherstellungsmassnahmen zur Darstellung. Als wissenschaftliche Grundlagenarbeit, die sich u.a. mit Hydrologie und Wässermatten des Rottals befasste, sei hervorgehoben die Dissertation von Chr. Leibundgut (1976; siehe Literaturverzeichnis).

# 1. Einführung

Vorweg ist hinzuweisen auf zwei weitere Artikel im vorliegenden Jahrbuch, die dem Rottal gewidmet sind. P. Barrière gibt Einblick in eine ökologische Untersuchung über Heuschrecken. I. Schaller unterzog das Grenzgebiet einer geografischen Studie zu «Wahrnehmung und Verhalten» an einer Kantonsgrenze.

Altbüron liegt zwar im luzernischen Teil des Rottals, aber es stellt eine jener Gemeinden im freundnachbarlichen Umkreis des Oberaargaus dar, was I. SCHALLER nachdrücklich beschreibt. Wir haben deshalb allen Anlass, die Matten von Altbüron hier darzustellen, auch im Blick auf die Tatsache,

dass mehrheitlich Melchnauer Bauern diese Wässermatten besitzen und bewirtschaften.

Die Rottal-Matten gehören mit jenen im Langete- und Oenztal zum BLN-Gebiet «Wässermatten des Oberaargaus» als Landschaft von höchster nationaler Schutzwürdigkeit (Abb. 1). Ziel der 1992 gegründeten Stiftung zum Schutz der Wässermatten im Oberaargau ist die integrale Erhaltung bestimmter Flächen im BLN-Perimeter der genannten drei Täler.

Die Wässermatten im Langete- und Rottal gehören zu den letzten Vertretern dieser ehemals weitverbreiteten Bewässerungslandschaft in der Schweiz. Die allgemeine Darstellung der Wässermatten gilt für jene des Rottals wie die andern im Oberaargau und im weiteren zentralen Mittelland (geografisch-geologische Bedingungen; Bedeutung betreffend Ökologie, Kulturlandschaft, Grundwasser und Naherholung). Im folgenden geht es – nach einer Kurzdarstellung von Altbüron – vor allem um die Chronologie des Schutzprojekts Altbüron und um die Besonderheit der Matten im Roträli

### 2. Althüron im Luzerner Hinterland

Was Lage und Besonderheiten des Grenzgebietes von Luzerner Hinterland und Rottal betrifft, verweisen wir auf den Artikel von I. SCHALLER in diesem Jahrbuch. Altbüron liegt in der Mitte des Rottals. Das Flüsschen Rot sammelt sich in den Höhen zwischen Gondiswil und Huttwil, fliesst bei Roggwil in die Langete und die beiden, jetzt Murg genannt, münden nach kurzem Lauf bei Murgenthal in die Aare.

Die Landschaft von Altbüron ist bestimmt durch die äusseren Ausläufer des Napfberglandes. Die Hügelzüge sind hier meist plateauförmig ausgebildet: Sie wurden in der Eiszeit gekappt, zu «Hochebenen» abgeflacht. Das Dorf Altbüron liegt an der Ostseite des Rottals und stellt den Siedlungstyp eines Mündungsdorfes auf einem Delta dar: Fast rechtwinklig tritt hier ein Seitenflüsschen von Osten her ins Haupttal, was im Kartenbild gut abzulesen ist an einer Folgewirkung: Der Schuttfächer dieses Baches hat die Rot an die westliche Talseite gedrängt (Abb. 2).

Das geologische Atlasblatt Langenthal (GERBER UND WANNER, 1984) weist nach, dass die Altbürer Hügel von oberer Meeresmolasse (Burdigalien) aufgebaut sind, die höheren Bereiche der Nachbarschaft bereits von

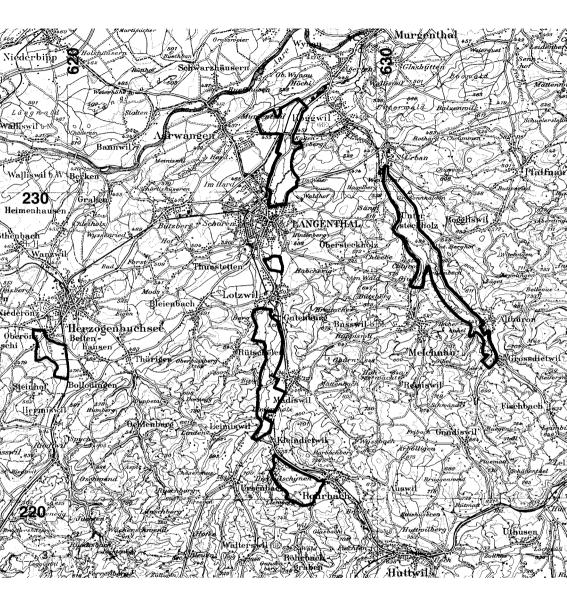


Abb. 1: Topografische Übersicht und BLN-Gebiet Wässermatten des Oberaargaus. (BLN: Bundesinventar der Landschaften von nationaler Bedeutung 1983). In Landeskarte 1:100 000; Blätter 31/32. Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom 1. 11. 1995.

Helvétien. Unmittelbar an der Grenze zur Gemeinde Pfaffnau setzt das nächst tieferliegende Aquitan ein, die untere Süsswassermolasse mit ihren typischen bunten Mergeln, wie sie in der grossen Tongrube von Chli Sunnhalde bei Ludligen augenfällig aufgeschlossen sind.

In diesem Aquitan-Lehm wurden bedeutende Fossilfunde gemacht (auch von Säugern), so in der Ziegeleigrube des nahen St. Urban und in jenen von Langenthal. (Dazu BRÖNIMANN in: Jahrbuch Oberaargau 1958 und Langenthaler Heimatblätter 1937.) Weniger spektakulär, dagegen häufiger sind die Versteinerungen, die sich im Sandstein der Altbürer Talflanken finden lassen (Burdigalien-Muschelsandstein).

Die Molasse ist hier weithin überlagert von Schuttmassen der grossen Eiszeit (Riss). Grundmoränen gaben auf den Plateaux und Terrassen günstige Voraussetzungen für fruchtbaren Bauernboden. Die Talrinne der Rot ist aufgefüllt von nacheiszeitlichen Schottern. Darauf liegen die Wässermatten, denn dieser Kiesuntergrund ist gut durchlässig, eine Bedingung zur Anlage guter Wässermatten.

Altbüron entstand in leicht erhöhter, geschützter Lage auf dem Schuttfächer seines Dorfbachs auf rund 500 m Meereshöhe. Die heutige Gemeinde weist eine Fläche von 6,8 km² auf und zählt rund 750 Einwohner. Das höhere hügelige Mittelland reicht hier von 750 m bis 490 m ü.-M. Im Süden folgt die Gemeinde Grossdietwil, nordseits Pfaffnau mit dem Bezirk des Klosters St. Urban, im Westen auf Bernerseite Melchnau.

Die Talstrasse von Zell her gegen St. Urban und weiter in den Aargau oder ins Bernische und Solothurnische verbindet Altbüron mit dem Rest der Welt. Sie brachte in den letzten Jahrzehnten zum alten Handwerk einige gewerblich-industrielle Betriebe ins Dorf, d.-h. günstigerweise an dessen Rand, dem die Talstrasse folgt.

Die erste urkundliche Nennung 1130 lautet auf Aldpurron. Zu einer auffälligen Namengruppe rund um Altbüron gehören: Ludligen, Ränzligen, Ärpolingen, Witelingen und Äberdingen. Da sie alle im Hügelland liegen und Weiler oder Höfe bezeichnen, dürfte es sich um unechte Ingen-Namen handeln, die jünger sind als jene Dorfnamen, die auf eine frühe alemannische Besiedlungsphase zurückreichen.

Ferner ist erwähnenswert, dass einmal Altbüron beinahe an eine internationale Bahnlinie Paris–Suez zu liegen gekommen wäre und dass hieraus eine «einmalige öffentliche Wasserversorgungsanlage» möglich wurde, nämlich in einem teilweise erstellten Eisenbahntunnel. Dazu H. MARTI



Abb. 2: Altbüron von Westen. Im Vordergrund ehemalige und aktive Wässermatten. Bild Swissair Photo und Vermessungen AG vom 18. Juni 1993. Gemeindearchiv Altbüron.

(1991): «Grosse Hoffnungen, das Einläuten eines neuen Zeitalters, weckte im letzten Jahrhundert das Projekt einer Langenthal–Altbüron–Wauwil-Bahn. 1874/75 wurde bereits ein Jahr lang am Staltentunnel gearbeitet. Dann folgte eine grosse Wirtschaftskrise, und das Vorhaben wurde aufgegeben.»

## 3. Von der Melioration zum Landschaftsschutz

Als 1983 die Güterzusammenlegung Altbüron (GZA) beschlossen wurde, bestanden, und nicht nur in Naturschutzkreisen, starke Befürchtungen, dass auch an die Wässermatten-Landschaft «gerührt» würde. In diesem Falle aber haben die Behörden wie Kulturingenieure in einem zeitgemässen «sanften Vorgehen» das Gegenteil hervorgebracht: die Erhaltung eines ansehnlichen Teils der Altbürer Matten.

Die Gesamtmelioration von Altbüron (anschliessend an die Ortsplanungs-Revision 1982) umfasste vor allem die Bereiche: Güterzusammenlegung/Arrondierung, Waldzusammenlegung, Weg- und Wasserbau, Landschaftsinventar/Landschaftsschutz (inkl. Wässermatten). Nähere Angaben dazu liefert die Broschüre «10 Jahre Güterzusammenlegung Altbüron» 1994; Ursprüngliche Situation und Neuanlage der Parzellen veranschaulichen die Pläne Abb. 3. Schon das «Vorprojekt 1988» zur Melioration Altbüron (Ing.-Büro R. Zemp, Dagmersellen) hielt fest: Im speziellen Gebiet der Wässermatten sind nur «ganz geringfügige Grenzverbesserungen» nötig. «Die vorhandenen, der Klein-Topografie und den Fliessgewässern angepassten Parzellengrenzen lassen eine Zusammenlegung im üblichen Sinne gar nicht bewerkstelligen.»

Der «alte Besitzstand» in Abb. 3 zeigt die grossen, fast rechtwinkligen Parzellen der ehemaligen und heutigen Wässermatten (im Plan links unten). Der Vergleich zwischen dem südlichen Wässersystem Fluegraben und dem nördlichen am Grüembechgraben (wo die Parzellen entsprechend den gewundenen Läufen von Rot und Hauptgraben unregelmässigere Formen aufweisen) wird u.-a. im Plan Abb. 7 deutlich.

Zusammenfassend zitieren wir nochmals aus GZA-Projektbeschrieben: «Die Erhaltungswürdigkeit dieser einzigartigen Kulturlandschaft ist allgemein anerkannt. In unserem Perimeter wurden viele Wässermatten aufgegeben, vor allem die für die Altbüroner Betriebe nahegelegenen und für den Ackerbau geeigneten Parzellen. Heute werden noch ca. 10 ha gewäs-



Abb. 3: Parzellenpläne Altbüron, vor und nach der Güterzusammenlegung (Ausschnitte). Links unten die grossen Wässermatten-Parzellen. Aus Jubiläumsschrift GZ Altbüron 1994.

sert. Gespräche mit den Eigentümern haben ergeben, dass die meisten gewillt sind, dies weiterzuführen. – Wesentlich ist, dass die Erhaltung der Wässerbäche und des Rotlaufes sowie der Uferbestockung mit den geltenden gesetzlichen Vorschriften gesichert ist. Die besondere Bewirtschaftungsform des Wässerns hingegen ist wohl nur durch besondere Vereinbarungen mit den Eigentümern und allenfalls mit Bewirtschaftungsbeiträgen auf längere Zeit zu gewährleisten.»

# 4. Schutzgebiet und Schutzchronologie

Perimeter, Flächen, Parzellierung und Wässersysteme des Schutzgebiets von Altbüron können dem «Perimeter- und Parzellenplan» Abb. 4 ent-

nommen werden. Die erwähnte, in der Mitte der 1980er Jahre rund 10 ha betragende Fläche der noch aktiv bewässerten Matten wurde auf rund 15 ha arrondiert.

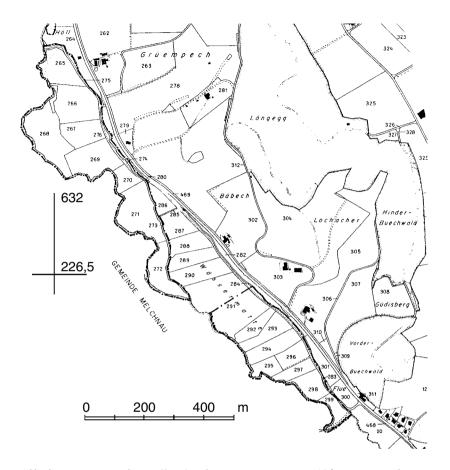
Das ursprüngliche Wässergrabennetz des Schutzgebiets liess sich gutteils rekonstruieren; es handelt sich um zwei Wässereinheiten, ausgehend von je einer Hauptschleuse mit Auslass in je einen Hauptgraben (südliches oberes System ab Flue-Schwelli; unteres nördliches System ab Grüembech-Schwelli). Die Kartierung der Bewässerungsanlagen, vor allem der Grabennetze, erfolgte 1992–1995.

Die Chronologie der Unterschutzstellung der Wässermatten von Altbüron beginnt in den 1970er Jahren, als im Naturschutzverein Oberaargau NVO Ideen zur Erhaltung der Oberaargauer Wässermatten diskutiert wurden, auch jener im Rottäli. Aus Erfahrungen mit dem Erholungsgebiet Wässermatten waren die besondere Eigenart und Harmonie dieser Landschaft in breiten Kreisen der Bevölkerung längst erkannt. Stets wieder traten Einzelne wie Gruppen an uns heran mit der Forderung nach Schutz dieses Natur- und Kulturdenkmals, auch mit dem Angebot, alle Bestrebungen dazu zu unterstützen.

Die jahrelange wissenschaftliche und landschaftsschützerische Beschäftigung mit den Wässermatten führte 1983 zum vorläufigen wesentlichen Ergebnis der Bewertung als BLN-Gebiet («Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung. Objekt Nr 1312; Wässermatten in den Tälern von Oenz, Langete und Rot». Abb. 1).

Bestrebungen zum Schutz der Wässermatten gingen auch vom Naturschutzverein Rottal NVR aus. Dessen Präsident M. Steffen führte mit P.-Barrière zoologisch-ökologische Studien im Rottal durch: «Neben natürlichen Feuchtgebieten sind auch die Wässermatten in unserer Kulturlandschaft gefährdet, sie sind als wertvolle Landschaftselemente zu erhalten; sie können letzte Rückzugsgebiete für feuchteliebende Pflanzen und Tiere darstellen, unter anderem für heute als gefährdet eingestufte Heuschreckenarten. In andern Kulturlandschaften sind diese Insekten schon verschwunden, treten aber im Rottal auf gewissen Wässermatten erstaunlicherweise noch artenreich auf. Hierzu sollen wissenschaftliche Untersuchungen den Zusammenhang zwischen Tierwelt und Bewirtschaftung aufzeigen.»

Mit der Güterzusammenlegung von Altbüron trat die entscheidende Phase des Wässermattenschutzes im Rottal ein. Fortan konzentrierte man sich auf die Altbürer Matten; jene von Grossdietwil, Untersteckholz und



 $Abb.\ 4:$  Perimeter- und Parzellenplan der Wässermatten von Altbüron. Reproduziert mit Bewilligung der eidgenössischen Vermessungsdirektion vom 1. 11. 1995.

Pfaffnau/St. Urban waren aufgelassen, teils bereits zu Ackerland umbrochen.

Wir entnehmen dem «Vorprojekt» 1988 zur Güterzusammenlegung Altbüron: «In der Schutzzone Wässermatten sind Nutzungsbeschränkungen gegeben. Diese sind in Anlehnung an die Bestrebungen im Langetengebiet zu formulieren. Der Ackerbau dürfte nicht gestattet sein, Einschränkungen der Düngung, Unkrautbekämpfung usw. sind denkbar. Zur Auf-

rechterhaltung und Erneuerung des Wässersystems sollen gemeinsam mit den im Oberaargau tätigen Fachleuten Konzepte entworfen werden.»

Vorerst standen für die Luzerner Behörden verschiedene Wege zum Schutz der Rottalmatten offen: Entweder Schaffen eines kantonalen Schutzgebiets oder einer Stiftung – oder der Anschluss an die entsprechende Berner Wässermatten-Stiftung. Nach deren Gründung 1992 einigte man sich auf dieses Vorgehen, vor allem aus der Erkenntnis, derart einen integralen Schutz sicherstellen zu können (Erhaltung der Landschaft samt ihrer angestammten Nutzungsform). Ziel, Strukturen und Erfahrung der bernischen Stiftung stimmten mit den Vorstellungen Luzerns überein; und die ohnehin wässerwilligen Bauern wünschten verständlicherweise – angesichts der Leistungen im Langetental – nachdrücklich diese Lösung.

Innerhalb der rechtlichen, finanziellen und technischen Vorbereitungsarbeiten durch das Amt für Natur- und Landschaftsschutz des Kantons Luzern und die Berner Stiftung wurden Vorvereinbarungen mit den Wässerbauern getroffen: Diese «Absichtserklärungen» – aufgrund der Erfahrungen im Langetental auch im Rottäli nach dem Prinzip der Freiwilligkeit durchgeführt – fielen durchwegs zustimmend aus. Der rechtsgültige «Entscheid durch den Regierungsrat des Kantons Luzern» fiel am 8. November 1994. Für den erfreulichen interkantonalen Zusammenschluss sind wir den zuständigen Luzerner Stellen zu Dank verpflichtet. Er stellt im Oberaargau ein Novum dar, anderseits ist er bezeichnend für das Grenzgebiet.

Eine Kernstelle aus dem «Entscheid»: «Die Güterzusammenlegungs-Genossenschaft Altbüron setzt sich für den Erhalt und die Wiederinstandstellung der Wässermatten-Anlagen ein. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es notwendig, dass auch der Kanton Luzern entsprechend dem luzernischen Anteil an dieser Kulturlandschaft einen finanziellen Beitrag an die Stiftung leistet. Diese sieht im Stiftungsrat je einen Sitz für die betroffenen Bewirtschafter im Rottal und für den Regierungsrat des Kantons Luzern vor.» – Der erstgenannte Vertreter wurde mit Hans Schaller, Präsident der Güterzusammenlegungsgenossenschaft Altbüron, bestimmt, der zweite mit Urs Meyer, Vorsteher des Luzerner Amtes für Natur- und Landschaftsschutz. (In die Betriebskommission der Stiftung wurde Manfred Steffen, Präsident des Naturschutzvereins Rottal gewählt.) Der Luzerner «Entscheid» enthielt folgende Kreditsprechung (gerundete Zahlen): Kanton Luzern Fr. 950 000.—, Bund Fr. 500 000.—, Fonds Landschaft Schweiz Fr. 100 000.—. Mit diesen Beiträgen können 15 bis 16 Hektaren Wässermatten in der Ge-

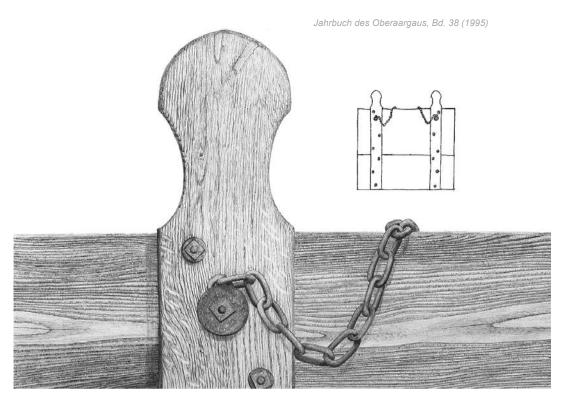


Abb. 5: Alter Wässerladen. Zeichnung Peter Käser, Langenthal.

meinde Altbüron erhalten, d.-h. durch Verträge mit den Wässerbauern geschützt werden.

Bis dato stehen, gemäss Eintreffen der Beiträge, rund 13 ha unter Vertrag. Zudem ist in einem Abschnitt die Arbeit zur Erneuerung und Wiederherstellung der Wässeranlagen bereits weitgehend durchgeführt. Im Frühling 1995 wurde der Verein der Wässerbauern gegründet und anschliessend der Wässerbannwart gewählt (dazu Kapitel 7). Dies ist der gegenwärtige Stand des Wässermattenschutzes im Rottäli (Sommer 1995).

### 5. Merkmale der Rottal-Wässermatten

Unsere Betrachtung gilt vorab dem mittleren Abschnitt des Rottals im Bereich von Altbüron. Die hydrologischen Daten nach Uttinger (1966) und Leibundgut (1976) lauten:

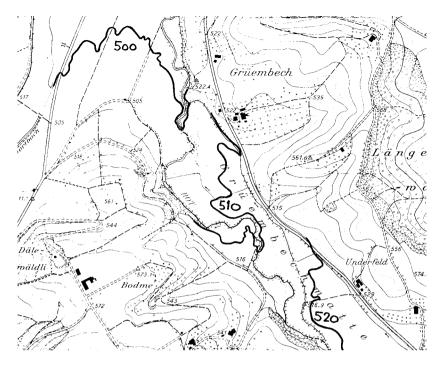


Abb. 6: Altbüron. Typischer Verlauf ausgewählter «Wässermatten-Höhenkurven» als Spiegel des Kleinreliefs (einerseits Rücken von Nebengräben, anderseits Vertiefungen von Hauptgräben und Rückläufen). Reproduziert mit Bewilligung der eidgenössischen Vermessungsdirektion vom 1. 11. 1995.

Mittlere jährliche Niederschlagsmenge Station St. Urban: 115 cm. Mittlere Abflussmenge der Rot bei St. Urban: 0,8 m³/s. (Langete bei Lotzwil: 2,0 m³/s. Oenz bei Berken: 1,5 m³/s).

Die Tallandschaft der Rot wird durch die Wässermatten geprägt, durch Dauergrünland, Bäche, Wässergräben, Ufer- und Feldgehölz. Die reiche zeilenförmige Bestockung führt zu einer starken Gliederung des Talbodens, der sich andernfalls als recht eintönige, nur gering reliefierte Sohle darbieten würde. Die Randbedingungen für Wässermatten sind im Rottäli etwas anders als im Langetental, die Talsohle ist schmäler und hat im Querprofil, der Rot zu, ein grösseres Gefälle, das stellenweise fast zu einer Hang-

bewässerung führt. Als Folge entstand 1. ein stärkeres Kleinrelief (Abb. 6). Weitere Spezialitäten sind: 2. einfache Hauptauslässe aus der Rot (ohne Joch und Aufzug, nur mit Staubrettern zum Einlegen); 3. lange Parallelgräben oder Bordgräben (Nebengraben, der auf dem Bord oder unweit davon parallel einem Hauptgraben folgt, der sie mit Wässerwasser speist); 4. Bachgräben (Hauptgräben als Bäche ausgebildet, d.h. mit dauerndem Durchfluss); 5. Feuchtmulden, dauernd vernässte bis verriedete Stellen. Von diesen Spezialitäten sind 1.) und 3.) im Plan Abb. 7 ablesbar.

Ein Zufluss der Rot speist separat die Wässerung einer Parzelle (früher auch im Langetental mehrfach der Fall). Der grösste Teil der Altbürer Matten aber wird aus der Rot über zwei Hauptgräben ab Flue- und Grüembech-Schwelli bewässert. Die obere, südliche Wässereinheit am Flue-Hauptgraben zeigt ein System fast gradliniger und rechtwinklig verlaufender Gräben. In der nördlichen Wässereinheit am Grüembech-Hauptgraben sind die Gräben etwas stärker gewunden, die Flächen allgemein kleiner, die Geländekammer ist entsprechend enger und naturnäher ausgebildet.

Als Kennziffer der Wässermatten haben wir im Langetental die Netzdichte benützt (Binggeli 1989), ausgedrückt in Grabenlänge pro Flächeneinheit (Hektometer pro Hektare). Sie beträgt für die Matten von Altbüron 3,2 hm/ha und dürfte etwas tiefer liegen als im Langetental, wo stellenweise ein hochentwickeltes enggefiedertes Grabensystem besteht (Lotzwil 3,7 hm/ha; Kleindietwil 4,0). Dies trifft auch zu für das nördliche Altbürer Grabensystem, wo im mittleren Abschnitt der Wert 4,1 hm/ha erreicht wird.

Die genannten besonderen Merkmale der Wässermatten im Rottäli bleiben Einzelheiten; das Gesamtbild entspricht mit den Hauptelementen von naturnahen mäandrierenden Bächen und Hauptgräben, von Grabennetzen, Brütschen, Ufer- und Feldgehölz durchaus dem allgemeinen Bild der Wässermatten im zentralen Mittelland. Im Einklang mit der Natur hat der Wässerbauer über Jahrhunderte die Technik bewässerter Wiesen entwickelt und ebenso die charaktervolle Schönheit dieser naturnahen Kulturlandschaft.

# 6. Integraler Schutz durch Verträge

Integraler oder aktiver Schutz bedeutet, mit der Landschaft sei auch deren Bewirtschaftung zu erhalten, in unserem Falle die Wässermattennutzung.

Abb. 7: Zustandsplan der Wässermatten von Altbüron, Stand Sommer 1995. Erläuterungen siehe Text; Zeichenerklärung siehe unten. (Angeschnitten oben Parzelle 259 westlich Grüembech, Ziffer 24). Reproduziert mit Bewilligung der eidgenössischen Vermessungsdirektion vom 1. 11. 1995.

Zeichenerki	lärung	zum	Zustands	iplan

a) Stau- und Verteilanlagen des Wässerwassers

	] Hauptauslass aus Flüsschen («Schwelli»).
$\Diamond$	Zugbrütsche: Mauerfundament mit Joch und Staubrett, an Ketten aufziehbar.
0	Ladenbrütsche: Staubrett, in Fugensteine einsetzbar.
$\triangle$	Brütsche im allgemeinen (verschiedene Konstruktionen): aufgelassen, durch
	Relikte oder Rekonstruktion nachweisbar.

### b) Wässergrabensysteme

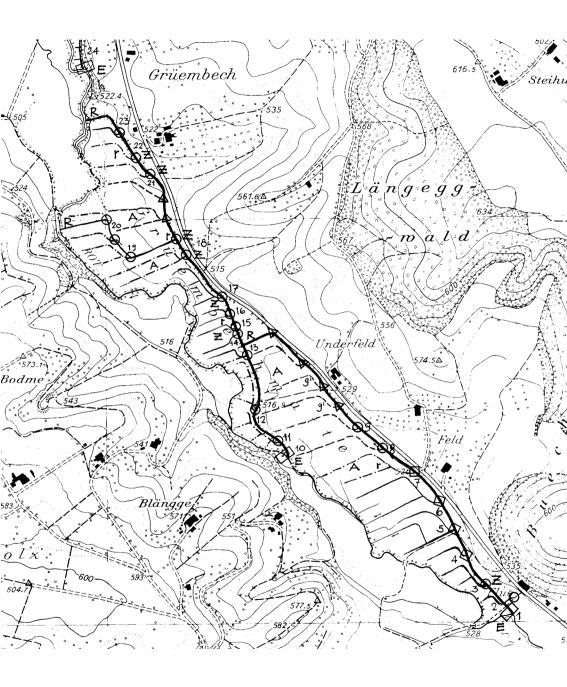
- Funktionierende Gräben im Schutzgebiet (Vertragsfläche).
- ----: Ehemalige Gräben im Schutzgebiet (Reaktivierung).
- Ehemalige Gräben ausserhalb Schutzgebiet, teils aufgefüllt (aufgelassene Wässermatten).
- A Ackerflächen zur Zeit der Feldaufnahme: umbrochene ehemalige Wässermatten (Gräben zumeist eingeebnet).
- R Rücklauf: Abführung des überschüssigen Wässerwassers.

### c) Vorgesehene Massnahmen

- r Reaktivierung durch geringfügige Renovation möglich.
- E Ergänzungs- bzw. Neubauten von Anlagen, die aufwendige Renovation bedingen.
- Z Zugbrütsche geplant: Ausbau einer Ladenbrütsche (Ergänzung durch Joch und Zug).

### Ziffern

Sie beziehen sich auf den Massnahmen-Katalog, worin zu den betreffenden Stellen Detailangaben über Um- und Neubauten enthalten sind.



In den privatrechtlichen Verträgen zwischen Stiftung und Wässerbauern steht als Hauptauflage der reine Grasanbau (sogenanntes Dauergrünland) mit mehrmaliger Bewässerung über das Jahr hin.

Im Zweckartikel wird allgemein die Pflicht zu «sachgerechter Wässerung und Bewirtschaftung» fixiert, in Art. 2 das Vorgehen gemäss einer bestimmten Kehrordnung sowie die Möglichkeit von Schnittnutzung wie auch Beweidung. Art. 4 betrifft die Wässergräben: «Der Unterhalt der Primärgräben ist Sache der Stiftung, derjenige der Sekundär- und Tertiärgräben obliegt dem Bewirtschafter», der auch das ganze «sinngemässe Funktionieren des Systems sichert». Letzteres bedeutet (Art. 3) «im wesentlichen das Öffnen und Schliessen der Wässerauslässe, das Überwachen der Wässerung und die anschliessende Wiesensäuberung». Dieses «Sübere» kommt nicht etwa einem sonntäglichen Umgang gleich, sondern stellt eine unabdingliche, aufwendige Arbeit dar.

Die Kontrolle der Pflichtarbeiten (Art. 7) «erfolgt durch die Stiftung und deren Beauftragte», womit auf das Amt des Wässerbannwarts hingewiesen wird (dazu im Kapitel 7).

## 7. Wässerkultur: Zerfall und Wiederaufbau

Im Gefolge der landwirtschaftlichen Intensivierung um den 2. Weltkrieg ging die extensive Wässerwirtschaft im Mittelland stark zurück. Was in Jahrhunderten an bäuerlich-handwerklicher und landschaftlicher Kultur gewachsen war, schrumpfte in wenigen Jahrzehnten auf einige serbelnde Relikte zusammen. Ein Glück, dass zumindest grosse Teile jenes Landschaftsbildes überleben konnten, das durch den Reichtum an Ufer- und Flurgehölz geprägt wird.

Im Diagramm Abb. 8 versuchen wir eine zahlenmässige Darstellung der «Wässermatten-Geschichte» dieses Jahrhunderts. Zu Vergleichszwecken wurde das Untersuchungsgebiet Lotzwil, östlich der Langete, aus der «Matteneinheit» Lotzwil-Langenthal herausgelöst, da es in den 1980er Jahren wie das Rottäli noch einen respektablen Anteil aktiver Wässermatten aufwies.

Als ursprünglichen Stand, beziehungsweise grösste ehemalige Ausdehnung der Wässermatten, nehmen wir jene der 1910er bis 1920er Jahre an, also der Zeit um den 1. Weltkrieg. Die Erhaltungsstände vom 2. Weltkrieg

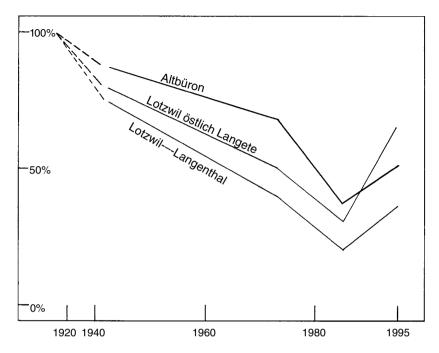


Abb. 8: Flächenhafte Entwicklung der Wässermatten. Altbüron im Vergleich zum Langetental. (Stand 1995: Vertragsflächen der Wässermatten-Stiftung.) Erläuterungen siehe Text.

an stammen von Bieri (1958), Leibundgut (1976), Binggeli (1989), Ingenieurbüro Zemp (1988) und Steffen (1995).

Die Kurvenverläufe von Abb. 8 spiegeln die flächenhafte Entwicklung der Wässermatten, einerseits den schlimmen Rückgang, der bis zum «Zerfall» reichte, anderseits die «Erholung» in den letzten Jahren, ermöglicht durch die Schutzmassnahmen der Wässermatten-Stiftung.

Dass dieser «Wiederaufbau» nur begrenzte Teilgebiete erfasst, müssen wir annehmen als verständliche, vor allem finanziell gegebene Beschränkung.

Sie soll die Genugtuung über das gelungene Werk nicht schmälern. Denn einerseits handelt es sich bei den Schutzobjekten um wesentliche, wertvolle Teile der Mattenlandschaft, anderseits liegt die Schaffung neuer Schutzgebiete in Reichweite (Langenthal, Melchnau), für andere bestehen zumindest Pläne (Madiswil, Oberönz).

In diesem Sinne ist das «gelungene Werk» erst ein Anfang. Eine Erweiterung bleibt durchaus offen, vielleicht aber erst einer späteren Generation vorbehalten. Vielleicht, dass sich dereinst aufgrund neuer Ideen, Anschauungen oder agrarpolitischer Ausrichtung neue Möglichkeiten bieten.

Ein volkskundliches Inventar der mit den Wässermatten gewachsenen Alltags-Kultur soll demnächst in grösserem Rahmen dargestellt werden, so Grabennetze, Brütschen, Arbeitsgeräte, Mattehüsli; sodann Kehrordnungen, das Amt des Wässerbannwarts, genossenschaftliche oder vereinsweise Zusammenschlüsse, urkundliche Festsetzungen oder mündliche Übereinkünfte, Regeln «nach alter Übung» sowie die volkstümliche wie künstlerische Darstellung in Wort und Bild. Im folgenden seien dazu bloss einige Anmerkungen gemacht.

Das volkstümliche Kulturgut der Wässermatten können wir heute erfreulicherweise nicht nur aus historischem Blickwinkel betrachten – die Stiftung ermöglicht sein Weiterleben. Die Nutzung des Kulturlandes als bewässerte Wiesen stellte Ansprüche an den Bewirtschafter, was wiederum Kräfte förderte, die über rein Technisches und Ökonomisches hinausgehen.

Das grundlegende Werk bäuerlicher Wässerkunst stellen die Kanalsysteme dar (Abb. 7). Mit feinem Spürsinn wurden die Wässergräben den mannigfaltigen Gegebenheiten des Geländes angepasst. In entsprechend sinnreicher Folge reihen sich den Gräben nach die Kleinbauwerke verschiedenartiger Brütschen und Stausteine. In deren Fugenmauern werden die Staubretter eingelegt, früher stets mit Handholmen versehen. Ein Detail dazu gibt die Zeichnung von Peter Käser in Abb. 5 wieder.

Der Wässerbauer machte sich bestimmte Werkzeuge nutzbar: Das «Mattebieli» (Schrotaxt, Wiesenbeil) dient zum Abstechen der Grabenbörder. (Dasselbe Gerät gehörte früher als Attribut auch zum Wegmeister!) Das «Wässerschüfeli» (Grabenschaufel), mit dem für das Ausheben der Gräben geknickten Stielunterteil, ist bekannt geworden in Gotthelfs «Hansjoggeli der Erbvetter».

Hiezu ist gleich anzufügen – sind wir doch sachlicher Landschaftsforschung verpflichtet, wenn auch bisweilen als unverbesserliche Nostalgiker bezeichnet –, dass diese schöne Gerätschaft weitgehend der Kulturgeschichte angehört; denn selbstverständlich kommen heutzutage vorweg Maschinen wie Traktor oder «Aebi» zum Einsatz.



Abb. 9: Wässerbrütschli und Mattehüsli am Fluegraben, Altbüron. Aufnahme V. Binggeli, 1995.

«Mattehüsli» dienten zur Aufbewahrung des Werkzeugs am Arbeitsort, auch etwa einer Karrette oder Bänne zum Transport von Werkzeug oder ausgehobener Erde. Es sind einfache, kleine Feldgeräteschuppen von stets sehr ähnlicher Bauart: in länglichem Rechteck vier Bretterwände von dreimal fünf Schritt und anderthalb Mannshöhe, darüber ein Satteldach, heute stets mit Ziegeln. Das typische Bild dieser Wässermattenhütten, die in gewisser Regelmässigkeit, Wässer- und Besitzeinheiten kennzeichnend, über die Wiesen verteilt sind, treffen wir heute noch recht häufig an, auch im Rottäli (Abb. 9).

Auch die althergebrachte Wässer-Technik wird heutzutage noch angewendet «nach alter Übung» und erweist sich durchwegs als sehr ähnlich, im Rottal wie im weiteren zentralen Mittelland: Aus einem Flüsschen wird mittels Stauschleuse («Schwelli») das Wässerwasser in einen Kanal («Graben») abgeleitet. In dessen Eingang steht eine kleinere Schleuse (zum Stau ohne Wässer-Durchfluss). Ähnliche Stau- und Verteilwerke («Brütschen») folgen in bestimmten Abständen im Hauptgraben. Sie leiten das Wässer-

wasser in ein Netz von Nebengräben, woraus es schliesslich zum Überrieseln der einzelnen Mattengrundstücke gelangt.

Früher wurden die Wässerungen oft auf genossenschaftlicher Basis betrieben, da die einzelnen Bewirtschafter stark aufeinander angewiesen sind. (Heute besteht als Institution noch die Wässergenossenschaft Gruenholz Roggwil.) Die zeitliche Staffelung der Wasserzuteilung ist streng geregelt in sogenannten Kehrordnungen.

Die neue, provisorische Kehrordnung von Altbüron, im Mai 1995 durch den Wässerverein Rottal aufgestellt, gründet auf entsprechenden Vorgängern. Sie bestimmt eine Wasserzuteilung bezüglich Termin, Dauer und Aufeinanderfolge, die grundsätzlich von jener im Langetental abweicht. (Dort wird im Prinzip jahreszeitlich je einmal für eine knappe Woche lang «usegloh».) In den Rottalmatten besteht nach alter Übung eine monatliche Kehre mit festeingeteilten drei bis vier Wochen; die restlichen Tage jedes Monats bleiben als «Reserve» frei für spezielle Fälle.

Innerhalb der monatlichen Festzeiten werden gemäss Parzellengrösse die Anzahl Wässertage zugeordnet, wie es die folgenden Beispiele zeigen:

Parzelle	Fläche (in a)	Anzahl Wässertage
270	45	2
298	71	3
269	151	5
268	200	6

Ein «Wässerbammert» (-Bannwart) leitet und überwacht die Wässer-Kehren. Für Altbüron wurde 1995 in dieses Amt Heinz Leuenberger, Melchnau, eingesetzt. (Im Langetental sind gegenwärtig drei Wässerbannwarte tätig.) Das Pflichtenheft hält (sinngemäss gekürzt) im Artikel «Rechte und Pflichten» fest:

«Der Wässerbannwart bestimmt den Zeitpunkt der Wässerung im Rahmen der Kehrordnung, nach Absprache mit den Wässerberechtigten. – Er achtet auf die Einhaltung der kantonal vorgeschriebenen Dotier- und Restwassermengen. – Er kontrolliert die Wässergräben und -verteilwerke und meldet notwendige Reparaturen unverzüglich den Unterhaltungspflichtigen. Er befolgt die Weisungen der Stiftung nach bestem Wissen und Gewissen.»

Wie im Langetental wurde auch in Altbüron ein Wässermattenverein gebildet, ein Zusammenschluss der Wässerbauern (Bewirtschafter); er hat



Abb. 10: Altbüron, Feldmatten. Sommerwässerung 1995. Blick gegen Westen auf die Rot (mit Ufergehölz) und den Blänggehubel, Melchnau.

vor allem deren Interessen gegenüber der Stiftung zu vertreten und dem Erfahrungsaustausch zu dienen. Ferner sollen aus diesem Kreis, gemeinsam mit dem Wässerbammert, die Mitglieder in allen Fragen der Wässerung beraten werden. Anlässlich der Gründungsversammlung vom 27. April 1995 nahmen alle 15 Bewirtschafter im Rottal teil; sie wählten als Vorsitzenden Hans Schaller, Ebersecken, den Präsidenten der Güterzusammenlegungsgenossenschaft Altbüron, GZA.

Bewusst wurde die enge Beziehung zur GZA gesucht, denn diese führt die Wiederherstellungsmassnahmen durch. Auch im Rottäli bedeutet dies einerseits Erneuerung bestehender, reparaturbedürftiger Wässeranlagen, andrerseits Neuerstellung von solchen, die unter anderem aus Gründen zeitgemässer Anpassung als nötig erachtet werden.

Der technische Bericht mit Massnahmen-Katalog und Zustandsplan ist Voraussetzung für die Wiederherstellungsmassnahmen. Sein Konzept und Inhalt in Kürze: Es gilt wie im Langetental das Prinzip der alten Übung, d.h. bestehende und bewährte Strukturen werden in der Regel übernom-

men. Die Mehrheit der Anlagen – sowohl von Grabennetz wie Brütschen finden sich Relikte oder Spuren im Gelände – ist noch kartierbar. Wo auch solche fehlen, kann eine Rekonstruktion anhand des Kleinreliefs, der «Grabenrücken», vorgenommen werden. Parallel zu den Feldarbeiten werden ältere Pläne, Karten und Luftbilder eingesetzt.

In der oberen Wässereinheit des Fluegrabens sind die nötigen Massnahmen durch die Meliorationsgenossenschaft GZA bereits weitgehend und vorbildlich realisiert. Die Flueschwelli wird im Seitenauslass noch durch eine Zugbrütsche zu ergänzen sein. Dies gilt ebenso in der untern Einheit. Hier, am Grüembech-Hauptgraben, stehen die Arbeiten kurz vor Beginn: Rund 10 Brütschen bedürfen einer teils aufwendigen Reparatur. Parzellenweise ist Bewässerung bis heute erhalten geblieben oder kürzlich behelfsmässig wieder eingerichtet worden.

Den Stand des Wässermatten-Schutzes für Mitte 1995 können wir kurz wie folgt beziffern: Die Stiftung hat mit über 40 Bewirtschaftern Verträge abgeschlossen und damit vorläufig eine Mattenfläche von 70 ha im Langetental und 15 ha im Rottal gesichert.

Die künftige Tätigkeit der Wässermatten-Stiftung ist einerseits bestimmt durch das Nahziel, die Melchnauer Matten zu schützen, zum andern durch Restaurierungsarbeiten und Arrondierungen in den bereits gesicherten Gebieten (Roggwil, Gruenholz; Langenthal, Schwäbedmatten; Lotzwil, Wäspimatten).

Das laufende Projekt Melchnau betrifft die direkt an das Schutzgebiet Altbüron grenzenden Wässermatten auf Berner Seite der Rot, also die natürliche Abrundung des Wässermatten-Schutzes im mittleren Rottal. Hiezu ist eine vom Berner Regierungsrat eingesetzte Arbeitsgruppe Staat/Region beauftragt mit der Vorbereitung eines Regierungsratsbeschlusses. (Über Sinn und Bedeutung sind sich alle Beteiligten einig; problematisch ist, wie nicht anders zu erwarten, die Finanzierung.) Die «Absichtserklärungen» der Bauern liegen vor.

Mittelfristig geplant ist ein Schutz der ehemaligen Wässermatten an der Önz zwischen Bollodingen und Oberönz, deren kulturlandschaftlicher Bestand als «gut erhalten» und «schutzwürdig» zu bezeichnen ist. Ferner hoffen wir, gelegentlich Teile der ebenso wertvollen Bisigmatten (Madiswil, Leimiswil) in die Vertragsfläche der Stiftung eingliedern zu können.



Abb. 11: Flugbild der Wässermatten im mittleren Rottäli. Im Vordergrund Altbüron. Blick von Süden. Aufnahme Swissair Photo und Vermessungen AG vom 18. Juni 1993. Gemeindearchiv Altbüron.

### Quellen, Literatur

Die Quellenangabe (Pläne, Schriften) erfolgt hier nicht im einzelnen, sondern an Ort und Stelle im Text; von der Literatur wird nur eine Auswahl mitgeteilt, die ihrerseits weiterführende Literaturverzeichnisse enthält.

BIERI W. (1949): Die Wässermatten von Langenthal. Mitt. Natf. Ges. Bern

BINGGELI V. (1989): Kulturlandschaftswandel am Beispiel der Oberaargauer Wässermatten. Jahrbuch Oberaargau

BINGGELI V. (1990): Geografie des Oberaargaus. Sonderband Jahrbuch Oberaargau

BINGGELI V., ISCHI M. (1993): Wässermattenschutz. Jahrbuch Oberaargau

GERBER M. E. (1984): Blatt 79 des Geol. Atlas der Schweiz 1: 25 000. Schweiz. Geol. Komm. Basel

GZA (1994): 10 Jahre Güterzusammenlegung Altbüron/GZA

LEIBUNDGUT C. (1976): Zum Wasserhaushalt des Oberaargaus und zur hydrologischen Bedeutung der landwirtschaftlichen Wiesenbewässerungssysteme im Langetental. Diss. Bern

LEIBUNDGUT C. (1993): Wiesenbewässerungssysteme im Langetental. Geografisches Institut der Universität Bern

MARTI H., BERNET F. (1991): Altbüron. Lebensraum im Luzerner Hinterland. Gemeinde-Prospekt Altbüron

# DAS BADEGEBÄUDE DES RÖMISCHEN GUTSHOFES WIEDLISBACH-NIDERFELD

#### RENÉ BACHER

# 1. Einleitung

Die von der Firma Optelma AG in Wiedlisbach geplante Betriebserweiterung auf dem Areal der Gärtnerei Tschan (Errichtung einer Produktionsund Lagerhalle) führte im Winter 1988/89 zu einer vorgängigen Rettungsgrabung. Obwohl eine Unterkellerung des neuen Gebäudes nicht vorgesehen war, musste der von der Gärtnerei aufgeschüttete Humus abgetragen und die Baugrube mit Kies aufgefüllt werden, um einen stabilen Baugrund zu gewährleisten. Damit tangierten die Baumassnahmen gleichwohl die Überreste des zum Gutshof Wiedlisbach-Niderfeld gehörenden Badegebäudes (Abb. 1, A; 616.310/233.025; 453 m. ü. M.), dessen pars urbana wenige Meter östlich davon anschliesst (Abb. 1, B).

Beide Gebäude sind schon seit der Grabung von G. Ingold und K. Stehlin aus den Jahren 1913/14 bekannt. Die zwei Gebäude und Spuren eines dritten, südöstlich des Herrenhauses gelegenen Gebäudes (Abb. 1, C) wurden auch anfangs der sechziger Jahre auf Luftbildern erkannt. Das Hauptgebäude B war 1982 Gegenstand einer erneuten archäologischen Untersuchung. Die Nachuntersuchung des Badegebäudes im Winter 1988/89 war nötig, da Ingold und Stehlin seinerzeit im wesentlichen nur die Abbruchkronen der Mauern freigelegt hatten, und über Innenstrukturen sehr wenig bekannt war. Der vorliegende Bericht befasst sich mit der Auswertung der Grabung von 1988/89.

### 2. Die Grabungen

### 2.1 Die Grabung 1913/14

Im trockenen Sommer 1911 gelang es dem Basler Archäologen K. Stehlin, anhand von Bewuchsunterschieden das Badegebäude zum Gutshof in seiner ganzen Ausdehnung zu erfassen. Auf Anregung des Leiters des Orts-

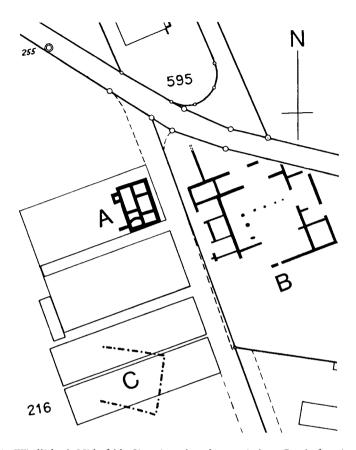


Abb. 1: Wiedlisbach-Niderfeld. Situationsplan des römischen Gutshofes. A: Badegebäude, B: Villa, C: in den sechziger Jahren rudimentär erfasstes Gebäude (römisch?). M. 1:1000.

museums, G. Ingold, wurde eine Grabung geplant, die am 10. November 1913 unter der örtlichen Grabungsleitung desselben mit der Freilegung der Abbruchkronen des Bades begann und sich bis ins Jahr 1914 hinein erstreckte. Am Ende der Grabung waren die Grundrisse des Bades und der etwa 10 m östlich anschliessenden Villa im wesentlichen aufgedeckt und aufgenommen worden. Der Grabungsbericht von K. Stehlin wurde leider nie veröffentlicht, ist uns aber in seinem Nachlass erhalten geblieben und bildet einen wichtigen Ausgangspunkt für unsere Untersuchungen.<sup>2</sup>

### 2.2 Die Grabung 1982

Im Juni und Juli 1982 führte der Archäologische Dienst des Kantons Bern im Bereich des Hauptgebäudes Nachgrabungen durch, da dieses anschliessend durch den Bau von Einfamilienhäusern endgültig zerstört wurde. Der Grundriss war seit der Grabung 1913/1914 bekannt und es ging darum, die Pläne von 1913/14 zu überprüfen, nicht vollständig ausgegrabene Teile zu untersuchen und den Gutshof zeitlich genauer einzugrenzen. Die Publikation der Funde und Befunde erfolgte zwei Jahre später durch H. Schuler und W. E. Stöckli im Jahrbuch des Oberaargaus.<sup>3</sup> Die Autoren kommen darin zu folgenden Resultaten:

- Beim Herrenhaus handelt es sich um einen rechteckigen Bau, der in einem Zug aufgebaut worden war. Elf Räume gruppieren sich um einen teilweise mit Pultdach gedeckten Innenhof.
- Der Raum in der Nordwest-Ecke (Raum 1) wird aufgrund seines tieferen Gehniveaus als Keller angesprochen.
- Aus diesem Raum führt ein Türdurchgang, dessen Schwellennegativ sich erhalten hat, nach Norden auf einen Vorplatz mit Terrazzo-Mörtelboden. Dieser Vorplatz ist östlich durch eine Hangstützmauer (M24) begrenzt, die im Süden an die Nord-Mauer des Gebäudes (M2) anstösst. Die Autoren halten die Anlage des Vorplatzes aufgrund der Baufuge zwischen Mauer M2 und Mauer M24, der ungenaueren Mauertechnik und dem Vorhandensein von Mörtelbrocken und Ziegelbruch im Mauerkern der Mauer M24 für einen späteren Anbau.
- Auf dem Vorplatz waren die Schichten am besten erhalten: Steinsetzungen und Terrazzomörtel; die darübergelegene Brandschuttschicht belegt einen Gebäudebrand. Ein jüngeres Gehniveau belegt die Weiterbenutzung des Gebäudes.
- Der Einbau der Mauer M6 in den Raum 3 stellt nach Ansicht der Autoren einen späteren Umbau dar.
- Anlässlich der Grabung 1913/1914 war im Südwesten ausserhalb des Zentralbaus ein Annex-Raum (Raum 12) nachgewiesen worden. Stehlin beschreibt ihn als einen Raum mit Terrazzo-Mörtelboden und zwei in situ angetroffenen Hypokaustpfeilerplatten (22-X-22 cm). Er konnte aber keine Baufuge zwischen West-Mauer des Hauptgebäudes (M5) und Nord-Mauer des Raums 12 (M11) beobachten. Dieser Raum ist leider bereits vor der Grabung 1982 dem Kiesabbau zum Opfer gefallen.

- Die Autoren haben am Bau das Schnurgerüst nachvollzogen und festgestellt, dass einzelne Baumasse den Seitenlängen eines pythagoräischen Dreiecks (75, 100, 125 Fuss) entsprechen. Ferner werden verschiedene Absteckungssysteme mit unterschiedlichen mittleren Fusslängen (29,36 cm bis 29,66 cm) postuliert.
- Das Badegebäude ist 1982 nicht untersucht worden. Anhand des Planes von Stehlin (1913/14) wird auch hier versucht, das Schnurgerüst und ein Absteckungssystem nachzuvollziehen (mittlere Fusslängen von 28,76 cm und 28,80 cm).
- Die Autoren datieren die Laufzeit des Baus im wesentlichen aufgrund der gefundenen Keramik und beziehen auch Fundmünzen aus dem Ortsmuseum Wiedlisbach ein, deren genaue Herkunft nicht gesichert ist. Sie kommen zum Schluss, dass die Villa von der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. an bis in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. bestanden hat. Die oben erwähnte Brandkatastrophe setzen sie um 200 n.-Chr. an, weil in den jüngsten Schichten Sigillaten des 3. Jahrhunderts fehlen. Die Zerstörung der Villa durch Alemannen bleibt hypothetisch.

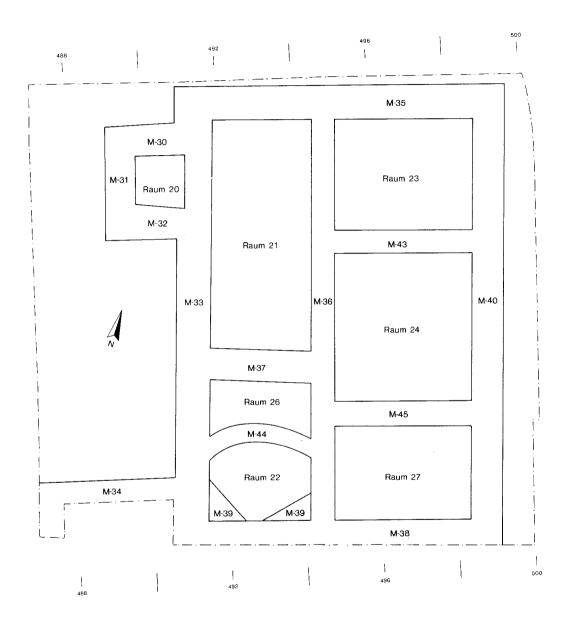
Diese Ergebnisse werden nachfolgend ausführlicher besprochen.

# 2.3 Die Grabung 1988/89

Die Grabung musste im Winterhalbjahr durchgeführt werden. Es war daher äusserst vorteilhaft, dass sich das gesamte Grabungsareal innerhalb eines Gewächshauses der Gärtnerei befand und so auf eine spezielle Abdeckung der Grabungsfläche verzichtet werden konnte. Die Untersuchungen dauerten vom 7. November 1988 bis 6. Januar 1989 und beschäftigten durchschnittlich sechs Personen.<sup>4</sup>

Um einen späteren Vergleich mit dem schon 1982 ausgegrabenen Herrenhaus möglichst einfach zu gestalten, wurde das Achsensystem von 1982 übernommen und nach Westen erweitert. Wir wollten negative Achsnumerierungen vermeiden, deshalb wurde die Nord-Süd-Achse «0» der Grabung 1982 in «500» umbenannt. Die Numerierung der Ost-West-Achsen konnte ungeändert übernommen werden (Abb. 2).

Um von vorneherein Verwechslungen mit den Raum- und Mauerbezeichnungen der Villa auszuschliessen, numerierten wir die Mauern des



 $\it Abb.~2:$  Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Mauern und Räume. Die Raumbenennung beginnt mit Raum 20, die Mauerbenennung mit Mauer M30. M. 1:100.

Badegebäudes mit M30 bis M45 (Abb. 2; Villa = M 1 bis M24) und die Räume mit Raum 20 bis 27 (Abb. 2; Villa = Räume 1 bis 12).

In einer ersten Phase der Grabung wurde nach Angaben der Archäologen mit dem Bagger der eingefüllte Humus (im Mittel 75 cm mächtig) ausgehoben (Abb. 3), dann folgte eine Schichtengrabung. Die Abbruchkronen der Mauern wurden ausgemörtelt, damit deren Aufbau dokumentiert und analysiert werden konnte. Die Niveaus wurden fotografisch und zeichnerisch dokumentiert und beschrieben, die spärlichen Funde in stratigraphischem Zusammenhang geborgen. Die Grabungsgrenzen wurden im Osten, Westen und Norden senkrecht abgestochen und als Profile dokumentiert. Weiter wurde auf den Grabungslinien 89 und 497 je ein Zwischenprofil aufgenommen.

# 3. Der Befund

#### 3.1 Der Grundriss

Das Badegebäude weist einen rechteckigen Grundriss mit einem Annexbau (Raum 20) im Nordwesten auf (Abb. 2 und 4). Im Südwesten ist an die westliche Umfassungsmauer M33 eine nach Westen abgehende Mauer angebaut (M34). Die durchgehende Innenmauer M36 teilt das Rechteck der Länge nach in zwei Streifen zu zwei bzw. drei Räumen: Räume 21 und 22/26 im Westen bzw. Räume 23, 24 und 27 im Osten.

# 3.2 Die generelle Schichtabfolge

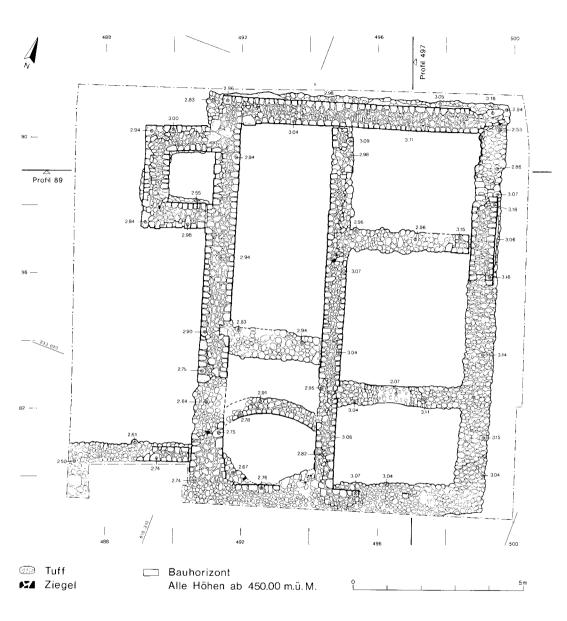
Die allgemeine Schichtabfolge lässt sich anhand der beiden auf Abbildung 5 dargestellten Profile 89 und 497 nachvollziehen: Der gewachsene Boden präsentierte sich als ockerfarbiger, lehmiger, fast steinloser Silt (Abb. 5,1). Er ist im Westen der Grabungsfläche am tiefsten gelegen und steigt gegen Osten hin deutlich an. Auf dem gewachsenen Boden lag eine Steinpackung aus Geröllen, vermischt mit braunem, lehmigem Silt. Im unteren Teil überwog der Silt (Abb. 5,2), der obere Teil bestand fast nur aus Geröllen von 10–25 cm Durchmesser mit vereinzelten Bruchsteinen und Ziegelbruchstücken (Abb. 5,3). Die Geröllschicht war im Westen am dicksten und



Abb. 3: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Die Grabungsfläche nach dem maschinellen Aushub. Die Mauerkronen zeichnen sich schon ab. Schrägaufnahme nach Südwesten.

dünnte gegen Osten hin aus; östlich von Mauer M40 war nur noch der untere siltige Teil vorhanden. Vereinzelte Ziegelbruchstücke und Holzkohlesplitter im Material weisen darauf hin, dass diese Geröllpackung nicht natürlich entstanden ist, sondern zwecks Niveauausgleich aufgeschüttet worden war. Westlich der Mauer M31 wurde die Geröllpackung von einer kiesig-humosen Auffüllung (Abb. 5,7) überdeckt, die ebenfalls als Niveauausgleich eingefüllt wurde. Die Oberkante der Rollierung von Mauer M45 liegt höher als die Geröllpackung und zeigt, dass die Mauergruben in die Geröllpackung (Abb. 5,2.3) eingetieft wurden. Mauermörtel aus Mauer M33 (Abb. 5,6 und 6) liegt auf der Geröllpackung in Raum 21, und im Nordprofil konnten die Mauergruben der Mauern M31, M33 und M36 deutlich erkannt werden; sie durchschlagen die Geröllpackung. Auf den Untergrund wurde also zuerst eine Geröllplanie aufgebracht, um eine einigermassen ebene Fläche zu erhalten. Erst nachher wurde mit dem Bau des Gebäudes begonnen und dabei Teile dieser Planie an der Stelle der Mauergruben und im Raum 22 wieder ausgehoben.

Auf der Geröllpackung liegen innerhalb der Räume die Substruktionen zu den eigentlichen Gehniveaus. Die Gehniveaus sind jedoch nirgends mehr erhalten, da der Bau bis auf die untersten Fundamentlagen dem Stein-



 $\it Abb.~4:$  Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Steingerechter Mauerplan. Zur Benennung der Mauern vgl. Abb. 2.

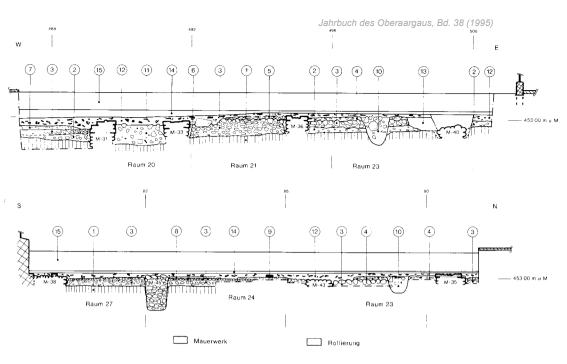


Abb. 5: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Oben: Nordprofil auf Linie 89; unten: Westprofil auf Linie 497. Schichtnummern siehe Text. M. 1:100, reduziert.

raub zum Opfer gefallen ist. Die einzelnen Niveaus werden weiter unten ausführlich besprochen.

Über den erhaltenen Innenstrukturen und den Abbruchkronen der Mauern liegt eine braunschwarze, sehr zähe lehmige Schicht mit viel Ziegelbruch (Abb. 5,12). Es handelt sich hier um Reste der Zerstörungsschicht. Die Schicht ist vermutlich beim Steinraub mehrfach umgelagert worden. Trotzdem zeigt sie einen sehr homogenen Charakter, so dass wir die Eingriffe der Grabung 1913/14, die sich hier hätten abzeichnen sollen, nicht lokalisieren konnten. Das damals ausgehobene Material bestand vermutlich aus dieser Schicht und wurde nach der Grabung wieder in die Gräben über den Mauern eingeschüttet. Der obere Teil der Schuttschicht wurde beim Bau des Gewächshauses ausgehoben, so dass nur die untere Partie erhalten geblieben ist. Über der Schuttschicht 12 liegen zwei Schichten, die mit dem Gewächshaus in Verbindung stehen: direkt auf der Schuttschicht ein Kiesband von 10–20 cm Mächtigkeit (Abb. 5,14), das vom eingefüllten, 50–60 cm dicken Humus (Abb. 5,15) überdeckt ist.



Abb. 6: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Profil Linie 89 in Raum 21. Zwischen dem grossen Stein und der Mauer M33 am rechten Bildrand erkennt man den Mörtelfleck 6. Im Vordergrund Mauer M35. Schrägansicht nach Süden.

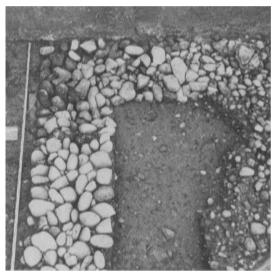


Abb. 7: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Mauerwinkel der Mauern M38 (oben) und M40 (links). Die Mauern sind nur noch als Rollierungen erhalten. Schrägansicht nach Süden.

3.3 Die Mauern

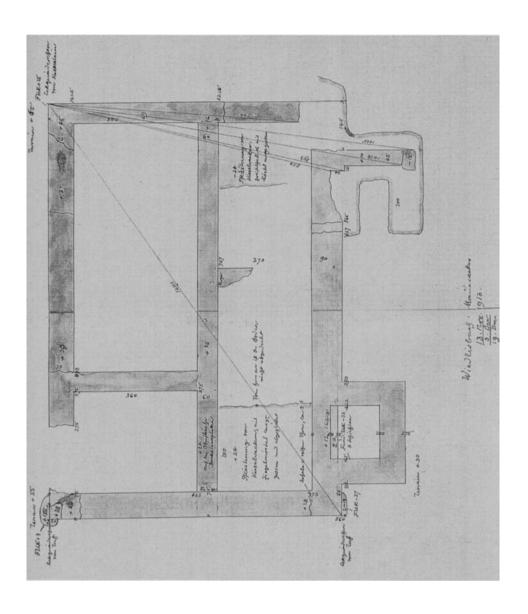
Die Mauern sind bis auf die untersten gemauerten Fundamentlagen hinunter abgerissen worden. Im Südteil waren sogar nur noch die mit einer Rollierung aus Kalkgeröllen gefüllten Mauergruben vorhanden (Abb. 4 und 7). Wie ein Foto der Grabung 1913 zeigt, befand sich die Grasnarbe damals etwa 30 cm über den Mauerresten (Abb. 8).



Abb. 8: Wiedlisbach-Niderfeld 1913/14. Ausgrabungszustand des Bades am 3. Dezember 1913. Im Vordergrund Mauer M35, davon nach links oben abgehend Mauer M36 und rechts im Bild Annexbau Raum 20. Man beachte, wie tief der Annex ausgehoben ist, und die Steinanhäufung rechts davon, die vermutlich aus dem Innern desselben stammen dürfte. Schrägansicht nach Südwesten.

Im Plan von Stehlin (Abb. 9) sind nur relative Höhen eingetragen. Um den Vergleich mit unserer Grabung anstellen zu können, habe ich versucht, seine relativen Höhen in absolute Meereshöhen umzurechnen. Ausgehend von der Fundamentunterkante der Mauer M33 in Raum 20, die Stehlin mit minus 33 cm angibt und die wir mit 452,56 m ü.M. eingemessen haben, ergibt sich eine Meereshöhe von 452,89 m ü.M. für Stehlins  $\pm 0.00$ . Rechnet man seine relativen Höhenmasse aufgrund dieser Beziehung in absolute Meereshöhen um und vergleicht sie mit den 1988 angetroffenen Niveauhöhen, so ergeben sich folgende Erkenntnisse: Die 1988 gemessenen Höhen der Abbruchkronen liegen meist unter den Höhen der Grabung 1913/14.

Die grössten Differenzen ergeben sich in der Südost-Ecke (siehe unten) und der Südwest-Ecke des Gebäudes. Den Mauern fehlt im Vergleich mit 1913/14 durchschnittlich etwa eine Steinlage. Die Mauer M36 zwischen den Räumen 21 und 23 ist etwa gleich hoch erhalten wie 1913/14, ebenso



*Abb. 9:* Wiedlisbach-Niderfeld 1913/14. Grundrissplan des Bades von Stehlin aus dem Jahr 1913. Die relative Höhe  $\pm 0.00$  entspricht 452,89 m ü.M. (vgl. Text). M. 1:110.



Abb. 10: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Raubgrube in der Rollierung von Mauer M45. Schrägansicht nach Osten.



Abb. 11: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Mauer M40. Die Rollierung tritt im Osten (oben) unter dem gemauerten Fundament hervor. Die West-Fronten von Rollierung und Fundament sind deckungsgleich. Senkrechtaufnahme, Norden links.



Abb. 12: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Mauer M30, Süd-Front. Man erkennt an der N-Mauer des Annexbaus 20 vier Lagen gemauertes Fundament, darunter die Rollierung. An dieser Stelle war das Fundament am besten erhalten. Ansicht nach Norden.

die Innenniveaus der Räume 21 und 22, die damals nur teilweise freigelegt wurden. In Raum 20 ist nach dem Plan von Stehlin die oberste, jetzt fehlende Steinlage um 10 cm nach Osten versetzt und bildet einen Absatz.

Der Grundrissplan der Mauern von Stehlin stimmt im grossen und ganzen mit unseren Beobachtungen überein. Er hat damals aber nur das gemörtelte Mauerwerk als Mauer erkannt und aufgenommen. So fehlen auf seinem Plan die Mauer M45 ganz und Mauer M37 teilweise. Ebenso wurde der Eckverband M33–M38 und der Ausriss in der Mauer M40 nicht dokumentiert. Die Mauer M37 wurde damals um Mauerbreite nach Norden versetzt in den Grundrissplan eingezeichnet. Zur Zeit Stehlins muss die Mauer M38 noch als gemörteltes Mauerwerk vorhanden gewesen sein, denn sie erscheint auf seinem Plan als 60 cm breite Mauer. Die Nord-Front von M38 liegt nach unseren Aufnahmen 15 cm weiter nördlich. Das gemauerte Fundament wurde vermutlich beim Bau der südlichen Gewächshausmauer ausgerissen. Der Verlauf der anderen Mauerfronten stimmt gut mit unserer Aufnahme überein.

Das frei gemauerte Fundament ruht auf einer bis zu 1 m dicken Rollierung (Abb. 5 und 10) aus 10 bis 50 cm grossen Kalkgeröllen, die in eine Mauergrube eingefüllt worden waren. Die Fundamente sind in der Regel schmäler als die darunterliegenden Rollierungen. Sie liegen nicht auf der Mitte der Rollierung, sondern sind so aufgemauert, dass eine Kante der Rollierung und eine Flucht der Mauer sich decken. Die Rollierung steht dann auf der anderen Seite unter dem Fundament vor. Dieser Befund lässt sich am deutlichsten an Mauer M35 (Abb. 4) verfolgen; die Süd-Fronten von Rollierung und Mauerfundament sind deckungsgleich und die Rollierung tritt nördlich unter dem gemauerten Teil hervor; die gleiche Beobachtung kann bei der Mauer M38 gemacht werden. Die Mauer M40 zeigt den gleichen Befund (Abb. 11); dort sind die West-Fronten von Fundament und Rollierung deckungsgleich. Vermutlich zeigen diese Deckungsgleichheiten die Lage des Schnurgerüsts an, von der aus die verschiedenen Breiten der Rollierung und der Mauer gemessen worden sind. Die Lage des Schnurgerüsts wäre demnach bei den Ost-West-verlaufenden Mauern M35 und M38 identisch mit deren Süd-Front, bei der Nord-Süd-verlaufenden Mauer M40 identisch mit deren Ost-Front.

Das Mauerwerk besteht grösstenteils aus Kalkbruchsteinen mit wenigen Granitbruchsteinen; vereinzelt (Mauer M33, West-Front) wurden auch

Tuffsteine verbaut (Abb. 4). Einige Steine im Mauerkern weisen Brandrötung auf, was belegt, dass sie in zweiter Verwendung in die Mauer verbaut wurden. Auch der Tuffblock scheint wiederverwendet zu sein. Vereinzelt finden sich im Kern auch Ziegelbruchstücke. Die erhaltenen Fundamente bestehen aus zwei lagig aufgebauten Schalen aus gehäupteten Steinen; dazwischen wurde in entsprechenden Lagen der Kern eingelegt. Die Frontsteine sind sorgfältig ausgesucht und in der Regel grösser (Durchmesser 10–35 cm) als die Kernsteine (Durchmesser um 20 cm). Die Steine waren in einen sehr zähen, gut gesinterten und kompakten Mörtel eingebettet. Der Mörtel zeigte Beimischungen von Grubensand und meist dunklem Kies, ferner von Ziegelsplittern von 1–3 mm Durchmesser und häufigen Kalkeinschlüssen bis zu 5 mm Durchmesser.

Die Mauerbreiten sind recht einheitlich gehalten. Die Aussenmauern des Gebäudes (Mauern M30 bis M32, M35, M40) sind 75 cm (2,5 Fuss) breit. Die Westmauer (M33) hat eine Breite von 90 cm (3 Fuss); dort, wo sie mit dem Annexbau (M30 bis M32) im Verband steht, verengt sie sich auf 75 cm. Die Fundamentlagen der Innenmauern M36 und M43 sind 60 cm (2 Fuss) breit, die Breite der eingebauten bogenförmigen Mauer M44 variiert von 40 bis 50 cm (etwa 1.5 Fuss). Die Innenmauern M37 und M45 weisen keine messbaren gemauerten Steinlagen auf.

Die Aussenmauern sind miteinander verbunden. Die unterste Lage der Innenmauern stösst in der Regel an die Aussenmauern an. Die genauere Beobachtung zeigt aber, dass die Steine der unterliegenden Rollierungen unter den Baufugen durchlaufen. Dies belegt, dass die Rollierungen in einem Zug eingebracht wurden. Wo mehrere Fundamentlagen vorhanden sind, wie im Raum 20, liegen die Steinlagen wechselweise verzahnt im Verband mit Mauer M33. Denselben Zahnverband kann man sich auch für die Innenmauern vorstellen. Die einzigen Mauern, die eindeutige Baufugen aufweisen, sind die Mauern M44 und M39. Beide stellen nachträgliche Konstruktionen dar, die zur Innenausstattung zu rechnen sind. Die nach Westen abgehende Mauer M34 ausserhalb des Grundrisses ist wahrscheinlich zumindest im Bauablauf jünger. Eine sichere Baufuge konnte aber ebenfalls nicht beobachtet werden, da nur eine Lage gemauertes Fundament auf der Rollierung auflag. Einige Mauern weisen Ausrisse auf, so Mauer M33 im Raum 26, Mauer M45 in der Mitte zwischen Raum 24 und Raum 27, Mauer M36 zwischen Raum 21 und Raum 23 und Mauer M40 bei Raum 23. Diese Ausrisse werde ich weiter unten besprechen.

#### 3.4 Die Räume

Da von den Mauern durchwegs nunmehr die untersten Fundamentlagen vorhanden waren (Abb. 12), ist nicht anzunehmen, dass noch eigentliche Gehniveaus in den Räumen zu erwarten sind. Die angetroffenen Mörtelestriche in den Räumen 21, 22 und 24 gehören eher zu Substruktionen.

Die Abbildung 13 zeigt die 1988/89 angetroffenen Schichten und Strukturen.

### 3.4.1 Raum 20

Im Raum 20 (Annex; Abb. 14) lag unter der Deckschicht 12 eine lockere Schicht aus Bauschutt vermischt mit Silt (Abb. 5,11), die bis unter die Unterkante der Rollierung der Mauern M30 bis M33 reichte. Vermutlich wurde dieser Raum während der Grabung von 1913/14 so tief ausgehoben und anschliessend mit Grabungsschutt wieder aufgefüllt (Abb. 8). Damals wurde in Mauer M33 eine Aussparung von etwa 10 cm vorgefunden, die heute nicht mehr vorhanden ist. Bezieht man diese Aussparung in die Rekonstruktion mit ein, so ergibt sich eine quadratische lichte Öffnung von etwa 5¼ Fuss im jetzigen Mauerwerk. In die Öffnung passt eine Piscina (Wasserbecken) mit lichten Massen von 5 × 5 Fuss. Darunter muss man sich den kompakten Geröllkoffer (Abb. 5,2.3) vorstellen, der 1913/14 ausgehoben wurde. Es konnten keine Indizien für einen Hypokaust (z.-B. Terrazzomörtel in den Mauerfugen) gefunden werden; ich nehme an, dass sich hier das Kaltwasserbecken (Piscina) befunden hat.

Die schlecht heizbare Lage des Annex spricht ebenfalls dafür, dass der Raum 20 als Piscina (Kaltwasserbecken) zu interpretieren ist.

### 3.4.2 Raum 21

Auf dem Geröllpaket liegt an der Nordwestseite des Raumes ein Mörtelfleck (Mauermörtel; Abb. 5,6; 13,6 und 15), der belegt, dass das Paket schon vorhanden sein musste, als die Mauer M33 ausgeführt wurde. Auf dem Geröllkoffer befindet sich weiter eine Steinsetzung aus Kalkbruchsteinen, zwischen der sich Reste eines Terrazzomörtels erhalten haben



*Abb. 13:* Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Plan der Schichten inner- und ausserhalb des Gebäudes. Schichtnummern siehe Text. Zur Benennung der Räume vgl. Abb. 2.





Abb. 14: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Raum 20, Annexbau. Die Mauer M33 (rechts) verjüngt sich im Bereich des Annexbaus um einen halben Fuss von 90 cm (3 Fuss) auf 75 cm (2½ Fuss). Man beachte, dass auf dieser Lagenhöhe Mauer M30 mit Mauer M33 im Verband steht, während Mauer M32 an Mauer M33 anstösst (vgl. auch Text). Senkrechtaufnahme, Norden oben.

Abb. 15: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Räume 20 (Annex) und 21. Am unteren Bildrand ist noch Mauer M37 als Rollierung zu erkennen. Schrägansicht nach Norden.

(Abb. 13,5). Es handelt sich um einen hellen feinen Mörtel vermischt mit viereckigem, grobem Ziegelbruch von 1–5 mm Durchmesser. Die intakte Oberfläche war nicht mehr vorhanden. Im Norden des Raumes, entlang Mauer M35, wurde auf dem Estrich ein Mörtelfleck beobachtet, der vermutlich zu einem Einbau, z.-B. zu einer Steinbank oder zu einem Waschbecken gehört hat (Abb. 13,16 u. 16). Bei der Ausgrabung 1913/14 wurden auf der Mauer M36 im Bereich zwischen Raum 21 und Raum 23 «Backsteinplatten» gefunden (Abb. 9). Dieser Befund könnte darauf hindeuten, dass hier ein Durchgang für Warm/Heissluft vorhanden war. Im Süden des Raumes fehlt die Mörtelschicht 5; auf dem Geröllpaket lag dort eine Schuttschicht aus Silt, Mörtelbruch und Ziegelsplittern (Abb. 13,4). Der Mörtelestrich 5 liegt etwa auf gleicher Höhe wie der Estrich in Raum



Abb. 16: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Raum 21, Nordteil. In der oberen Bildhälfte, an die Mauer M35 angelagert, erkennt man den Mörtelfleck 16. In der linken Bildhälfte, zwischen dem grossen Stein und der vertikal verlaufenden Mauer M33, ist der Mörtelfleck 6 zu sehen. Senkrechtaufnahme, Norden oben.

24 (Abb. 13,8). Dort stehen auf dem gleichartigen Mörtelboden Hypokaustpfeiler. Vermutlich war auch der Raum 21 mit einem Hypokaust versehen; der Mörtel-Estrich repräsentiert den Unterboden.

Die Lage des Raumes 21 zwischen Frigidarium/Piscina (Raum 20) und Caldarium (Raum 22/26) weist ihn als Tepidarium aus.

#### 3.4.3 Raum 22/26

Die anlässlich der Grabung getrennten Räume 26 und 22 (Trennmauer M44) gehören zum gleichen Raum (Abb. 17).

Zwischen den Mauern M37 und M44 (Raum 26) war die Geröllpackung vorhanden, im Westen nahe bei M33 aber ausgerissen. Dort konnte eine spätere grubenförmige Störung lokalisiert werden, die auch die Mauern M33 und M44 teilweise störte (Abb. 13,17 und 18).

Der Raum 22 wird im Norden durch die bogenförmige Mauer M44 begrenzt. Im Süden wurden die Mauerecken durch zwei schräge Mauereinbauten M39 ausgefüllt. In Raum 22 fehlt die Geröllpackung; sie wurde beim Bau der Inneneinrichtung vermutlich entfernt, um ein genügend tie-





Abb. 17: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Raum 22/26. Im Vordergrund erkennt man die Mauer M34 und links davon den Steinblock zum «Präfurnium». Schrägaufnahme nach Osten.

*Abb. 18:* Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Störung 17, Hohlform. Die jüngere Intervention hat die bogenförmige Mauer M44 ganz und die westliche Abschlussmauer M33 teilweise zerstört. Schrägansicht nach Osten.

fes Niveau zu erreichen. Nach Einbau der Mauern M39 und M44 wurde eine Geröllsteinsetzung eingebracht und mit Mörtel verbunden (Abb. 13,18). Mit dem gleichen Mörtel wurden entlang der West-Front der Mauer M36 auf 80 cm Breite senkrecht stehende Tonplatten eingemauert (Abb. 13,19 und 19). Die Oberfläche des Estrichs (Abb. 13,18) war im Süden des Raumes nicht mehr vorhanden; sie wurde wahrscheinlich bei der Grabung 1913/14 abgeschoren (vgl. Abb. 9). Entlang der Mauer M44 konnte aber noch intakte Oberfläche ausgegraben werden. Hier fanden sich auch letzte Reste einer Hypokaustierung, z.T. in Form von rechteckigen (20-x-20 cm) Terrazzomörtel-Resten (Abb. 13,20). Auf den Estrich wurde vor Auftrag des Terrazzomörtels eine Schicht reinen Kalks aufgestrichen,





Abb. 19: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Raum 22. An die West-Front der Mauer M36 wurden mit dem Mörtel der Unterlage von Raum 22 senkrecht Ziegelplatten angemauert. Diese stellen die letzten Reste eines Warmluftdurchgangs zu Raum 27 dar. Schrägaufnahme nach Osten.

Abb. 20: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Raum 22. Auf dem Mörtel der Unterlage sind letzte Reste der Hypokaustpfeiler als Terrazzo-Mörtelflecken und als helle Kalkflecken zu erkennen. Schrägansicht nach Norden.

der als weisser Film beobachtet werden konnte (Abb. 20). Hypokaustziegel in situ waren nicht vorhanden. Über diesen Befunden lag eine dicke Abbruchschicht aus Mörtelbrocken und Ziegelbruch. Die ovale Form des Raums, die geringen Dimensionen und die Hypokaustierung sind Belege dafür, dass hier die Heisswasserwanne (Alveus) gestanden haben muss.

Der Raum 22/26 kann als Caldarium mit Resten des Alveus (Raum 22) angesprochen werden.

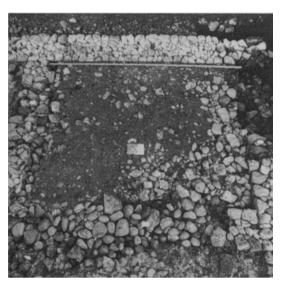




Abb. 21: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Raum 23. Schrägaufnahme nach Norden.

Abb. 22: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Raum 24. Estrich der Substruktion mit letzten Resten von Hypokaustpfeilern. Unten Rollierung der Mauer M43. Schrägansicht nach Süden.

### 3.4.4 Raum 23

Auf der Geröllpackung des Raumes 23 liegt eine Schuttschicht gleicher Konsistenz wie im Süden von Raum 21 (Abb. 13,4 und 21). Durch diese Schicht und durch die darunterliegende Geröllpackung ist eine grubenförmige Störung (Abb. 13,10) eingetieft. Es scheint sich hier um den Ausriss einer Fundierung zu einem vertikalen Konstruktionsteil (Ständer, Säule oder Mittelpfosten aus Holz oder Stein) zu handeln. Die Ziegelplatten, die anlässlich der Grabung 1913/14 auf der Mauer M36 zwischen Raum 21 und Raum 23 gefunden wurden, sind ein Indiz dafür, dass dieser Raum von Raum 21 her temperiert wurde. Die Mauer M40 ist im Bereich von Raum 23 sehr tief ausgerissen (Abb. 5,13). Der Ausriss zieht sich bis an die Südmauer M43 des Raumes und durchschlägt die deckende Schuttschicht 12

ebenfalls. Vermutlich befand sich an dieser Stelle der Eingang; in jüngerer Zeit wurden Türstürze und Schwelle ausgebaut und anderswo wiederverwendet.

Der Raum 23 diente wohl als Vor- und Umkleideraum (Apodyterium).

#### 3.4.5 Raum 24

Auf der Geröllpackung, die im Südteil des Raumes stark mit Holzkohle vermischt war, liegt eine regelmässige Rollierung aus Geröllen (im Süden) und Bruchsteinen (im Norden) und darauf ein Mörtelestrich, der gleich zusammengesetzt ist wie in Raum 21 (Abb. 13,8; 22 und 23). Er ist hier aber besser erhalten; die Oberfläche ist kaum angegriffen. Am Rande des Raumes stösst er an senkrecht an die Mauern angebrachten roten Terrazzomörtel, der die Wände der Substruktion verkleidet hat. Auf dem Mörtelestrich haben sich einzelne Hypokaustziegel erhalten, die eindeutig belegen, dass dieser Raum hypokaustiert gewesen ist. In der südlichen Abschlussmauer M45 befindet sich in der Raummitte ein tiefer Ausriss, der vermutlich einen Heizdurchgang und darüber eine Türe zum Raum 27 anzeigt.

Der Raum 24 zeigt in seinem Aufbau grosse Ähnlichkeit mit Raum 21 und ist wohl als zweites Tepidarium zu verstehen.

### 3.4.6 Raum 27

Unter der deckenden Schuttschicht 12 ist nur das Geröllpaket erhalten geblieben (Abb. 13,3 und 24). Es gibt innerhalb des Raumes keine Befunde, die Rückschlüsse auf die Funktion erlauben würden. Die Lage zwischen Tepidarium und Caldarium und eine mögliche Heissluftzufuhr vom Caldarium her (senkrecht gestellte Platten, Abb. 13,19) erlauben die Annahme, dass der Raum wenn nicht geheizt, so doch zumindest temperiert gewesen ist. Nimmt man eine starke Beheizung des Raumes an, so könnte es sich um ein Schwitzbad (Sudatio)<sup>5</sup> handeln. Der Zugang zu Raum 27 wird wohl von Raum 24 her erfolgt sein (vgl. Kap. 3.4.5).

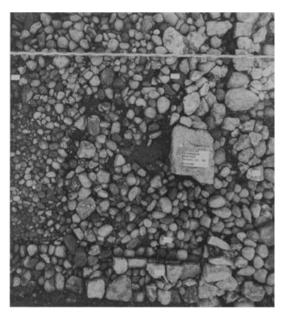




Abb. 23: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Raum 24, Südostteil. Der Estrich wurde z.T. entfernt, um die Rollierung sichtbar zu machen. Im Südwesten (links) lag die Aufschüttung 3. Senkrechtaufnahme.

Abb. 24: Wiedlisbach-Niederfeld 1988/89. Raum 27. Im Vordergrund Mauer M45 mit Raubgrube. Die Aufschüttung 3 wurde im Ostteil des Raumes entfernt. Schrägaufnahme nach Süden.

Abb. 25: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. «Präfurnium» westlich von Raum 22. Unten die nach Westen abgehende Mauer M34; in der Bildmitte, an die West-Front von Mauer M33 angelehnt, ein Steinblock. Ein weiterer lag westlich von diesem und wurde irrtümlicherweise entfernt. Man beachte den abrupten Wechsel in der Steingrösse des Geröllkoffers (linke Bildhälfte), der eine senkrechte Linie bildet (vgl. Text). Senkrechtaufnahme, Norden oben.



### 3.5 Die Beheizung der Räume

Im Südwesten des Gebäudes, westlich des Caldariums, geht eine Mauer (M34) nach Westen ab. Etwa 1 m nördlich davon liegt noch ein grosser Steinblock (Abb. 13,21 und 25). Ein weiterer lag westlich davon und wurde bei der Ausgrabung irrtümlicherweise entfernt. Die Mauer M34 und die beiden Steinblöcke bilden eine Struktur, die als Wangen eines Präfurniums gedeutet werden können. Interessanterweise ändert sich auch die Steingrösse des Geröllkoffers im Westen des postulierten Präfurniums schlagartig von grösseren zu kleineren Kieseln (Abb. 13,22 und 25). Dieser Wechsel könnte die Westgrenze des Präfurniums andeuten. Es ist sicher richtig, dass die Einfeuerungsöffnung möglichst nahe an der Heisswasserwanne liegen sollte. Weitere Strukturen, die als Präfurnia gedeutet werden könnten, wurden nicht gefunden.

Der Verlauf der Heizungskanäle innerhalb des Gebäudes von Raum zu Raum ist im wesentlichen nicht zu eruieren, da zuwenig Mauersubstanz vorhanden war. Die einzigen Indizien für Heizkanäle durch die Mauern sind die Ziegelplatten auf Mauer M36 zwischen Raum 21 und 23 (Befund 1913/14) und die senkrecht vermauerten Ziegelplatten an der West-Front von Mauer M36 im Raum 22.

### 3.6 Die Durchgänge

Die Mauern waren bis auf geringe Fundamentreste ausgeraubt worden. Deshalb sind auch Durchgänge durch die Mauern nicht mehr vorhanden.

Die einzigen Indizien für Türen sind die beiden Ausrisse in den Mauern M40 und M45. Es ist sicher nicht falsch, wenn der Eingang im Nordosten des Badegebäudes angenommen wird. Er führt direkt vom Vorplatz der Villa in das Badegebäude. Der Zugang zu Raum 27 von Raum 24 her kann zumindest durch den Ausriss in Mauer M45 wahrscheinlich gemacht werden. Für andere Durchgänge existieren nicht einmal Indizien. Die Zugänge zu den Räumen 20 und 22/26 müssen aber logischerweise von Raum 21 her möglich gewesen sein.

Ein Zugang von Raum 22 zu Raum 27 könnte angenommen werden, da Vitruv eine Verbindung zwischen Schwitzbad und Warmbad postuliert.<sup>6</sup> Andererseits lassen die Dimensionen der Badewanne keinen Platz mehr für einen Durchgang zwischen den beiden Räumen. Man könnte sich vorstellen, dass die Wand zwischen den Räumen 22 und 27 weggelassen wurde. Die durchlaufende Fundamentmauer M36 zeigt aber an, dass zwischen beiden Räumen mit wahrscheinlich aufgehendem Mauerwerk gerechnet werden muss

Die Tepidaria (Räume 21 und 24) konnten wohl beide vom Umkleideraum her (Raum 23) betreten werden. Dieser war vermutlich von Raum 21 her temperiert; eventuell durch einen Heizungskanal. Jedenfalls fehlen Anzeichen einer Hypokaustierung.

# 3.7 Der topographische Zusammenhang mit der Villa

Das Bad wurde nachträglich etwa parallel zum Villen-Grundriss angelegt (Abb. 1). Der postulierte Eingang liegt in der Nähe des Nordwest-Ausgangs der Villa, der nach Schuler/Stöckli in einen Kellerraum führt.7 Auf dem Platz zwischen den beiden Gebäuden konnten während der Grabung 1982 entlang der nach Norden weiterführenden Mauer M24 zwei übereinanderliegende Steinsetzungen erkannt werden, wobei auf der jüngeren noch ein Terrazzo-Mörtelestrich lag. 8 Die jüngere Steinsetzung und der Terrazzo-Mörtel stehen wohl im Zusammenhang mit dem nachträglichen Bau des Bades. Der Vorplatz zwischen Villa und Bad war also befestigt und durch den Nordwest-Ausgang der Villa konnte man vermutlich vom Gutshof ins Badegebäude gelangen. In dieser Phase scheint mir die Deutung von Raum 1 als Keller nicht mehr wahrscheinlich, man wird ihn eher als eine Art tiefergelegenen Vor- oder Durchgangsraum zur Villa interpretieren müssen, von wo aus man die Haupträume des Gutshofes betreten konnte. Der Ausriss in Mauer M4 gegenüber dem Eingang in Raum 19 könnte auf einen Durchgang hindeuten, wenn er nicht auf eine jüngere Intervention zurückzuführen ist. Der grosse Niveauunterschied von 1.8 m zwischen Raum 1 und Raum 2 musste sicher mit einer Treppe (aus Holz?) überwunden werden.

# 3.8 Schlussfolgerungen

Die Erkenntnisse der Grabung 1988/89 lassen sich folgendermassen zusammenfassen:

- Das Badegebäude muss als einphasiger Bau angesprochen werden. Nirgends konnten Indizien dafür gewonnen werden, dass spätere Einbauten vorgenommen worden wären. Der geschlossene und einheitliche Grundriss bestätigt diese Vermutung. Einzig der Anbau von Mauer M34 kann eventuell zu späterer Zeit erfolgt sein.
- Die Süd-Front der Mauer M35 und West-Front der Mauer M40 zeichnen sich durch Deckungsgleichheit der Fronten von Rollierung und gemauertem Fundament aus. Es darf angenommen werden, dass sich hier Schnurlinien des Schnurgerüsts lokalisieren lassen.
- Wiederverwendete und brandgerötete Steine im Mauerwerk sowie Ziegelbruch in Mauern und Mörtel lassen die Vermutung zu, dass der Bau zu einer späteren Phase des Gutshofes gehört und teilweise aus wiederverwendeten Materialien (mit Brandspuren) aufgebaut wurde. Der Grundriss, der als Ganzes leicht schräg zur Ausrichtung des Herrenhauses liegt, ist ein weiteres Indiz dafür, dass die beiden Gebäude nicht zu einer gemeinsamen Absteckung gehören.
- Der Zugang von der Villa wird von Raum 1 aus über den befestigten Vorplatz hin zum postulierten Eingang an der Nordost-Ecke des Baus vermutet. Raum 1, der vorher vielleicht als Keller benutzt wurde, muss damals zum Durchgangsraum umfunktioniert worden sein.
- Trotz der nur spärlich aufgefundenen Indizien können die Räume des Badegebäudes funktionell erklärt werden. Das Bad enthält ein Apodyterium (Raum 23), zwei Tepidaria (Räume 21 und 24), ein Frigidarium, das aber nur aus einem Kaltwasserbecken (Piscina; Raum 20) besteht, ein Caldarium mit Heisswasserbecken (Alveus; Raum 22/26) und einen Raum, der nicht eindeutig zugeordnet werden konnte (Raum 27); möglicherweise handelt es sich bei letzterem um ein Schwitzbad (Sudatio).
- Die Deutung als Schwitzbad würde auch die Anlage von zwei Tepidaria erklären, indem nämlich jedem Heissraum (Sudatio bzw. Caldarium) je ein lauwarmer Raum zugeordnet wurde. Die Nähe des Raumes 27 zum Caldarium würde eher für einen heissen als einen lauwarmen oder nur temperierten Raum sprechen.
- Unsere Raumeinteilung mit der Einfeuerung im Südwesten, den Warm-

- räumen (Caldarium/Sudatio?) im südlichen Gebäudeteil und dem Apodyterium im Nordosten entspricht der von Vitruv geforderten Wärmeabnahme in den Räumen von Süden nach Norden.
- In der West-Ost-Unterteilung zeichnen sich zwei verschiedene Badearten ab: im Westen die klassische Badetradition mit Caldarium, Tepidarium und Frigidarium bzw. Piscina und im Osten das Schwitzbad (Sudatio) mit nördlich anschliessendem Tepidarium. Gemeinsam ist beiden das in der Nordost-Ecke des Gebäudes liegende Apodyterium.

### 4. Vergleich mit dem Vicus-Bad auf der Engehalbinsel bei Bern

Sucht man nach Badeanlagen der Region, die vom Grundriss her mit dem Badegebäude von Wiedlisbach vergleichbar sind, so bietet sich die öffentliche Badeanlage des Vicus Bern-Engehalbinsel an. Das im Reichenbachwald gelegene Badegebäude wurde 1937 von O. Tschumi im Rahmen eines Arbeitslagers freigelegt; die Publikation erfolgte im gleichen Jahr. 10 Das Bad ist heute unter einem Schutzdach konserviert und kann besichtigt werden.

Die Abbildung 26 zeigt den längsrechteckigen Grundriss der Anlage mit nördlichem Annex. Ähnlich wie in Wiedlisbach ist der Haupttrakt durch eine von Ost nach West verlaufende Mittelmauer in zwei Streifen geteilt. Im Osten, d.-h. gegen die Vicusstrasse hin, sind dem Bau zwei von Nord nach Süd verlaufende Mauern vorgelagert, die als Portikus interpretiert werden<sup>11</sup>:

Tab. 1: Bern-Engehalbinsel/Reichenbachwald. Vicus Bad (Grabung 1937). Lichte Raummasse in Fuss bzw. Quadratfuss.

	Nord-Streifen Ausdehnung		Fläche	Süd-Streifen Ausdehnung		Fläche
	N–S	E–W		N–S	E–W	- 140110
Piscina	10½	9	95			
Frigidarium	$16\frac{1}{2}$	26½	437			
Apodyterium	$16\frac{1}{2}$	25	413			
Cald./Tepid.				$16\frac{1}{2}$	$40\frac{1}{2}$	668
Heizraum				15½	$11\frac{1}{2}$	178
Total			944			847

Gesamttotal: 1791 Quadratfuss

# 4.1 Lage und Anlage

Vergleicht man die Lage der beiden Gebäude im Gelände, so zeigt sich, dass die Längsachse des Baus von Bern-Engehalbinsel von Osten nach Westen verläuft, während das Bad in Wiedlisbach eine Nord-Süd-Ausrichtung aufweist. Auf der Engehalbinsel wurde der Grundriss, gleich wie die angrenzenden Häuser, so in den Strassenvicus eingepasst, dass eine kurze Seite mit dem Eingang zur Strasse hin zeigt. Eine durchgehende gedeckte Portikus trennt die Strasse von den Gebäuden. In Wiedlisbach wurde das Bad etwa parallel zur West-Front der Villa ausgerichtet, so dass ein schon bestehender Eingang als Verbindung zum Bad genutzt werden konnte.

Trotz dieser unterschiedlichen Ausrichtung liegen die beheizten Räume gemäss den Empfehlungen von Vitruv<sup>12</sup> bei beiden Bädern im Süden und der Annex, der die Piscina enthält, im Norden (Bern-Enge) bzw. im Nordwesten (Wiedlisbach) der Anlage.

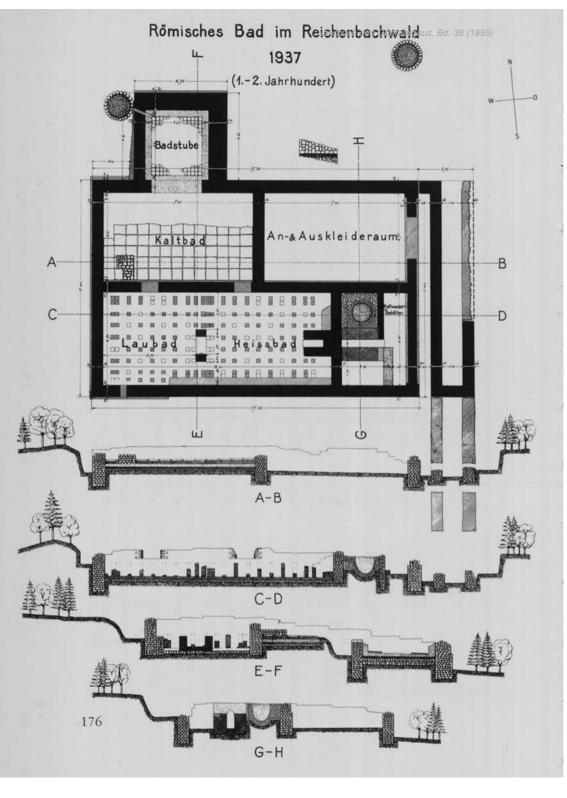
# 4.2 Vergleich der Masse und des Schnurgerüsts

Wie bereits erwähnt, ist das Prinzip des Grundrisses bei beiden Bädern dasselbe. Was die beiden Anlagen jedoch unterscheidet, sind die absoluten Masse. Vergleicht man die Geschossflächen, so ist das Vicus-Bad von Bern-Engehalbinsel mit 1791 Quadratfuss<sup>13</sup> (Tab. 1) ungefähr 2,5mal grösser als das Badegebäude des Gutshofes von Wiedlisbach (703 Quadratfuss). Die unterschiedlichen Dimensionen lassen sich mit den verschiedenen Benutzerzahlen erklären, die den Platzbedarf innerhalb der Anlage bestimmten.

Die Absteckung mittels Bogenschnitt lässt sich auch am Bad von Bern-Enge nachvollziehen. Die Basislinie liegt auf der Ost-Front der westlichen Abschlussmauer und die Senkrechte dazu auf der Nord-Front der Mittelmauer. Diese teilt das Schnurgerüst in zwei Hälften von je 18.5 Fuss.

Die Ost-West-verlaufenden Mauern liegen alle südlich, die Nord-Südverlaufenden Mauern alle östlich der Schnurlinien. Die Absteckung von der Strasse bzw. von der Portikus her erscheint auch logisch.

Die Proportionen des Schnurgerüsts ergeben sich aus dessen längsten Massen: 37:56 Fuss = 1:1.51; diejenigen des erstellten Baus aus den Aussenmassen von 39:58.5 Fuss = 1:1.50. Die Aussenlänge des Baus steht zu dessen Aussenbreite (ohne Annex) im Verhältnis von 3:2. Die Proportionen



für das Bad in Wiedlisbach lassen sich nicht so eindeutig aufzeigen. Die Proportionen des Schnurgerüsts sind mit 23.5:38.5 Fuss = 1:1.64 über dem Verhältnis von Bern-Enge, diejenigen des Baus liegen mit 29:41 Fuss = 1.41 darunter. Die Proportionsverschiebung zwischen Schnurgerüst und Bau des Bades von Wiedlisbach kommt vor allem dadurch zustande, dass die westliche Abschlussmauer M33 im Gegensatz zu den Mauern M40 und M36 westlich der Schnurlinie liegt. Alle Beobachtungen zeigen, dass man es mit den Proportionen in Wiedlisbach nicht allzu genau nahm; andere Aspekte, z.B. die Grösse des Areals oder Mauerdicken waren scheinbar wichtiger. Trotzdem wurde, bewusst oder unbewusst, ein Verhältnis der Länge zur Breite von etwa 2:3 angestrebt, wie das Mittel aus beiden Proportionen von 1:1.52 veranschaulicht.

# 4.3 Vergleich der Raumorganisation

Die Badanlage von Bern-Engehalbinsel ist wesentlich besser erhalten als das Bad von Wiedlisbach. Darum lassen sich für das Vicus-Bad von Bern auch sicherere und eindeutigere Aussagen zur Funktion der Räume und deren Ausgestaltung machen<sup>15</sup>:

- Durch einen Eingang von 7.5 Fuss Breite gelangt man in den Umkleideraum, das Apodyterium. Hier konnten die Ausgräber keinen Fussboden erkennen. Es scheint mir aber unwahrscheinlich, dass während der Benutzung des Bades kein Bodenbelag vorhanden war. Denkbar wäre ein Podest aus Holz, ein dünner Mörtel- oder Lehmestrich, der während der Ausgrabung nicht erkannt wurde oder ein Plattenbodenbelag auf einem Lehmestrich, dessen Platten später entfernt worden sind.
- Vom Umkleideraum führte ein Durchgang von 1,3 m = 4.5 Fuss Breite ins Frigidarium. Das Frigidarium ist nicht hypokaustiert, wie wir dies für Wiedlisbach postuliert haben. 16 Der Boden des Frigidariums ist mit grossen Tonplatten ausgelegt, darunter liegen auf einer Rollierung mehrere Mörtelestriche. In der Südwest-Ecke befindet sich eine offene Feuerstelle, die Tschumi einer späteren Zeit zuordnet.
- Eine Öffnung von 9 Fuss Breite führt in die Piscina. Diese befindet sich im nahe der Nordwest-Ecke ans Hauptgebäude anschliessenden Annex-
- Abb. 26: Bern-Engehalbinsel Reichenbachwald 1937. Plan des Vicus-Bades (Grabung Tschumi). M. 1:200.

bau. Der Innenausbau lässt sich – im Gegensatz zu Wiedlisbach – gut erkennen. Das eigentliche Becken ist mit doppelten Backsteinmauern innerhalb der Bruchsteinmauern aufgeführt, darauf liegt innen ein vierfacher Verputz aus Terrazzo-Mörtel. Der Boden ist mit Platten ausgelegt und die Fuge zwischen Boden und Wand wird durch eine Abdichtung von Kalkmörtel verschlossen. In der Nordwest-Ecke führt ein Wasserablauf nach aussen in eine mit Steinen ausgekleidete, runde Sickergrube.

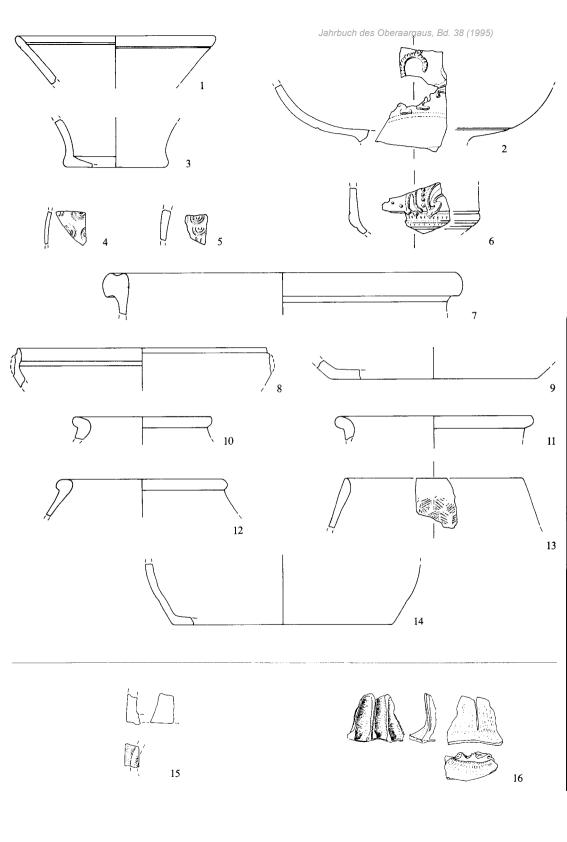
- Vom Frigidarium aus führen zwei Durchgänge zu 3 Fuss ins Tepidarium und ins Caldarium. Beide Räume sind hypokaustiert und der Hypokaust ist durchgehend. Die Untertrennung wird im Untergrund durch zwei Sandsteinquader markiert, die vermutlich die Türpfosten getragen haben. An dieser Stelle sind auch die Hypokaustpfeiler auf einer von Norden nach Süden verlaufenden Linie enger gestellt und dienten wahrscheinlich als Stützen zu einer Wand in Leichtbauweise. 17 Nahe der Südwest-Ecke befindet sich eine Öffnung in der Mauer, vermutlich eine Zugöffnung. Sie wurde später vermauert. An die Südwand anlehnend wurde eine Mauer aufgebaut, die wahrscheinlich eine Steinbank getragen hat. Die Wangen des Heizkanals ragen vom Serviceraum ins Caldarium hinein und tragen Abdrücke einer Heisswasserwanne (Alveus). Im Gegensatz zu Bern-Enge lässt sich in Wiedlisbach nur ein «Mini-Caldarium» mit letzten Resten des Alveus nachweisen. 18
- Im Gegensatz zu Wiedlisbach<sup>19</sup> ist das Präfurnium in das Gebäude integriert. Der Heizraum enthält auch ein mit Bruchsteinen ausgelegtes Kaltwasserreservoir. Wie Aussparungen auf der südlichen Präfurniumswange belegen, war der Heisswasserkessel auf den Präfurniumswangen montiert gewesen.

# 4.4 Schlussfolgerungen

Der Vergleich der beiden Bäder aus dem Vicus von Bern-Engehalbinsel und vom Gutshof Wiedlisbach-Niderfeld bringt folgende Erkenntnisse:

Beide B\u00e4der sind nach dem gleichen Schema und aufgrund einer gleichartigen Absteckung erbaut worden. Sie unterscheiden sich aber in den

*Abb.* 27: Wiedlisbach-Niderfeld 1988/89. Funde. 1–14 Keramik, 15–16 Glas. 1 Phase ► 1, 2–16 Phase 2. M. 1:2,5.



- absoluten Massen. Beiden Bauten liegen ähnliche Proportionskriterien (Verhältnis Länge:Breite = etwa 3:2) zugrunde. Diese lassen sich in Bern-Enge besser herausarbeiten als in Wiedlisbach.
- Die Anlage im Gelände richtete sich nach den jeweiligen Umständen.
   Trotzdem wurde die von Vitruv geforderte Ausrichtung der beheizten
   Räume gegen Süden bei beiden Anlagen berücksichtigt.
- Der Vergleich der Inneneinrichtung gestaltet sich aufgrund des unterschiedlichen Erhaltungszustandes schwierig. Es entsteht jedoch der Eindruck, dass das grössere Vicus-Bad von Bern-Enge komfortabler und bedienungsfreundlicher (Präfurnium innerhalb des Gebäudes) eingerichtet war als dasjenige von Wiedlisbach.

### 5. Die Funde

Die Grabung hat ausserordentlich wenig Funde geliefert. Es handelt sich dabei vor allem um Keramik sowie vereinzelte Glas- und Eisenfunde (Nägel). Münzen wurden keine gefunden.

### 5.1 Die Fundkomplexe

Die Funde können nach dem Befund zwei Phasen zugeordnet werden:

Phase 1: Funde, die in den Auffüllschichten unter den Mörtelestrichen lagen und solche, die in diese oder in die Mauerkörper verbaut worden waren. Sie stammen aus der Zeit vor der Anlage des Bades, spätestens aber aus der Bauzeit.

Phase 2: Funde aus den Schuttschichten 12 und 13, die die Gebäudereste überdeckten. Sie können frühestens aus der Benützungszeit des Gebäudes stammen. Der grösste Teil wird wohl dem Zerstörungshorizont des Bades und/oder der Villa zugerechnet werden müssen. Jüngere mittelalterliche oder neuzeitliche Funde wurden bei der Ausbeutung der Ruinen mit dem römischen Material vermischt, sind eingepflügt oder bei der Anlage des Gewächshauses von anderswo eingebracht worden. Sie werden – soweit erkannt – aus der Analyse ausgeklammert.

### 5.2 Die Keramik

Wie oben erwähnt, war die Ausbeute an Keramik äusserst spärlich. Es können nur 16 Gefässe abgebildet werden. Die mengenmässige Auswertung des Scherbenmaterials gibt einen zusätzlichen Überblick über das Vorkommen der einzelnen Keramikgattungen.

Tab. 2: Wiedlisbach-Niderfeld Bad. Grabung 1988/89. Keramikstatistik

Phase	Anzahl	Gewicht	
Phase 1	56	196 g	
Phase 2	153	952 g	
Total	209	1148 g	

	TS	Überzug	rot	grau	Total		
%-Anteile nach Anzahl							
Phase 1	5.4	1.8	7.1	85.7	100.0		
Phase 2	2.0	9.2	43.8	45.1	100.0		
%-Anteile nach Gewicht							
Phase 1	5.1	0.5	6.6	87.8	100.0		
Phase 2	2.4	4.6	38.7	54.3	100.0		
Mitte zwischen Gewichts% und Anzahl%							
Phase 1	5	1	7	87	100		
Phase 2	2	7	41	50	100		
Mittleres Scherbengewicht (g)							
Phase 1	3.33	1.00	3.25	3.58	3.50		
Phase 2	7.67	3.14	5.49	7.49	6.22		

TS Terra Sigillata

Überzug Keramik mit Überzug, ausgenommen TS rot oxydierend gebrannte Keramik ohne Überzug grau reduzierend gebrannte Keramik ohne Überzug

## 5.2.1 Die mengenmässige Auswertung

Die Scherben wurden nach einzelnen Gattungen getrennt gewogen und gezählt. Wir haben die Keramikgattungen wie folgt definiert:

- Terra Sigillata: Sie ist auch in kleinen Fragmenten relativ sicher zu erkennen.
- Keramik mit Überzug: Darunter fallen die Scherben von TS-Imitationen, Glanztonware und Gebrauchsware wie Näpfe und Krüge mit Überzug. An kleinen Scherben ist oftmals nicht mehr zu erkennen, welcher Kategorie sie angehören, deshalb wurden sie zu einer Gruppe zusammengezogen.
- Rote, oxydierend gebrannte Keramik ohne Überzug: In dieser Gattung können sich auch unverzierte Scherben von Überzugskeramik verbergen, deren Oberfläche so stark abgewittert ist, dass sich keine Engobereste erhalten haben.
- Graue, reduzierend gebrannte Keramik ohne Überzug: Auch hier besteht die Möglichkeit, dass unerkannt stark abgewitterte Überzugskeramik (z.-B. graue TS-Imitation) mitläuft.

Die Tabelle 2 zeigt eine Übersicht über die ermittelten Zahlen. Als erstes fällt der insgesamt geringe Stichprobenumfang und der unterschiedliche Umfang der beiden Phaseninhalte auf. Phase 1 mit 56 Scherben von insgesamt 196 g enthielt dreimal (nach Anzahl) bis fünfmal (nach Gewicht) weniger Keramik als Phase 2 mit 153 Scherben und einem Gesamtgewicht von 952 g.

Die prozentualen Verhältnisse der Keramikgattungen innerhalb der einzelnen Phasen ändern sich nur unwesentlich, ob man nun der Berechnung die Stückzahl oder das Gewicht zugrundelegt. Deshalb wurden die prozentualen Anteile einerseits nach Stückzahl, andererseits nach Gewicht berechnet und beide Zahlenwerte gemittelt. Diese Berechnungen erlauben folgende Aussagen:

- Die Keramik der Phase 1 besteht zum grössten Teil (87%) aus grauer Ware. TS, Keramik mit Überzug und oxydierend gebrannte Keramik sind nur sporadisch vorhanden. Diese Verteilung der Keramik auf die einzelnen Gattungen ist wahrscheinlich zufällig und durch die kleine Stichprobe bedingt. Es ist aber auch nicht auszuschliessen, dass im Areal des später gebauten Bades auf der Rückseite der Villa im Bereich von Serviceräumen vermehrt graues Kochgeschirr herumlag und so zur Bildung dieses kuriosen Spektrums beigetragen hat.
- Die Keramik der Phase 2, die vor allem das Inventar zur Zeit der Auflassung des Gebäudes oder der Gebäude beinhaltet, zeigt ein ganz anderes Bild. Die graue und die rote Ware halten sich etwa die Waage, wo-

bei die graue Ware mit 50% gegenüber der roten, nicht engobierten Keramik (41%) etwas überwiegt. Die engobierte Ware ist mit 7% immer noch schwach vertreten. Auch hier dürfte die kleine Stichprobe eine Rolle spielen. Andererseits gehört die Schuttschicht zu einem Bad; die Zusammensetzung des Geschirrinventars dürfte hier also durchaus anders ausfallen als in Wohnräumen oder in Küchen.

Betrachten wir als letztes das mittlere Scherbengewicht. Phase 1 zeigt in allen Gefässgattungen ein kleineres mittleres Scherbengewicht als Phase
 Die Scherben der Phase 1 wurden also stärker umgelagert und mehr zerkleinert als die Scherben der Phase 2, die zu einem Zerstörungshorizont gehören. Dieses Ergebnis bekräftigt die Beobachtung, dass das Bad auf einer Planieschicht steht.

#### 5.2.2 Die Formen

Die abbildbaren Stücke sind auf Abbildung 27 dargestellt.

Das einzige gezeichnete Exemplar der Phase 1 ist eine Randscherbe Drag. 33 (Abb. 27,1), die in Mauer M38 eingemauert war.

Die anderen Scherben stammen aus der Phase 2. Es handelt sich um eine Wandscherbe Drag. 37 aus Rheinzabern (Abb. 27,2) und um Fragmente von Glanztonbechern, Schüsseln, Näpfen und Töpfen (Abb. 27,3–14). Das Gesamtinventar dürfte zeitlich in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts oder in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts anzusetzen sein. Es fehlen allerdings bei den Glanztonbechern die im 3. Jahrhundert typischen Faltenbecher und der Dekor in Glasschliff. Aufgrund der kleinen Stichprobe sollte dieser Tatbestand aber nicht weiter stören.

### 5.3 Das Glas

Von den äusserst spärlichen Glasfunden werden zwei Exemplare auf Abbildung 27 vorgestellt. Es handelt sich um eine Bodenscherbe einer römischen Glasflasche (Abb. 27,15) und den Fuss eines vermutlich mittelalterlichen Kelchglases (Abb. 27,16).

### 5.4 Katalog der Kleinfunde (Abb. 27)

- 1 RS Tasse Drag. 33. Hellroter Ton, dunkelroter Überzug aussen stark abgewittert. An den Bruchstellen kleben noch Mörtelreste. Fnr. 30677: aus M38. Phase 1.
- 2 WS Schüssel Drag. 37. Heller gelbroter Ton, roter Überzug. Auf der Reliefzone grosse abgeplatzte Stelle, vermutlich von sekundärem Brand. In der Reliefzone kauernder Hase nach rechts (stark beschädigt) und Hinterläufe eines nach rechts rennenden Löwen. Über dem Hasen Rankenmuster aus gerippten Bogen. Vgl. Kamitsch 1959, Taf. 159,5 und Ludovici 1948, Taf. 127,7. Rheinzabern Bernhard Gruppe IIa. Fnr. 30678: Ausriss M45; Sch. 12. Phase 2.
- 3 BS Glanztonbecher. Hellroter Ton, hellroter lasierender Überzug innen und aussen. Fnr. 30680: Ausriss M40; Sch. 13. Phase 2.
- 4 WS Glanztonbecher. Hellroter Ton, brauner Überzug. Auf der Aussenseite Occulé-Verzierung. Fnr. 30668: über M36; Sch. 12. Phase 2.
- 5 WS Glanztonbecher. Hellroter Ton, brauner Überzug. Auf der Aussenseite Occulé-Verzierung. Fnr. 30679: östlich M40; Sch. 12. Phase 2.
- 6 WS Glanztonbecher. Hellroter Ton, dunkelbrauner Überzug. Form Kaenel 1974, Pl. IV,33. Auf der Aussenseite figürlicher Dekor in Barbotine-Technik. Fnr. 30674: Raum 27; Sch. 12. Phase 2.
- 7 RS Schüssel. Roter Ton, Oberfläche geglättet. Dicker Rand und Deckelrast. Fnr. 30663: Ausriss M40; Sch. 13. Phase 2.
- 8 RS Schüssel. Hellgrauer mehliger Ton, dunkle gefleckte und geglättete Oberfläche. Eingebogener Rand, auf dessen Aussenseite eine kleine Rille. Fnr. 29701: Raum 23; Sch. 13. Phase 2.
- 9 BS Napf. Orangeroter Ton, innen und aussen roter Überzug. Fnr. 30669: nördlich M35; Sch. 12. Phase 2.
- 10 RS Topf. Aussen grauer, innen roter Ton, abgestrichener Rand. Fnr. 30652: über Mauer M32; Sch. 12. Phase 2.
- 11 RS Topf. Aussen grauer, innen roter mehliger Ton. Fnr. 30670: westlich M33; Sch. 12. Phase 2.
- 12 RS Topf. Beiger mehliger Ton, graue geglättete Oberfläche. Fnr. 30687 und 30699: Raum 26; Sch. 12. Phase 2.
- 13 RS Topf. Schwarzer harter Ton. Tonnenförmig, auf der Aussenseite Abrollverzierung. Fnr. 30698: über M43; Sch. 12. Phase 2.
- 14 BS Topf. Roter Ton mit grauem Kern, sichtbare Magerung. Übergang von Wand zu Boden geglättet. Fnr. 30673: Raum 22; Sch. 12. Phase 2.
- 15 BS Glasflasche. Dunkelgrün durchscheinendes Glas. Auf dem Boden ein erhöhter Standwulst. Fnr. 30666: über M34; Sch. 12. Phase 2.
- 16 BS Kelchglas. Gelbgrün durchscheinendes Glas mit Schlieren. Auf der Innenseite zwei Rippen. Vermutlich Standfuss eines mittelalterlichen Kelchglases. Fnr. 29705: Streufund; Sch. 12. Phase 2.

### 6. Datierung

Für die Bauzeit des Badegebäudes gibt es sehr wenig konkrete Datierungshinweise. Folgende Beobachtungen sprechen dafür, dass das Bad später erstellt wurde als die Villa und Bauelemente eines verbrannten Gebäudes wiederverwendet wurden:

- Die Ausrichtung der Mauern folgt nicht genau der Ausrichtung der Villa, sondern ist gegenüber dieser leicht verschoben.
- Zum Bau der Mauern wurden im Mauerkern und in den Fronten einzelne brandgerötete Steine und an einer Stelle ein verbrannter Tuffstein sekundär verwendet.
- Die Mauermörtel sind vielfach mit Ziegelbruch versetzt.
- An mindestens einer Stelle wurde eine TS-Scherbe mitvermauert (Abb. 27,1).
- In den Planien zum Bad befinden sich Reste von Holzkohle, Keramik und Ziegelbruch.

Zwischen den Schichten des Vorplatzes (Grabung 1982) und denjenigen des Bades kann kein direkter Zusammenhang mehr hergestellt werden, da dieser durch jüngere Eingriffe (Strassenbau) zerstört wurde.

Das Querprofil des Vorplatzes<sup>20</sup> lässt zwei übereinanderliegende Steinsetzungen erkennen, die durch eine braune, sandige Lehmschicht (V bzw. Va) mit wenig Holzkohle getrennt sind. Die untere Steinsetzung zieht unter der Mauer M24 durch und muss also vor dem Bau dieser Mauer angelegt worden sein. Das Niveau der oberen Steinsetzung wird im Westen von einem Terrazzo-Mörtelboden weitergeführt.<sup>21</sup> Auf diesem Gehniveau liegen zwei Brandschuttschichten (II und III) und darauf vermuten Schuler/Stöckli noch ein weiteres Gehniveau, das durch die zwei Steine westlich des Eingangs in Raum 1 repräsentiert werden soll. Die Autoren glauben aber selbst nicht recht an dieses oberste Gehniveau und vermerken mit Recht, dass dieses etwa 15 cm über die Schwelle des Eingangs in Raum 1 zu liegen käme.<sup>22</sup> Der Umbau des Vorplatzes ist sehr wahrscheinlich (s. oben) in Zusammenhang mit dem Bau des Bades vorgenommen worden, um den Zugang von der Villa zum Badegebäude zu erleichtern und komfortabler zu gestalten. Der Bau des Bades wäre also stratigraphisch mit der oberen Steinsetzung und dem Terrazzo-Mörtelestrich gleichzusetzen.

Schuler/Stöckli nehmen aufgrund der Konsistenz der Schichten II und III, die sie als Brandschuttschichten deuten, einen Gebäudebrand an und

datieren diesen aufgrund der Schichtinhalte in die Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert.<sup>23</sup> Falls diese Datierung stimmt, muss der Bau des Bades früher, d.h. im Laufe des 2. Jahrhunderts erfolgt sein, da die mit dem Bau korrelierenden Schichten direkt unter der unteren Brandschuttschicht III liegen.

Auch der Abgang des Gutshofes ist nicht genau zu datieren. Da die jüngste Fundmünze in der Zeit der Alleinherrschaft des Kaisers Gallienus geprägt worden ist, können wir damit rechnen, dass der Gutshof bis mindestens 258/260 n.-Chr. bewohnt worden ist.<sup>24</sup>

#### 7. Literatur

BACHER R. und SUTER P. J.: Die spätrömischen Anlagen von Aegerten. In: BACHER R. et al., Aegerten. Die spätrömischen Anlagen und der Friedhof der Kirche Bürglen. Bern, 1990.

Bernhard H.: Zur Diskussion um die Chronologie Rheinzaberner Relieftöpfer. Germania 59, 79ff., 1981

BÜRGI J. und HOPPE R.: Schleitheim – Iuliomagus. Die römischen Thermen. Antiqua 13. Basel, 1985.

GERIG M.: Vermessungskunde und Feldmessen für das Baugewerbe. Herausgegeben vom Schweizerischen Baukader-Verband (SBKV). Zürich, 1981.

GRÜTTER H.: Vier Jahre archäologische Betreuung des Nationalstrassenbaus im Kanton Bern. Jb BHM 43/44, 471ff., 1963/64.

LUDOVICI W.: Die Bilderschüsseln der römischen Töpfer von Rheinzabern. Katalog VI – Tafelband, 2. Auflage H. Ricken. Speyer, 1948.

KAENEL G.: Aventicum I. Céramiques gallo-romaines décorées. CAR 1. Avenches, 1974

VON KAENEL H.-M. und PFANNER M.: Tschugg-Römischer Gutshof. Grabung 1977. Bern, 1980.

KARNITSCH P.: Die Reliefsigillata von Ovilava. Schriftenreihe des Instituts für Landeskunde von Oberösterreich 12. Linz, 1959.

SCHULER H. und STÖCKLI W. E.: Die römische Villa auf dem Niderfeld in Wiedlisbach. Jb des Oberaargaus 1984, 197ff., 1984.

TSCHUMI O.: Die keltisch-römischen Ausgrabungen auf der Engehalbinsel bei Bern. 1937. Jb BHM 17, 87ff., 1937.

VITRUV: Zehn Bücher über Architektur. Übersetzung C. Fensterbusch. Darmstadt, 1964.

Fundberichte: Jb SGUF 72,1989, 335. AKBE 1, 1990, 57.

### 8. Anmerkungen

- 1 Grütter 1963/64, 481ff. Das auf Luftbildaufnahmen erkannte Ökonomiegebäude fiel dem Kiesabbau für die N1 zum Opfer. Vorgängig durchgeführte Erhebungen zeigten bloss noch rudimentäre Fundamentreste; ausser Leistenziegelfragmenten konnten keine Funde geborgen werden.
- 2 Zur ausführlichen Forschungsgeschichte des Gebäudekomplexes vgl. Schuler/ Stöckli 1984, 197ff.
- 3 Schuler/Stöckli 1984.
- 4 Fundbericht in: Archäologie im Kanton Bern (AKBE) 1, 1990, Seite 57.
- 5 Vitruv fordert für Schwitzbäder eine Kuppel mit zentralem Loch. Eine unter diesem Loch aufgehängte und senkrecht verschiebbare Metallscheibe erlaubt es, die Raumtemperatur zu regulieren (Vitruv, 5,10,5). Eine Kuppel scheint mir hier unwahrscheinlich, da sie in der Regel auf runden Raumgrundrissen aufgesetzt ist. Vergleiche dazu: von Kaenel/Pfanner 1980, 40—44.
- 6 Vitruv, 5,1 0,5.
- 7 Schuler/Stöckli 1984, 209-210 und Abb. 5, 9-11.
- 8 Schuler/Stöckli 1984, Abb. 12.
- 9 Schuler/Stöckli 1984, Abb. 9 und 11.
- 10 Tschumi 1937.
- 11 Der Portikus wird beim nachfolgenden Vergleich der beiden Badeanlagen von Bern und Wiedlisbach ausgeklammert.
- 12 Vitruv, 5, 10, 1: «... Die warmen und lauen Bäder aber sollen ihr Licht von Südwesten her erhalten. Wenn aber die Beschaffenheit des Ortes das nicht zulässt, jedenfalls von Süden, weil die Badezeit vornehmlich von Mittag bis Abend festgesetzt ist...».
- 13 Es wird wieder mit einem Fuss zu 29,6 cm gerechnet.
- 14 Schuler/Stöckli machen auf eine Unstimmigkeit im Plan von Stehlin aufmerksam (vgl. ihre Anmerkung 17). Ich verwende 60 cm als Mauerbreite der südlichen Abschlussmauer M38.
- 15 Tschumi 1937, 88-90.
- 16 Deshalb liegt das Gehniveau im Frigidarium etwa auf der Höhe des hypokaustierten Bodens des südlich angrenzenden Tepidariums und Caldariums. Der Mörtelestrich der beheizten Räume (Tepidarium/Caldarium), auf dem die Hypokaustpfeiler stehen, liegt deutlich tiefer
- 17 Vorstellbar ist eine Holzwand, ein Fachwerk aus Holz und Lehm oder eine Wand aus Tubuli (vgl. dazu Bürgi/Hoppe 1985, Abb. 40---41, dort allerdings in Substruktion).
- 18 Möglicherweise war ein Teil des Raumes 21, der als Tepidarium interpretiert wird, auf gleiche Weise abgetrennt wie in Bern-Enge und hat als Caldarium gedient. Ein solcher Befund lässt sich aber aufgrund des schlechten Erhaltungszustandes nicht mehr nachweisen. Andererseits ist die Mauer M37 als Rollierung vorhanden und hat sicher eine Abtrennung getragen.
- 19 In Wiedlisbach lassen sich keine Indizien für ein Präfumium innerhalb des Baus

beibringen. Der Raum 27 fällt als Heizraum aus, da die Rollierung wesentlich höher (30 cm) liegt als der Mörtelestrich zur Substruktion des Alveus im westlich anschliessenden Caldarium. Eine Einfeuerung von einem höheren Niveau aus scheint mir unwahrscheinlich, da das Feuer in den Heizraum zurückschlagen würde. Auch Vitruv (5,10,2) schreibt vor, dass das Präfumium die tiefste Stelle der ganzen Heizungsanlage sein sollte. Für Wiedlisbach nehmen wir an, dass das Präfumium ausserhalb des Gebäudes an der Südwest-Ecke, angrenzend an die Heisswasserwanne, eventuell in einem gedeckten Anbau, liegt.

- 20 Schuler/Stöckli 1984, Abb. 12.
- 21 In der steingerechten Zeichnung (Schuler/Stöckli 1984, Beilage 1) erkennt man, dass der Terrazzo-Mörtelestrich an einer Stelle über der jüngeren Rollierung liegt. Ich vermute daher, dass die jüngere Steinsetzung als Unterlage für den Estrich gedient hat und dieser durch die Benutzung und/oder durch spätere Eingriffe (Steinraub) abgenutzt oder zerstört worden ist.
- 22 Schuler/Stöckli 1984, 212.
- 23 Schuler/Stöckli 1984, 223.
- 24 Schuler/Stöckli 1984, 222ff.

## Abbildungsnachweis

ADB: K. Glauser: 3; B. Redha: 6–7, 10–13, 15–25; R. Rieder: 1–2, 4–5, 14, 25. E. Tatarinoff (Grabung 1913/14): 8.

K. Stehlin/Staatsarchiv Basel, PA 88, H 8,2 (Grabung 1913/14): 9.

Bernisches Historisches Museum/Vermessungsamt der Stadt Bern (Grabung 1937): 26. René Buschor, Beckelswilen: 27.

Erstabdruck in: Archäologie im Kanton Bern. Fundberichte und Aufsätze. Band 1, Bern 1990, S. 165–190, samt hier ausgelassenem Kapitel über die Konstruktion.

### «MARIE»

## Anna Leuenberger von Lotzwil in der Autobiographie von André Gide

#### HEINZ ZEHNDER

Anna Leuenberger wurde am 21. Juni 1841 in Lotzwil geboren als Tochter des Friedrich Leuenberger und der Barbara geborene Hofer. Sie blieb unverheiratet ihr Leben lang, reiste, knapp 30 Jahre alt, nach Paris und trat dort in den Dienst der Familie Gide ein. Wie sie dazu kam, ihr heimatliches Dorf zu verlassen und in der Fremde eine Anstellung zu suchen, ist nicht bekannt; solches kam jedenfalls nicht allzu selten vor in damaliger Zeit. War es schlichte Arbeits-, Nahrungssuche? War es jugendlicher Drang in die Ferne, die Lockung des fremden Landes, der fremden Sprache, der feineren Sitten? Man weiss es nicht. Nach zweieinhalb Jahrzehnten in Paris kehrt Anna nach Lotzwil zurück, erfreut sich fortan als Privatière eines behaglichen Ruhestandes in altehrwürdigem Haus. Am 6. September 1919 stirbt sie, 78 Jahre alt. Es haben sich in ihrer Familie einige wenige Erbstücke erhalten, die heute noch bei Gelegenheit vorgezeigt werden, darüber hinaus aber eine lebendige, von Generation zu Generation weitergetragene Erinnerung an einen verehrten Menschen, der die Weite gekannt und einen der berühmten Männer des Jahrhunderts, einen gefeierten Dichter, auf den Knien gehalten hatte.

Es wäre von Anna Leuenberger ausser den knappen Lebensdaten wohl fast nichts übriggeblieben, hätte nicht eben der Dichter ihr in einem seiner Bücher ein wertvolles Denkmal gesetzt. So überlebt sie als literarische Figur, und es ist das Anliegen der folgenden Blätter, das Bild Annas, so wie es Gide entworfen hat, anhand seiner Texte nachzuzeichnen.

André Gide erblickte am 22. November 1869 in Paris das Licht der Welt. Er blieb das einzige Kind des Ehepaars Paul und Juliette Gide-Rondeaux, die beide dem gehobenen, begüterten Bürgertum entstammten, die Mutter einer Kaufmannsfamilie in der Normandie, der Vater einer strenggläubigen Hugenottensippe im Süden Frankreichs. Der Vater war als Dozent der Jurisprudenz nach Paris gekommen. Das junge Ehepaar bezog eine

geräumige Wohnung in der Nähe des Jardin du Luxembourg, dem Stand entsprechend engagierte man Dienstboten, eine Köchin zumindest, einen Kutscher wohl auch und, sobald ein Kind da war, ein Kindermädchen, eine sogenannte Gouvernante. Ihr wurde, wie es damals üblich war, ein grosser Teil der Kinderbetreuung und Kindererziehung anvertraut. Es ergab sich oft, dass gerade die Kinder der oberen Klassen zu den Eltern eine eher distanzierte, zu den Dienstboten eine umso engere Beziehung hatten, die auch nach der Kindheit nicht abbrach. In der erzählenden und autobiographischen Literatur jener Zeit nehmen denn auch die Dienstboten einen wichtigen Platz ein. Ein besonders schönes Beispiel ist die grossartige Figur der Magd Françoise in Prousts «A la recherche du temps perdu».

Anna Leuenberger dürfte kurz nach der Geburt des Sohnes vom Ehepaar Gide verpflichtet worden sein; sie blieb in ihrer Stelle bis zum Tod der Mutter Andrés, der 1895 eintrat – der Vater war schon früh gestorben –, vorerst als Kindermädchen, später, als der Sohn erwachsen war, als Haushälterin und Stütze von Madame Gide.

In seiner Lebensbeschreibung, die 1921 erscheint, zeichnet Gide ein freundliches und differenziertes Bild von «Marie» (Der Autor ändert wahrscheinlich ihren Vornamen deshalb, weil im Buch mehrere andere Trägerinnen des Namens Anna auftreten); sie nimmt deutliche Gestalt an als naturverbundene Schweizerin, als eigenständige, unentbehrliche, später manchmal etwas brummige Dienerin, die ihrer Herrschaft treu ergeben ist, ohne ihr angestammtes Wesen zu verleugnen. In den frühesten Erinnerungen des Kindes André erscheint sie, auf der ersten Seite des Buches ist sie schon da. In ihrem Kleid versteckt, von ihren Armen verdeckt, schaut der kleine Knabe von einem Treppenabsatz aus ins festliche Treiben eines Balls im Hause seiner Grossmutter. An Maries Hand geht er im Jardin du Luxembourg spazieren, macht dort erste Bekanntschaften mit anderen Kindern an der Hand anderer Kindermädchen; man glaubt, das Bild eines Impressionisten vor sich zu sehen.

Jeden Frühling, um die Osterzeit, reist die Familie Gide nach Uzès in Südfrankreich, wo die Eltern des Vaters und dessen Bruder Charles wohnen. Dort, in der kleinen, verschlafenen Provinzstadt und in ihrer Umgebung, der «Garrigue», erlebt André das Licht, die Fülle und Ursprünglichkeit der mediterranen Landschaft.

 In den ersten Jahren begleitete Marie, mein Kindermädchen, mich auf meinen Spaziergängen.



Anna Leuenberger («Marie») mit dem kleinen André Gide um 1872. Aus Bibl. de la Pléiade. Album Gide: Ed. Gallimard, 1985.

André klettert an den abschüssigen Hängen, in den schroffen Felsen herum, entdeckt unbekannte, intensiv duftende Pflanzen und seltsame Tiere wie Gottesanbeterinnen und Skorpione, alle Wunder der südlichen Natur.

 Marie als echte Schweizerin liebte die Blumen; wir brachten ganze Arme voll nach Hause.

Aber mit der Zeit sind die Streifzüge Andrés, die immer verwegener und halsbrecherischer werden, für Marie zu beschwerlich.

Marie, die dauernd wegen ihrer Hühneraugen klagte, zeigte wenig Begeisterung für die holprigen Fusspfade der Garrigue; so liess mich meine Mutter schon bald allein ins Freie, und ich konnte nun so lange herumklettern, als ich Lust hatte.

Gide wird sich viel später – es muss ums Jahr 1910 gewesen sein – zusammen mit Marie an die glücklichen Tage in Uzès erinnern anlässlich eines Besuches, den er ihr in ihrem Heimatdorf abstattet:

 Es ist nun etwa zehn Jahre her, dass ich, unterwegs in der Schweiz, meine arme, alte Marie in ihrem kleinen Dorf Lotzwil besuchen ging, wo sie noch immer nicht ans Sterben denkt. Sie sprach auch von Uzès, von Grossmutter und erweckte meine etwas verblassten Erinnerungen zu neuem Leben.

«Bei jedem Ei, das Sie assen», erzählte sie, «rief Ihre gute Mama unweigerlich, ob es nun weichgekocht oder ein Spiegelei war: «Hör, mein Kleiner, lass das Weisse, nur aufs Gelbe kommt es an!»»

Und Marie fügte als gute Schweizerin hinzu: «Als ob der liebe Gott nicht auch das Weisse zum Essen gemacht hätte!»

Gide kommt bei dieser Gelegenheit ausführlicher auf Marie zu sprechen:

– Ich folge keinem festgelegten Plan; ich schreibe meine Erinnerungen so auf, wie sie mir eben zufallen und gehe von Grossmutter zu Marie über. Ich erinnere mich ganz genau des Tages, an dem mir plötzlich bewusst wurde, dass Marie hübsch sein konnte: Es war ein Sommertag in La Roque, dem Landgut der Familie Rondeaux in der Normandie (wie lang ist's her!); wir waren hinausgegangen, sie und ich, um in der Wiese, die sich jenseits des Gartens hinstreckte, Blumen zu pflücken; ich schritt vor ihr her und hatte eben den Bach überquert; da wandte ich mich um: Marie stand noch auf der kleinen, aus einem Baumstamm geformten Brücke, im Schatten der Esche, die an dieser Stelle den Bach verbirgt; sie machte zwei, drei Schritte, und mit einemmal war sie ganz von Sonne umhüllt; in der Hand hielt sie einen Strauss von Geissbart; ihr Gesicht, das halb verdeckt war unter einem breitrandigen Strohhut, schien nichts als ein einziges Lächeln zu sein; ich rief:

«Was lachst du?»

Sie antwortete:

«Nichts. Es ist so schön.» Und alsbald war das Tal sichtbar von Liebe und Glück erfüllt.

Und es steigt in dem Dichter noch eine andere Erinnerung an Marie auf, ein seltsames Geschehnis, das der Knabe nächtlicherweise belauscht hat und das nach seiner Deutung eine «Passion» seines Kindermädchens für die Köchin des Hauses bezeugt:

- In meiner Familie wurden die Dienstboten immer sehr streng gehalten.



André Gide in südlicher Landschaft – vermutlich in Tunesien.

Meine Mutter, die sich gerne eine moralische Verantwortung für die Menschen zumass, die sie etwas angingen, hätte keine Liebelei geduldet, die nicht durch eine Ehe geheiligt worden wäre. Zweifellos kommt es daher, dass ich bei Marie nie eine andere Leidenschaft kennenlernte ausser jener für Delphine, unsere Köchin, die ich zufällig entdeckte und die meine Mutter sicher nie vermutet hätte. Es versteht sich von selbst, dass mir in jenem Augenblick auch nicht recht bewusst wurde, was da vor sich ging, und dass ich mir erst viel später die Aufwallungen einer ge-

wissen Nacht erklären konnte; trotzdem weiss ich nicht, welch dunkle Ahnung mich damals davon abhielt, meiner Mutter von der Sache zu erzählen.

An der Rue Tournon lag mein Zimmer, wie ich schon gesagt habe, etwas abseits, gegen den Hof zu; es war ziemlich gross und wie alle Räume der Wohnung sehr hoch; so dass in dieser Höhe neben meinem Zimmer, am Ende eines kleinen Ganges, der es mit der übrigen Wohnung verband, sowohl ein kleiner Baderaum, in dem ich später meine chemischen Versuche praktizierte, wie auch, über diesem gelegen, Maries Zimmer Platz fanden. Man gelangte in ihr Gemach über eine kleine innere Treppe, die in meinem Zimmer ansetzte und hinter einer Wand neben meinem Bett nach oben führte. Die Badestube und Maries Zimmer hatten auf der andern Seite je einen Ausgang auf eine Hintertreppe.

Es gibt nichts Schwierigeres und nichts Langweiligeres als eine Beschreibung von Örtlichkeiten; aber diese war zweifellos nötig zum Verständnis dessen, was nun folgt. Ich muss noch erwähnen, dass unsere Köchin, die Delphine hiess, sich kürzlich mit dem Kutscher unserer Nachbarn auf dem Lande verlobt hatte. Sie sollte bald unser Haus für immer verlassen. Nun, am Abend vor ihrem Weggang wurde ich mitten in der Nacht durch die seltsamsten Geräusche geweckt. Ich wollte nach Marie rufen, als ich bemerkte, dass die Geräusche gerade aus ihrem Zimmer kamen; übrigens waren sie eher absonderlich und geheimnisvoll als schreckenerregend. Man hätte meinen können, eine Art zweistimmiger Klagegesang habe sich erhoben, den ich heute mit demjenigen arabischer Totenklägerinnen vergleichen kann, der mir damals aber vollkommen fremd erschien; es war ein leidenschaftlicher Singsang, krampfhaft unterbrochen von Schluchzen, Glucksen, Ausbrüchen, denen ich, halb aufgerichtet im Dunkeln, lange zuhörte. Ich fühlte, dass sich hier etwas Unerklärliches ausdrückte, jenseits aller Schicklichkeit, etwas, das stärker war als Schlaf und Nacht; aber es gibt in jenem Alter so vieles, das man sich nicht erklären kann, so dass ich, nun ja, bald wieder einschlief und darüber hinwegglitt ...

Gide beschreibt in den beiden wiedergegebenen Szenen im Grunde nichts anderes als das Erwachen seiner eigenen sexuellen Neugier, wie sie jedes Kind, zumeist schon in niedrigem Alter, erlebt. Das Motiv der gleichgeschlechtlichen Liebe, das in seiner Selbstdarstellung später breiten Raum einnimmt, ist hier früh thematisiert. (Man bekommt den Eindruck, dass

Gide keineswegs «keinem festgelegten Plan folgt», sondern kompositorisch raffiniert sein Erinnerungsmosaik zusammenfügt.) Wenn der kleine André mit Marie zusammen das Musée du Luxembourg besucht, ziehen ihn vor allem die «nudités» an, – zum grossen Entsetzen von Marie, die es meiner Mutter hinterbrachte ...

Weniger Anstoss nehmen erstaunlicherweise sowohl die Mutter als auch Marie an der Faszination des Kindes durch eine zeitweise im Hause arbeitende Näherin mit Namen Constance, welcher der Knabe stundenlang zuhören kann, wenn sie dumme Liedchen singt oder frivole Reden führt, so dass Marie sich das Schnupftuch vor den Mund halten muss, um nicht laut herauszulachen.

André wird, nun schon im Adoleszentenalter, kränklich; die Mutter reist deshalb für die Wintermonate mit ihm in den Süden, zunächst nach Montpellier, wo Onkel Charles Gide jetzt verheiratet und Universitätsprofessor ist, später an die Côte d'Azur. Marie, die unentbehrliche Begleiterin, reist mit. André entdeckt das Meer, vor allem die grossartige, farbenprächtige Unterwasserfauna. Halbe Tage lang kauert er am Ufer, um das Geschehen im kristallklaren Wasser zu betrachten. Marie sitzt geduldig daneben auf einem Stein, liest oder strickt. Im übrigen ist er geistig noch ganz verschlafen, wie vernagelt, «in einem Larvenzustand», wie er selbst sagt. In der Schule kommt er nicht recht voran, wechselt sie auch mehrmals, mit Sprachen hat er die grösste Mühe. Marie versucht, ihm etwas Deutsch beizubringen, hat aber keinen grossen Erfolg. Eigentlich ist die Zeit nun auch vorbei, da André ein Kindermädchen benötigt; Marie findet mehr und mehr ihre Aufgabe im Haushalt und sozusagen als Kammerzofe der Mutter, was ihr offenbar nicht immer zusagt. Sie kommt langsam in die Jahre, wird etwas eigensinnig, sogar widerspenstig, weiss auch recht genau, dass Madame Gide immer mehr auf sie angewiesen ist.

Noch einmal schreibt Gide ausführlich über sie, wenn er das allmorgendliche Zeremoniell des Haarekämmens schildert:

– Ich verliess das Haus jeweils um die Zeit, da Marie begann, meine Mutter zu k\u00e4mmen; deshalb konnte ich nur an den schulfreien Tagen dieser Operation beiwohnen, die eine halbe Stunde dauerte. Mama setzte sich, angetan mit einem weissen Frisiermantel, ins helle Licht, nahe beim Fenster. Vor ihr, so dass sie sich darin betrachten konnte, stellte Marie einen ovalen, blanken Standspiegel hin, der auf einem metallenen Schaft mit Dreifuss montiert war, und den man nach Belieben in der H\u00f6he ver-

schieben konnte; ein winziges rundes Plateau umgab den Schaft, auf welches Kämme und Bürsten gelegt wurden. Meine Mutter las abwechslungsweise drei Zeilen im «Temps» vom Vorabend, den sie in Händen hielt, und schaute wieder in den Spiegel. Sie erblickte darin den oberen Teil ihres Hauptes und die Hand Maries, die, mit Kamm oder Bürste bewaffnet, energisch ins Haar fuhr; was Marie immer tat, tat sie mit wütender Verbissenheit.

«Oh, Marie, wie tun Sie mir weh!» stöhnte Mama.

Ich las, hingelümmelt in einem der beiden grossen Fauteuils, die rechts und links den Zugang zum Kamin versperrten (...) Ich erhob für einen kurzen Moment meine Augen zu dem schönen Profil meiner Mutter; ihre Züge waren auf natürliche Weise ernst und mild, gelegentlich etwas hartgeschnitten infolge der grellen Weisse ihres Frisiermantels und auch wegen des Widerstandes, den sie Marie entgegensetzte, wenn diese ihr die Haare nach hinten zog.

«Marie, Sie bürsten nicht, Sie schlagen mich vielmehr!»

Marie hielt einen Augenblick inne; dann begann sie von neuem mit gesteigerter Kraft. Und Mama liess die Zeitung auf ihre Knie sinken und legte, zum Zeichen, dass sie sich in alles ergab, eine Hand in die andere, in ihrer gewohnten Weise, indem sie die Finger kreuzte mit Ausnahme der beiden Zeigfinger, die sie zu einem Bogen zusammenlegte und damit nach vorne zeigte.

«Madame würde sich besser selber kämmen; dann hätte sie sich nicht zu beklagen.»

(...)

Marie sprach nicht gerade frei von der Leber weg, Mama hätte das nicht gestattet; aber sie hatte ihre Launen: gewisse Worte entfuhren ihr wie Pfiffe, hervorgestossen durch eine zusammengeballte innere Wut. Mama zitterte ein wenig vor ihr, und wenn sie bei Tisch servierte, wartete man, bis sie aus dem Zimmer gegangen war, um zu sagen:

«Ich kann es Desirée so oft sagen, wie ich will (die Bemerkung richtete sich an meine Tante Claire), aber ihre Mayonnaise enthält immer noch zu viel Essig.»

Desirée war auf Delphine gefolgt, die Ex-Angebetete von Marie; aber wie auch immer die Köchin gewesen wäre, Marie hätte stets für sie Partei ergriffen. Tags darauf, als ich mit ihr ausging, sagte ich:

«Weisst du, Marie» - ich begann mit der grössten Scheinheiligkeit -,

«wenn Desirée nicht auf das hören will, was Mama ihr sagt, bin ich nicht sicher, ob wir sie behalten können» (ich wollte mich etwas aufspielen vor ihr); «ihre Mayonnaise gestern ...»

«... hatte immer noch zu viel Essig, ich weiss es», unterbrach mich Marie mit streitlustiger Miene. Sie biss sich auf die Lippen, hielt einen Augenblick ihr Lachen zurück, dann, als die Spannung zu gross geworden war, platzte es aus ihr heraus:

«Also wirklich! Seid ihr doch verschleckte Leute!»

Marie war nicht unberührt von jedem ästhetischen Gefühl; aber bei ihr wie bei vielen Schweizern vermischte sich der Sinn für Schönheit mit dem Sinn fürs Religiöse; und so beschränkten sich ihre musikalischen Möglichkeiten aufs Singen der Kirchenlieder. Eines Tages, immerhin, als ich am Klavier sass, trat sie unvermittelt in den Salon; ich spielte ein «Lied ohne Worte» von recht dürftigem Ausdruck.

«Das ist wenigstens Musik», sagte sie und wiegte wehmütig den Kopf; darauf rief sie mit Nachdruck: «Ich frage Sie, ob das nicht mehr wert ist als all Ihre Triolen?»

Sie nannte ohne Unterschied alle Musik, die sie nicht begriff, «Triolen». Ende 1893 reist Gide mit einem Freund nach Nordafrika, nach Tunis zuerst, dann nach Algerien; offenbar ist er lungenkrank, vielleicht ist es Tuberkulose, man erhofft sich jedenfalls Besserung im südlichen Klima. Nach kurzer Zeit reist die besorgte Mutter nach, wieder in Begleitung von Marie, die nun schon «unsere alte Marie» heisst. «Sie hatte noch nie eine so weite Reise gemacht», bemerkt Gide.

Getrennt treten André und die Frauen die Rückreise an, Gide steht im 25. Lebensjahr. Nach Paris zurückgekehrt, hat er die spleenige Idee, seinen neugewonnenen algerischen Freund Athman nachkommen und bei sich zu Hause wohnen zu lassen. Die Mutter erschrickt, versucht ihn mit allen Mitteln umzustimmen; aber der junge Dichter, der sich zunehmend gegen die sanfte Gewalt seiner Mutter auflehnt, ist nicht von seinem Plan abzubringen:

Ich widersetzte mich; da bewog mich schliesslich ein aufgebrachter Brief unserer alten Marie, von meinem Vorhaben abzusehen; sie schwor, sie würde das Haus verlassen, noch am gleichen Tag, an dem «mein Neger» dort seinen Einzug hielte. Nun, was sollte aus Mama werden ohne Marie? Ich gab nach; und es war wohl auch richtig so.

Nur etwa ein Jahr danach erleidet die Mutter Andrés einen Schlaganfall.

Marie schickt unverzüglich ein Telegramm an den Sohn ab; André, der irgendwo unterwegs ist (Gide war zeit seines Lebens viel auf Reisen), kommt sofort nach Hause zurück, findet die Mutter eben noch bei schwachem Bewusstsein und begleitet sie in ihren letzten Tagen und Stunden. Die Gegenwart von Verwandten erträgt er nicht, Marie allein ist da und wohnt, zusammen mit ihm, dem langsamen Erlöschen ihrer verehrten Herrin bei.

Es war klar, dass Mama das Bewusstsein nicht wiedererlangen sollte; so dass ich mir keine Mühe gab, meine Tanten an ihr Lager zu rufen; ich war eifersüchtig darauf bedacht, allein bei ihr zu wachen. Marie und ich standen ihr in den letzten Augenblicken ihres Lebens bei, und als endlich ihr Herz aufhörte zu schlagen, fühlte ich, wie mein ganzes Ich in einen Abgrund von Liebe, Trauer und Freiheit versank.

«Ein Abgrund von Liebe, Trauer und Freiheit»: Man kann sich denken, dass Anna Leuenberger ähnliches empfunden hat an jenem schmerzlichen Tag des Abschieds. Für sie ging wohl damit der wichtigste und ereignisreichste Abschnitt ihres Lebens zu Ende. Sie mag kurz danach Paris verlassen haben und nach Lotzwil zurückgekehrt sein, wo sie noch viele Jahre im Kreise ihrer weitläufigen Verwandtschaft als legendäre «Tante Leuenberger, die Gouvernante von André Gide» grosses Ansehen genoss. Die äusseren Ereignisse dieser späten Jahre sind fast allesamt der Vergessenheit anheimgefallen.

Mit dem Tod der Mutter bricht «Si le grain ne meurt» ab; und so endet auch Gides Bericht über sein Kindermädchen «Marie», das seine ersten 25 Jahre miterlebt und mitbestimmt hat und dem er in seinem Buch ein lebendiges, freundliches, ja, fast zärtliches Andenken gestiftet hat.

(Übersetzung der Zitate vom Verfasser)

## SIEGFRIED JOSS 1900-1995

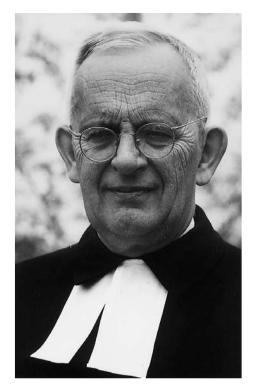
## Pfarrer in Seeberg

#### KARL H.-FLATT

Der Herausgabe des ersten Bandes des Oberaargauer Jahrbuches auf Weihnachten 1958 waren drei Jahre intensiver Konzept-Gespräche vorangegangen: Sollte man – nach dem Burgdorfer Vorbild – ein abschliessendes «Heimatbuch» als einmaliges Monument oder periodisch erscheinende «Heimatblätter» der einzelnen Amtsbezirke herausgeben? Es brauchte den unbeirrbaren Realitätssinn, aber auch Optimismus und diplomatisches Geschick des Wiedlisbacher Arztes Dr.-Robert Obrecht, der sich als Initiant der Restaurierung der Katharinenkapelle, der Einrichtung des Kornhaus-Museums und der Organisation der 700-Jahr-Feier seiner Vaterstadt einen Namen gemacht hatte, um die divergierenden Ansichten unter einen Hut zu bringen und das Konzept zu finden, das sich seither bewährt hat.

Unter den markanten Köpfen der älteren Generation, die als Berater der ersten Stunde beigezogen wurden, fand sich neben Rudolf Pfister (1882–1971), J.R. Meyer (1883–1966), Robert Studer (1884–1971) und Hans Freudiger (1885–1968) auch der Seeberger Pfarrer Siegfried Joss. Zwar schied er schon 1962 als Präsident der sog. Heimatbuch-Kommission aus, hielt dem Jahrbuch aber dennoch die Treue; sein temperamentvoller Einsatz blieb unvergessen.

Siegfried Joss wurde anfangs 1900 im reformierten Pfarrhaus im solothurnischen Industriedorf Biberist geboren. Mit seinen Eltern wechselte der Sechsjährige nach Lauterbrunnen, vier Jahre später aber nach Koppigen, wo er seine prägenden Jugend- und Schuljahre verbrachte, ganz in der Nähe seines Heimatortes Herzogenbuchsee. Es war der junge Sekundarlehrer Walter Flükiger, später Ehrendoktor der Berner Hochschule, der ihm sein Interesse für Deutsch und Geschichte vermittelte, ihn aber mit den Ausgrabungen in Koppigen und am Burgäschisee auch für die Archäologie der nähern Heimat begeisterte.



Siegfried Joss 1900-1995.

Nach dem Besuch des Gymnasiums in Burgdorf wandte sich Siegfried Joss in Bern und Zürich dem Theologiestudium zu; in den Studentenverbindungen Zähringia und Carolingia erwarb sich der Bub vom Lande den nötigen Schliff. Es war in den zwanziger Jahren nicht so einfach, eine Pfarrstelle zu finden: kurz bevor er sich mit Johanna Richard aus Bern vermählte, die ihm in der Folge vier Töchter schenkte, wurde er im Herbst 1926 zum Pfarrer im nahvertrauten Seeberg gewählt, dem er bis zu seiner Pensionierung 1967 die Treue hielt. Zu seinen prominentesten Pfarrkindern gehörte wohl der Kunstmaler Cuno Amiet auf Oschwand, dem er schon als Knabe im Haus des Biberister Kunstsammlers Oskar Miller begegnet war

und der sich 1931 mit einem Wandgemälde an der Renovation der spätgotischen Pfarrkirche beteiligte. Zur Weihe der Kirche gab Pfarrer Joss ein Bändlein «Aus Seebergs Vergangenheit» heraus. Im Jahrbuch des Oberaargaus edierte er 1959 den Pfarrbericht von 1764 über die Gemeinde Seeberg. Allein sein Interesse und seine Schaffenskraft gingen darüber hinaus. Aus der Kenntnis der historischen Zusammenhänge, mehr noch aber aus den Gesprächen und Erfahrungen, die er bei seinen Pfarrkindern in den hablichen Dörfern und auf den stolzen Berghöfen schöpfte, wurde Siegfried Joss auch zum Volksschriftsteller. In rascher Folge erschienen 1946 bis 1954 im evangelischen Verlag F. Reinhardt, Basel, eine Reihe von Romanen und Erzählungen, die eine treue Leserschaft fanden. Der Erstling, «Ein harter Weg. Eine Bauerngeschichte», wurde gar ins Schwedische übersetzt. Am bekanntesten aber wurde «Sämi. Schicksal eines Verdingbuben». Joss erwies sich darin als feiner Menschenkenner und genauer Beobachter.

«Pfarrer Joss machte es sich selber nie leicht, und er war wohl darum auch kein bequemer Mitbürger. Gerne liess er in seinen Predigten das politische Geschehen einfliessen» und scheute ein offenes Wort nicht. «Seinen Mitmenschen begegnete er offen und weitherzig», bezeugt sein heutiger Amtsnachfolger. Er gehörte der kirchlichen Mitte an. – Es ist wohl selbstverständlich, dass man einen so profilierten Mann mit Aufgaben und Ämtern nicht verschonte, sei es in Seelsorge und Direktion des Asyls «Gottesgnad», sei es in der «Pro Senectute», der kantonalen und Bezirkssynode, im Missions- und Pfarrverein, in der Leitung der Schulkommission Seeberg.

Nach seiner Pensionierung zog das Ehepaar Joss ins Eigenheim nach Zuzwil bei Bern, wo ihm noch 25 sonnige Jahre geschenkt wurden. Im hohen Alter bezogen die Eheleute eine Alterswohnung im Burgerheim Viererfeld in Bern; hier konnten sie sich noch eines Urgrosskindes erfreuen. Allmählich liessen die Kräfte aber nach: Zwei Jahre nach dem Hinschied seiner Gattin ist ihr nun auch Siegfried Joss diesen Frühling im Patriarchenalter gefolgt. Auf dem Friedhof von Seeberg haben sie ihre Ruhestätte gefunden.

### Quellen

Nachruf von Pfr. Paul Stettler in der Berner Zeitung vom 16. Mai 1995. Angaben der Familie und der Schweiz. Landesbibliothek, Bern.

### Literarische Werke

- «Ein harter Weg. Eine Bauerngeschichte». Roman, IV+283 S. Basel 1946. Stockholm 1950.
- «Sämi. Schicksal eines Verdingbuben». Roman, 378 S. Basel 1949.
- «Der Gönner. Zwei heitere Erzählungen». 117 S. Basel 1949.
- «Ein Herz taut auf: Geschichten aus dem Leben». 247 S. Basel 1951.
- «Zum goldenen Schwanen: eine Erzählung aus dem Übergang von1798». 115 S. Basel 1954.
- «Dür d'Nacht», 10 S. In: Schweiz. Jahrbuch «Die Ernte», 1954.

## JOHANN MATHYS 1913---1994

# Vom Fluchthelfer zum Gemeinde- und Verkehrspolitiker RUEDI BÄRTSCHI

Zahlreich sind die Ämter, welche Johann Mathys im Laufe seines langen Lebens ausgefüllt hat. Bekannt geworden ist er vor allem als Direktor der Oberaargau-Jura-Bahn – dieses Amt hatte er während zwanzig Jahren inne – und durch seine 14jährige Tätigkeit als Grossrat. Unbekannt bis wenige Monate vor seinem Tod am 26. Juni 1994 blieb sein Engagement als Fluchthelfer vor dem Zweiten Weltkrieg. Sogar in seinem 1992 verfassten Lebenslauf erwähnte er kein Wort davon. Tatsache aber ist: Johann Mathys half mit, aktive sozialistische Juden von Wien über die Grenze in die Schweiz und weiter nach Frankreich zu bringen.

Bekannt wurde das Engagement des jungen Oberaargauers erst Ende 1993 durch das Buch Stefan Kellers über den 1939 entlassenen Kommandanten der Kantonspolizei St. Gallen, Paul Grüninger. Grüninger hatte etwa 3000 verfolgten jüdischen Flüchtlingen den Eintritt in die Schweiz ermöglicht und damit vielen von ihnen das Leben gerettet; der 1972 Verstorbene Grüninger wurde erst nach Erscheinen dieses Buches rehabilitiert.

Johann Mathys (von vielen Hans genannt) wurde am 23. Juni 1913 in Rohrbach geboren. Seine Eltern waren Johann und Emma Mathys-Flückiger. Trotz schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen verbrachte er mit der um zwei Jahre älteren Schwester Anna und der um sieben Jahre jüngeren Schwester Emma eine glückliche Jugendzeit. Während der Vater – ein Zimmermann – oft ohne feste Stelle war, arbeitete die Mutter als Fabrikarbeiterin in der Zigarrenfabrik Rohrbach. Mitte der 20er Jahre machte sich der Vater selbständig und betrieb ein kleines Zimmereigeschäft. Wie Johann Mathys in seinem Lebenslauf betont, blieb das Einkommen der Eltern aber immer bescheiden.

Als Johann Mathys im Frühling 1929 seine Schulzeit beendet hatte, absolvierte er im Geschäft seines Vaters eine Lehre als Zimmermann. Doch nach dem Lehrabschluss herrschten vor allem im Baugewerbe Krise und Ar-

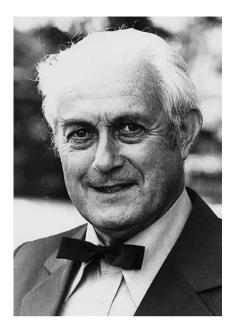
beitslosigkeit. Hans Mathys absolvierte zwar noch einige Weiterbildungskurse, gab den Beruf dann aber auf. Gezwungenermassen aufgeben musste er auch seinen Traum, das Technikum Burgdorf besuchen zu können.

Johann Mathys kam schon im Elternhaus mit Politik in Kontakt. «Ich habe die sozialistische Idee zu Hause eingesogen wie die Muttermilch», erzählte er einmal. Sowohl sein Vater als auch seine Mutter hatten sich aufgrund der wirtschaftlichen Not während des Ersten Weltkrieges gewerkschaftlichen Organisationen angeschlossen. Sein Vater – er beschäftigte als Zimmermeister zwei bis drei Arbeiter – gründete in Rohrbach gar die Sozialdemokratische Partei. So war es auch für den Sohn selbstverständlich, dass er sich politisch aktiv betätigte. Als 16jähriger trat er der Sozialistischen Jugend in Langenthal bei, mit 18 Jahren wurde er Mitglied der SP-Sektion Rohrbach. Und noch bevor er 20 Jahre alt wurde, war er deren Präsident.

Gewählt wurde er ausgerechnet an jener Versammlung, an der sein eigener Vater den Antrag stellte, der junge Johann sei aus der Partei auszuschliessen. «Meinen Bub muss man aus der Partei hinauswerfen, mein Bub ist ein Kommunist!», rief Johann Mathys senior vor der Versammlung aus.

Vater Mathys hatte gute Gründe, seinen Sohn als Kommunisten zu verdächtigen. Die politische Grundhaltung von Hans Mathys war in jungen Jahren stark geprägt von pazifistischen Ideen. Nie wieder Krieg! lautete nach dem Ersten Weltkrieg die Parole für viele seines Alters. Im Gegensatz zu andern Sozialdemokraten machte Hans Mathys Opposition gegen die Landesverteidigung und gegen die Militärkredite. Hans Mathys war zu dieser Zeit Mitglied der «Internationalen Roten Hilfe». Nicht nur das: «Ich habe damals unbewusst die Organisation der «Internationalen Roten Hilfe», Sektion Schweiz, übernommen.» Sein Vater habe natürlich die einschlägige Literatur zu Hause gesehen und gesagt: «Das kommt nicht in Frage, das ist kommunistisch!» Doch Hans Mathys wollte dies nicht glauben.

Durch Vermittlung seines Vaters wurde Hans Mathys zu einem Gespräch mit Robert Grimm nach Bern eingeladen. Es war ein Samstag nachmittag, Robert Grimm holte den jungen Mann aus Rohrbach am Bahnhof ab und sagte: «So, jetzt gehen wir in den «Schweizerhof». Ich will Dir jetzt einmal erklären, was die «Rote Hilfe» ist.» Doch Johann Mathys wehrte sich: «Das sieht Dir ähnlich! Bonzen gehen in den «Schweizerhof». Nicht ich. Ich gehe ins «Volkshaus»!» Robert Grimm aber blieb dabei: «Wir gehen nachher ins «Volkshaus». Zuerst gehen wir in den «Schweizerhof».» Ma-



Johann Mathys 1913–1994. Foto: Margrit Kohler, Langenthal.

thys ging mit – und liess sich von Grimm restlos überzeugen: «Ich ging nach diesem Gespräch heim, packte die ganzen Sachen zusammen, die ich über die «Rote Hilfe» hatte, und schickte sie nach Paris zurück», erinnerte er sich.

Später wandelte sich Johann Mathys noch weiter. In seinem, in der dritten Person verfassten Lebenslauf schrieb er: «Führende Parteipolitiker wie Regierungsrat Robert Grimm, Nationalrat Fritz Grütter und Nationalrat Walter Bringolf brachten ihn durch intensive Gespräche und Diskussionen zu einem überzeugten Verfechter der Landesverteidigung, aber auch zu einem Kämpfer für den demokratischen Sozialismus. 1933 absolvierte er die Sapeurrekrutenschule und versah die aktive Militärdienstzeit mit Überzeugung.»

Hans Mathys trennte sich von seinem Elternhaus, nachdem sein Vater offenbar seinetwegen geschäftliche Schwierigkeiten bekam. Konkret war ein Auftrag in Huttwil gefährdet, weil Hans Mathys mithalf, in Huttwil eine Veranstaltung der Frontisten zu stören.

Hans Mathys besuchte verschiedene politische Schulungskurse der Schweizerischen Arbeiterbildungszentrale mit Professor Dr. Max Weber und Dr. Werner Stocker, Zentralsekretär der SP Schweiz, als Kursleiter. Von 1936 bis zum Kriegsausbruch 1939 war Johann Mathys Leiter des «Sozialistischen Literaturvertriebes» der SP Schweiz in Zürich. Dort verlegte und vertrieb er Schriften gegen den Nationalsozialismus. Gleichzeitig leitete er den Vertrieb der «Volksillustrierten Zeitung», einer in Prag herausgegebenen antifaschistischen Wochenzeitung, die bis 1933 unter dem Namen «Arbeiter Illustrierte Zeitung» in Berlin erschienen war. Hans Mathys war zudem Mitarbeiter der «Volksillustrierten»-Redaktion für das deutschsprachige Gebiet der Schweiz und des Elsass.

In dieser Zeit, in welcher der Krieg immer näher kam, half Hans Mathys mit, vor allem aktive sozialistische Juden von Österreich in die Schweiz zu bringen. Wie Stefan Keller in seinem Buch «Grüningers Fall» beschreibt, sei damals im Rheintal ein «regelrechter Fluchthilfe-Ring» entstanden, organisiert vom Zentralsekretär der SP Schweiz, Werner Stocker, der auch Präsident der sozialdemokratischen «Schweizerischen Flüchtlingshilfe» war. Neben den Landjägern und SP-Mitgliedern Christian Dutler in St. Margrethen und Karl Zweifel in Buchs sowie dem Wirt und Taxifahrer Alfred Schachtler aus St. Margrethen habe Stocker noch eine Anzahl weiterer Helfer gewinnen können, «etwa den Zürcher Buchhändler Willi Zahn, den Bühnenbildner Röbi Furrer, die Parteifunktionäre Hans Mathys und Bruno Grimm».

«Ich war Mithelfer», spielte Hans Mathys seine damalige Rolle später herunter. So unbedeutend kann seine Funktion aber gar nicht gewesen sein: Den Vater von Bundesrätin Ruth Dreifuss, Sidney Dreifuss, habe er gut gekannt, erzählte Hans Mathys. Dreifuss war Leiter der Israelitischen Flüchtlingshilfe St. Gallen und arbeitete eng mit Grüninger zusammen. Hans Mathys: «Dem Sidney Dreifuss habe ich Juden gebracht.» Juden, die er zuvor dank den von Paul Grüninger unterschriebenen Grenzüberschritts-Formularen und der Mithilfe der beiden Landjäger in die Schweiz geholt hatte.

Wie der St. Galler Polizeihauptmann Paul Grüninger später zusammenrechnete, dürften es am Schluss etwa 3000 Juden gewesen sein die dank seinem Einsatz nicht zurückgeschickt wurden. Grüninger wurde im April 1939 wegen Amtspflichtverletzung und Urkundenfälschung des Amtes enthoben und 1941 zu einer Busse von 300 Franken und Übernahme der Verfahrenskosten von 1000 Franken verurteilt. Sein Vergehen: Er legali-



Ein typisches Bild: Hans Mathys (rechts) anlässlich einer Besprechung im Gelände. Archiv OSST Langenthal.

sierte den Aufenthalt von jüdischen Flüchtlingen in der Schweiz, indem er das Einreisedatum vor den 10. August 1938 zurückdatieren liess. Und zwar von Sidney Dreifuss. Ab August wurden die Flüchtlinge zurückgeschickt. «Das menschliche Pflichtgefühl verlangte von mir, dass ich sie hier behalte», rechtfertigte Paul Grüninger sein damaliges Handeln später.

«3000 waren es allerdings nicht wegen Werner Stocker und mir», betonte Hans Mathys. Wie muss man sich den Einsatz des Oberaargauers vorstellen? «Wir nahmen die aktiven Sozialisten über die Grenze und führten sie nach Paris, ins Elsass, nach Strassburg, und so weiter. Ich reiste jeweils mit ihnen.»

Einmal aber weigerte er sich, mitzureisen. Ohne Grund. Er kam direkt aus Paris, wohin er eine Judenfamilie begleitet hatte. Am Bahnhof in Zürich wurde Hans Mathys von Willi Zahn und Werner Stocker abgeholt. «Heute nacht musst Du nach Wien», habe ihm Werner Stocker eröffnet. «Aber ich gehe nicht nach Wien», entrüstete sich Mathys, «das ist unmöglich.» «Wir haben für Dich schon einen Pass vorbereitet, hier ist er», habe Werner Stocker geantwortet. «Um zwanzig nach neun fährt der Zug, Du

musst gehen.» Er hätte einer Gruppe von etwa einem Dutzend gefährdeter Juden Geld bringen, Billette kaufen und die Gruppe über die Grenze in die Schweiz begleiten sollen. «Es ist alles organisiert», habe Werner Stocker nachgedoppelt. «Aber ich gehe nicht», blieb Hans Mathys stur.

Diese Sturheit hat ihm damals wahrscheinlich das Leben gerettet. «Die beiden haben sich entsetzt ob meiner Haltung», erinnerte sich Hans Mathys später. Denn dass sich Mathys geweigert hatte, sei noch nie vorgekommen. «Später kam aus, dass am Morgen, an dem ich in Wien die Papiere und das Geld hätte überbringen sollen, die ganze Gruppe von der Gestapo verhaftet worden ist.» Es klang 55 Jahre später wie eine Rechtfertigung für seine damalige Weigerung, als Hans Mathys sinnierte: «Und dort hinein wäre ich auch gelaufen.»

Glück hatte Hans Mathys auch, als er im Oktober 1938 nach Prag reiste. Dort nahm er als SP-Delegierter an einem Kongress der Sudeten-Sozialisten teil. Als bekannt wurde, dass ein Schweizer anwesend war, sei er stürmisch aufgefordert worden, etwas zu sagen. So habe er Durchhalteparolen ausgegeben. Von seinem Auftritt seien Fotos in der dortigen Presse erschienen. Auf der Heimfahrt sei er von einem Zugspassagier mit einem dieser Zeitungsberichte konfrontiert worden. Mathys befürchtete, es mit einem Mann von der Gestapo zu tun zu haben und rief den Schaffner zu Hilfe. Der Fremde versicherte aber, er sei nur ein Apotheker aus Zürich.

Kurz vor Weihnachten 1938 flog der Schlepper-Ring auf, der seit März 1938 zahlreiche politische Emigranten in die Schweiz geführt, und dem auch Hans Mathys angehört hatte. Die beiden Landjäger betonten, sie hätten im Auftrag der Partei gehandelt – das heisst im Auftrag von Parteisekretär Werner Stocker, der später Bundesrichter wurde. Ebenso hätten der sozialdemokratische Regierungsrat Valentin Keel und Polizeihauptmann Paul Grüninger von der illegalen Arbeit gewusst. Die beiden Landjäger und Grüninger wurden später verurteilt.

Als der Schlepper-Ring aufflog, wartete Hans Mathys zusammen mit Werner Stocker in St. Margrethen auf die illegal eingereisten Flüchtlinge. Die beiden hätten zusammen einen Halbliter getrunken, beschreibt Stefan Keller in seinem Buch «Grüningers Fall». Stocker habe ein wenig Klavier gespielt – plötzlich sei auf dem Tisch ein Weinglas zersprungen. «Da ist etwas nicht in Ordnung, komm wir hauen ab», habe Stocker gesagt. Einfach so aus einer Ahnung heraus. In Zürich hätten dann die beiden erfahren, dass in Bregenz der Chauffeur Alfred Schachtler und der Landjäger Karl Zweifel

verhaftet worden seien. Sie wurden dabei ertappt, wie sie versuchten, zwei «Jüdinnen in die Schweiz zu schmuggeln». Hans Mathys kam ungeschoren davon.

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, im Herbst 1939, musste der Literaturvertrieb der SP Schweiz eingestellt werden. Da Hans Mathys keine feste Anstellung hatte, besuchte er die Handelsschule Gademann in Zürich und schloss Ende 1940 mit dem Handelsdiplom ab. Zwischendurch arbeitete er aushilfsweise bei Werner Stocker auf dem SP-Zentralsekretariat. Nach Abschluss der Handelsschule wurde er als Kanzlist in der Fürsorgedirektion des Kantons Bern bei Regierungsrat Georges Möckli angestellt. Zugleich war er nebenamtlicher Mitarbeiter von Dr. Fritz Giovanoli auf dem Sekretariat der SP des Kantons Bern.

Von 1942 bis Oktober 1958 arbeitete er vorerst als Angestellter, später als Prokurist in der Landesprodukte-Firma Ernst Geiser in Langenthal. Seine Haupttätigkeit war der Einkauf und Verkauf von Obst und Getreide im In- und Ausland.

In dieser Zeit engagierte er sich auch in Langenthal politisch. So war er von 1949 bis 1956 und von 1961 bis 1968 Mitglied des Kleinen Gemeinderates. Während 8 Jahren war er Mitglied des Gemeindeparlaments. Ende 1952 kandidierte er als Gemeindepräsident. Bei einer Stimmbeteiligung von 90,0 Prozent unterlag er dem bürgerlichen Gegenkandidaten, Hans Ischi, mit 1299 gegen 1041 Stimmen. Von 1953 bis 1956 wirkte Mathys als Vize-Gemeindepräsident.

Für die Sozialdemokraten war Hans Mathys ein wichtiger Mann. Lange Jahre präsidierte er die SP Langenthal und den SP-Amtsverband. Von 1943 bis 1972 gehörte er der Geschäftsleitung der SP des Kantons Bern an, fünf Jahre davon als Vizepräsident und vier Jahre als Präsident. Zudem gehörte er während 14 Jahren dem Grossen Rat an.

In bedeutender Funktion wirkte Johann Mathys auch für die Entwicklung der Genossenschaft Coop Oberaargau-Thal/Gäu. «Als aktiver Sozialdemokrat war er aus ideologischen Gründen an der Genossenschaftsbewegung sehr interessiert», schrieb Mathys in seinem Lebenslauf. 30 Jahre gehörte er dem Verwaltungsrat an, 24 Jahre davon als Präsident. 25 Jahre präsidierte er zudem den Verwaltungsrat der Regionallager-Genossenschaft. Er war der Initiant des ersten Coop-Centers in Langenthal und später der Förderer der neuen Center Tell und Bäregg.

Im Oktober 1958 wurde Hans Mathys als Direktor der Oberaargaui-

schen Schmalspurbahnen OJB/SNB berufen, 1961 übertrug man ihm auch die Direktion der Biel—Täuffelen—Ins-Bahn. Diesen drei überalterten und verlotterten Bahnen, welche er später fusionierte, drohte damals die Umstellung auf Autobusbetrieb. «Der Kampf um die Erhaltung und technische Erneuerung der Bahnanlagen wurde politisch hart geführt, dann aber von Erfolg gekrönt», schrieb er in seinem Lebenslauf. 1978, nach 20jährigem Wirken für den öffentlichen Verkehr, trat er 65jährig vom aktiven Eisenbahnerdienst zurück.

Bei der Gründung des Planungsverbandes Oberaargau 1967 und bei der Gründung des Verkehrsverbandes war Hans Mathys die treibende Kraft. Den Fachausschuss des Planungsverbandes hat er während zwölf Jahren präsidiert, beim Verkehrsverband war er 1976 Gründerpräsident. Die Fusion der beiden Verbände hat er wenige Wochen vor seinem Tod ausdrücklich begrüsst.

Johann Mathys hatte während seiner über 50jährigen politischen Tätigkeit viele Freunde über die Parteigrenzen hinaus. Nach seinem Rücktritt vom aktiven politischen Leben bereiteten ihm die regelmässigen Zusammenkünfte im «Schattenkabinett» grosse Freude. Diesen von ihm 1967 initiierten Treff der Alt-Gemeinderäte und Chefbeamten betreute er bis zu seinem Tod. Johann Mathys starb drei Tage nach seinem 81. Geburtstag, am 26. Juni 1994, während eines Kuraufenthalts in Muralto, Tessin.

### Ouellen

Als Unterlagen für diesen Beitrag über Johann Mathys diente in erster Linie ein Gespräch, welches der Autor am 29. November 1993 mit Mathys führte, und der von Johann Mathys im September 1992 selbst verfasste Lebenslauf. Weitere Quellen waren Stefan Kellers Buch «Grüningers Fall, Geschichten von Flucht und Hilfe», erschienen 1993 im Rotpunktverlag, die TV-Reportage «Paul Grüninger, bestraft weil er Juden rettete», von Annie Butler und Lisa Nada, der Zeitungsartikel «Fall Grüninger: Wir konnten nicht helfen» von Bruno Frangi, der am 13. Dezember 1993 im «Langenthaler Tagblatt» erschienen ist, sowie das Archiv der «Berner Zeitung» BZ in Langenthal.

## FRITZ RAMSEYER 1896-1994

### Vater der oberaargauischen Wanderwege

#### ULRICH WILHELM

Fritz Ramseyer wurde am 26. Juni 1896 im Schulhaus von Wiggiswil bei Münchenbuchsee als jüngstes von sieben Kindern des Johann Ulrich und der Margaritha Ramseyer-Rufer geboren. Sein Vater war Lehrer der Gesamtschule der beiden Bauerngemeinden Deisswil und Wiggiswil. Zur Aufbesserung des kargen Lehrerlohnes unterhielt er eine kleine Landwirtschaft mit einer Kuh und einem stattlichen Hühnerhof, auf welchem auch der kleine Fritz mitzuhelfen hatte. Dieser verbrachte in der Lehrerwohnung eine glückliche Kindheit und besuchte von 1903 bis 1907 die Schule seines Vaters, bis er in die Sekundarschule von Münchenbuchsee eintrat.

1908 war ein Unglücksjahr für den kleinen Jungen. Wegen eines Schlittschuhunfalls musste er mehrere Monate im Spital Bern zubringen. In dieser Zeit starb seine innig geliebte Mutter. Die älteren Schwestern besorgten jetzt den Haushalt, die jüngeren Geschwister die Landwirtschaft, um den Vater zu entlasten, der neben der Schularbeit noch als Gemeindeschreiber, als Kassier der Landwirtschaftlichen Genossenschaft und in vielen anderen Ämtern wirkte, um den sieben Kindern eine solide Ausbildung zu ermöglichen. Sechs von ihnen wurden Lehrer, eines Krankenschwester.

Im Frühjahr 1912 bestand Fritz Ramseyer die Aufnahmeprüfung am nahegelegenen Lehrerseminar Hofwil. Als 1914 der Weltkrieg ausbrach, wechselte er ans Oberseminar nach Bern über. Nach dem Patentexamen im Frühjahr 1916 und einer kurzen Stellvertretung in Leuzigen absolvierte er die Rekrutenschule und trat im Herbst als frisch gewählter Lehrer die Mittelklasse in Frauenkappelen an. In seiner Freizeit betätigte er sich als Sekretär oder Chordirigent in zahlreichen Vereinen und Organisationen. Der Aktivdienst erforderte aber viele Absenzen. Er verunmöglichte auch den ursprünglichen Plan, an der ETH ein Weiterstudium als Landwirtschaftslehrer zu machen. 1920 bestand er das Examen als Lehrer an erweiterten Oberschulen.

Im Herbst 1921 trat er eine neue Stelle an der erweiterten Oberschule in Melchnau an, wo er die mathematischen Fächer unterrichtete. 1922 schloss er den Lebensbund mit Ruth Ischer. Den glücklichen Eheleuten wurden zwei Söhne und eine Tochter geschenkt. Auch in Melchnau versah Fritz Ramseyer zahlreiche Ämter. Unter anderem leitete er den Kirchenchor und spielte die Orgel.

1928 wechselte er dann an die Primarschule Langenthal und bezog mit seiner Familie ein Chalet mit grossem Umschwung an der Schorenhalde. In seinem Haus war in all den Jahren, in denen es Fritz Ramseyer bewohnte, praktisch nie ein Handwerker tätig, ausser beim Einbau der Zentralheizung. Mit grossem Geschick besorgte er alle Reparaturen selber. Dabei legte er einen ausgesprochenen Erfinder- und Tüftlergeist an den Tag, indem er Einrichtungen im Haus abänderte und in ihrer praktischen Verwendbarkeit verbesserte.

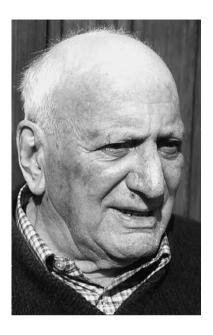
Er leitete den Männerchor Thunstetten, den Chor der Werkmeister, den Töchterchor Schoren, den Schwesternchor des Spitals und unterrichtete auch an der Gewerbeschule. Viel unliebsame Arbeit brachte ihm das Sekretariat der gewerblichen Lehrlingskommission. Mehr Freude erlebte er als Präsident des Orchestervereins und Vizepräsident der Hauswirtschaftskommission.

Eine Zeit der Entbehrungen brach mit dem Zweiten Weltkrieg herein. Die Ehefrau trug jetzt die Hauptlast der Familie. Fritz Ramseyer merkte dazu in seinem Lebenslauf an: «Nachträglich muss ich bekennen, dass wir durch die Gefahren und Entbehrungen reifer wurden und uns positiver zum Leben einstellten. Wir hatten wirklich Grund, der gütigen Vorsehung für die Abwendung von noch Schlimmerem zu danken.»

1949 gab er die Lehrlingskommission auf und übernahm die Kreisleitung der Berner Wanderwege im Oberaargau. Er plante und realisierte 50 Wanderwege, das Wanderbuch und die Wanderkarte Oberaargau. Im Frühjahr 1962 liess er sich im Alter von 66 Jahren pensionieren, erteilte aber bis 1966 immer noch Unterricht an der Gewerbeschule.

Im Frühjahr 1967 unternahm er mit seiner Ehefrau eine grosse Reise nach Venedig, Korfu, Kreta, Rhodos, aufs griechische Festland und nach Jugoslawien. Auch in den anderen Jahren wurde es den Eheleuten nie langweilig. Im Sommer machte der grosse Garten viel Arbeit; im August verbrachten die beiden regelmässig einige Ferienwochen in Samedan.

Im Oktober 1975 erlitt Ruth Ramseyer einen Schlaganfall, an deren Fol-



Fritz Ramseyer 1896-1994.

gen sie im März 1976 starb. Während dieser schweren Zeit besorgte die Tochter Elsbeth den Haushalt des Vaters. Er war ein aufmerksamer und gelehriger Schüler in allen Haushaltdingen und empfand eine gewisse Genugtuung darin, im Alter noch typische «Frauenarbeiten» wie das Kochen und das Wäschewaschen zu erlernen.

Von seiner breiten Liebe zum Leben und zur Schöpfung geben seine Betrachtungen in der «Berner Zeitung» beredten Ausdruck, die in den Jahren 1977 bis 1984 regelmässig erschienen sind. Er erzählt darin von Tieren unserer Heimat, vom Wetter, von Kalendern und Bauernregeln, von Ernteerlebnissen, vom richtigen Teebrauen, vom Mithelfen der Kinder und Ehemänner im Haushalt, von astronomischen Phänomenen, von vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern der Umgebung, von Heil- und Gewürzpflanzen, vom Pflanzen von Beerensträuchern, von Volksbräuchen, von alltäglicher Gebrauchstechnik wie Bügeleisen, Türklopfern, Laternen und Petrolkannen und von lokalhistorischen Begebenheiten.

Bis zum letzten Lebenstag besorgte er ohne fremde Hilfe alle Einkäufe, kochte, wusch und flickte die Wäsche, stellte Konfitüre her und zog Gemüse aller Art, mit dem er seine Kinder und Grosskinder reichlich versorgte. Am Tag seines Todes war er noch am Morgen damit beschäftigt, mit der Nähmaschine einen abgelösten Hemdsärmel wieder anzunähen. Am frühen Nachmittag des 14. Juni 1994 ging das Leben von Fritz Ramseyer ohne Kampf und Krankheit in seinem Haus zu Ende.

\*

Fritz Ramseyer war vielleicht einer der letzten Vertreter jener legendären Lehrergeneration, die ihr ganzes Leben in einem für uns heute unvorstellbaren oder als selbstausbeuterisch empfundenen Ausmass der Öffentlichkeit zur Verfügung stellten. Aus seinem mit Humor und Selbstironie geschriebenen Lebenslauf geht deutlich hervor, dass er selbst dieses gewaltige Arbeitspensum nie idealisiert hat. Es war die blanke Not, welche die Lehrer in jenen Jahren der ersten Hälfte unseres nun zu Ende gehenden Jahrhunderts zu ihrem verausgabenden Einsatz trieb. Sein Jahreslohn in Frauenkappelen betrug ganze 1500 Franken. Die Klasse, in der drei Schuljahre zusammengefasst waren, zählte 50 Kinder. Die Nebeneinkünfte waren überlebensnotwendig, was besonders schmerzhaft deutlich wurde in den Jahren des Zweiten Weltkrieges, als durch den Aktivdienst alle Nebeneinkommen wegfielen.

Am Schluss seiner Lebensbetrachtung spielt er auf den 90. Psalm an, wenn er schreibt: «Mein Leben war bis heute sehr schön, sicher weil es Müh' und Arbeit gewesen», und in seiner nüchternen und sachlichen Art fährt er fort, «und weil mir eine liebe, mich stets aufmunternde Gattin zur Seite stand; ihr gilt mein warmer Dank.»

Zwei Dichterverse beschliessen diese Aufzeichnungen vom 8. März 1968. Sie gehören dialektisch zusammen und weisen die Spannung zwischen Sarkasmus und tiefer Dankbarkeit, zwischen Selbstironie und Liebe zum Leben auf, die für Fritz Ramseyer so typisch war. Der eine Vers erinnert an seine unerfüllten Jugendträume und heisst: «Es träumt so mancher Jüngling von fernen Welten – und landet als Greis in einem Gärtlein.» Der zweite Vers wirft eine existenzphilosophische Frage auf und mündet in tiefe Dankbarkeit: «Ich weiss nicht, war mein Leben leicht, / Es war am Ende voll Beschwer? / Jetzt aber, da es mir entweicht, / Strömt voller Glanz aus ihm mir her.» (Widmann)

## WIEDLISBACH UND DAS BIPPERAMT IM BAUERNKRIEG VON 1653

JÜRG HEDIGER

### Einleitung

400 Jahre nach der Gründung Wiedlisbachs, im ersten Halbjahr 1653, ermöglichen uns die Quellen, das Leben von Landvogt Beat Fischer und alt Burgermeister Hans Känzig nachzuvollziehen. Beide sind typische Vertreter der Gesellschaftsschichten, welche anfangs des 17. Jahrhunderts die schweizerischen Untertanengebiete dominierten. Fischer stammt aus einer der 243 regimentsfähigen Berner Burgerfamilien, Känzig gehört der ländlichen Oberschicht an, welche die wichtigen Ämter in den Vogteien bekleidete.

Im Spätmittelalter waren die meisten Teile der Schweiz Untertanengebiete, im Staate Bern das Mittelland und das Emmental ebenso wie die Waadt und der Aargau. Von über einer Million Schweizern konnten sich nur rund 200-000 an den Regierungsgeschäften beteiligen. Diese Entwicklung wurde Anfang des 17. Jahrhunderts verstärkt. Der Rat in Bern beschloss damals, keine neuen Burger mehr aufzunehmen, und bewirkte damit, dass zwischen 1650 und 1748 die Zahl der Burgerfamilien von 542 auf 243 und die der im Grossen Rat vertretenen Familien von 120 auf 76 sank. Aber auch auf dem Land erschwerten die Bürger zum Schutz ihrer Güter und Rechte in Allmend und Wald den Zuzug.

In den Untertanengebieten vertrat der Landvogt die Regierung, die privilegierte Bürgerschaft teilte sich in die Ratsposten der Munizipalstädte und bildete ein Patriziat. In Wiedlisbach waren es neben den Känzig vorab die Allemann und Hartmann.

Wirtschaftliche und soziale Veränderungen und der Ausbau der Verwaltung im Spätmittelalter gefährdeten die alten Rechte und Privilegien der Untertanen. Während des Dreissigjährigen Krieges verschärften sich die sozialen Unterschiede auf dem Land. Die Schweiz blieb vom Krieg un-

berührt und konnte ungehindert Nahrungsmittel produzieren. Deutschland hingegen hatte einen grossen Bedarf an Getreide und Vieh. Der Export blühte und trieb die Preise in die Höhe. Die Zinsen und Bodenpreise blieben stabil, die Löhne stiegen unverhältnismässig langsam. Die Schere zwischen Reichen und Besitzlosen vergrösserte sich zusehends. Obrigkeitliche Lenkungsmassnahmen stiessen auf Ablehnung.

Gleichzeitig musste die Armee nachgerüstet und Grenzschutztruppen aufgeboten werden. Erstmals machte sich Bern ernsthaft Gedanken, ein stehendes Heer aufzustellen. Als sich 1641 die Landbevölkerung weigerte, eine Wehrsteuer zu zahlen, muss auf solche Pläne verzichtet werden.

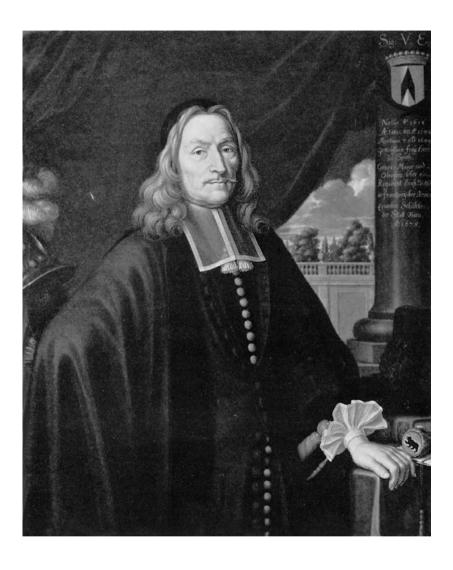
Nach Kriegsende flaute der Export ab, die Preise sanken und die zahlungskräftigen Flüchtlinge zogen wieder nach Hause. Die Wirtschaftskrise schuf eine revolutionäre Grundstimmung. Konjunkturstützende Massnahmen der Regierungen führten schliesslich zu einem Volksaufstand im Berner, Solothurner, Luzerner und Basler Untertanenland. Die Bevölkerung wehrte sich gegen eine wirksamere Steuerverwaltung, die Vereinheitlichung des Rechts, gegen die neue Währungspolitik und forderte eine Vertretung an den Tagsatzungen der regierenden Orte. Die Vermittlungsversuche schlugen fehl, und im Sommer 1653 kämpften die vereinigten Armeen der Regierungen den Aufstand nieder.

Der Grosse Bauernkrieg gilt als der letzte Aufstand, der mehrere Orte erfasste, und gleichzeitig als das Ende einer politischen Tradition bäuerlicher Freiheit.

## Die Ereignisse im Bipperamt

Am 14. März 1653 steigen 20 Niederbipper den steilen Weg zum Schloss Bipp hinauf. Mit «ziemlicher Bescheidenheit»¹ fragen sie den Landvogt Beat Fischer um den Konzessionsbrief, der die Nutzung im Längwald regelt, in die sich die Gemeinden des Amtes Wangen, Bipp und Aarwangen teilen. Erst im Jahr zuvor war wieder einmal ein neues Reglement niedergeschrieben worden, eine endgültige Lösung war auch damit nicht gefunden. 1678 teilten die Gemeinden den Wald unter sich auf – und taten einen weiteren Schritt in die Moderne.

In einem Brief schreibt Beat Fischer an die Berner Regierung, dass «zu disser stund bericht yngelangt dest wägen getreidts sich klag erhebe».<sup>2</sup> Die



Generalmajor Sigmund von Erlach (1614–1699) als Schultheiss, im Alter von 80 Jahren. Aufnahme Bernisches Historisches Museum.

Bipper befürchten, dass zuviel Getreide nach Bern geführt wird. Sie verweigern weitere Transporte. Auch als sich die Regierung anerbietet, den Fuhrlohn von fünf Batzen um einen halben Batzen pro Mütt zu erhöhen, bleiben sie standhaft. Und selbst als der Vogt Beat Fischer den halben auf zwei Batzen aufrundet, ändern sie ihre Meinung nicht. Als der Transport einem Solothurner übertragen werden soll, drohen die Oberbipper, dem Fuhrmann die Pferde zu erschiessen.<sup>3</sup> Die Regierung ist auch nicht gewillt, auf Fischers Vorschläge einzutreten, das Getreide an den Ambassadoren in Solothurn zu verkaufen oder einen Teil in den Gemeinden auszuteilen und den Rest nach Bern abzuführen. So bleibt es im Bipperamt und wird schliesslich im Juni durch die Soldaten des Sigmund von Erlach zu Kriegsproviant verbacken.

In Wiedlisbach versammeln sich inzwischen je zehn bewehrte Männer aus jeder Bipper Gemeinde um Altseckelmeister von Werdt und schwören die Treue auf den Staat Bern. Nach dem Schwur habe aber die Mehrheit beschlossen, eine Tagsatzung aufständischer Bauern in Gutenburg zu besuchen, berichtet der Vogt und fügt an: «Wie den versprechungen zutruwen, wirt ihr gn(aden) wysslich erachten können.»<sup>4</sup>

Gegen Ende März spitzt sich die Lage erstmals zu: «Mir sind zur Erhaltung dess schlosses ein dotzet Führor undt handt granaten von nöten» und dazu sechs oder acht mutige und treue Männer, begehrt Fischer in Bern an. Im Städtchen führe ein Wachtmeister den Befehl und setze die Beschlüsse der Landsgemeinde Huttwil um. Die Bipper sollten den Oberaargau gegen Eindringlinge aus dem Jura verteidigen. Zudem verlangten seine Amtsangehörigen nach dem Reisgeld (Kriegskasse). Der Kriegsrat beschliesst aber am 28. März, das Schloss nicht zu besetzen.<sup>5</sup>

Wütend wird Beat Fischer diese Nachricht zerknüllt und mit einer heftigen Handbewegung ins Cheminée geworfen haben, wo sie langsam verbrennt. Noch vor einigen Tagen hatte ihm eine «gutte anzahl der Amtsangehörigen» geschworen, das Schloss zu verteidigen und ihm bei Gefahr mit «Leib und Leben» beizustehen. Als aber die Glocken im Amt Sturm läuten und die wehrfähigen Bauern zu den Waffen rufen, um Aarau gegen Basler und Schaffhauser Truppen zu verteidigen, ist der Schwur vergessen. Mit Erfolg setzten die Aufständischen jene unter Druck, die dem Vogt Treue geschworen haben. Es «hatt ein ansehen, ich werde allein gelassen», beklagt sich Fischer.<sup>6</sup>

Kurz nachdem die Bipper unter der Führung des Wiedlisbacher Wacht-



in der Bogten Erachsetwald Bernez gebiets, War aller in Soblicher Eindsmoßbatti wider ihre Oberkeisen auffgestandene imder shanen Obman wie Er sich schribe, uf sowil als Oberster oder ihr Naipt; Darsu erwelt im Aprili 1653 Von seiner Ober keitgefangen. im Majo hernaher

meisters mitgeholfen hatten, die Basler aus dem Aargau zu vertreiben, leuchteten die Höhenfeuer wieder auf. Die Jurahänge seien schwarz von fremden Reitern, berichten sich die Bauern und ziehen zur Verteidigung nach Wiedlisbach und Wangen. Diesmal ist es blinder Alarm, und auch der zweite Auszug um Mitternacht ist vergebens.

Ein Schildwächter aus der Vogtei Falkenstein sei zur Gänsemühle abgeordnet worden, wo er einen Schuss abfeuerte, weiss Beat Fischer. Aufständische aus dem Gäu, von Herzogenbuchsee über Langenthal bis nach Roggwil, ja sogar Luzerner, seien darauf ins Amt gezogen. Die Bipper stellten gar Wachen an den Solothurner Grenzen auf. «Inmassen zeverspüren, dass alless volk durch das gantze Lanndt hinwäg sich dergestalten verbüntet unnd erhizget, das kein abmanen noch verwarnen nicht mehr fruchten will. Es tüend sich bi etlichen ufwiggleren, welche der mehrenteils underthanen abfüeren, actionen erzeigen, welche zu syner zyt nit söllen unverschwiegen blyben, so aber ann jetzo by disen unrüerigen zyten, darinnen die schryben geöffnet und die potten ufgehalten wärdenn, der fäderen nit zuvertrauwen»<sup>7</sup>, berichtet der Vogt am 3. April 1653 nach Bern. Und nun fragt er nicht mehr in Bern um eine Besatzung nach: er stellt in eigener Verantwortung fünf Bieler ein, deren Sold und Verpflegungskosten er Ende des Jahres in der Amtsrechnung mit Bewilligung der Obrigkeit abzieht.

Unter dem Kommando Hans Känzigs steht eine stattliche Anzahl Bipper, will man den Quellen glauben. Genaue Zahlen sind zwar nirgends angegeben. Sowohl Fischer als auch die Zeugen aus Holland werden aus persönlichen Interessen eher zu hoch gegriffen haben. Die Grenzen von der Klus bis Attiswil und auch der Aarelauf mussten aber praktisch lückenlos bewacht sein, weil die Bipper auf jedes Ereignis rasch reagieren konnten. Zusätzlich sicherte ein Detachement das Städtchen, von alters her das Zentrum und Hauptquartier der Bipper.

Anfangs April gelingt es eidgenössischen Gesandten nochmals, Regierung und Untertanen auszusöhnen. Bauerndelegationen werden in Bern empfangen und Verträge ausgehandelt. Die Bipper unterschreiben am 9.-April.<sup>8</sup>

Gemäss neuem Vertrag hatten sie weiterhin an den Fastentagen ein Huhn auf dem Schloss abzuliefern. In weiteren Punkten gings ans Sparen: der Vogt durfte gegen Sitzungsgeld nur noch Gerichtsverhandlungen beiwohnen, wenn er als Richter angerufen wurde. Dabei hatte er sich an den Gebührentarif von 1648 zu halten. Auch die Weibel sollten sich mit dem

alten Lohn zufriedengeben. An der Erbschaftssteuer gab es nichts zu rütteln, die Verordnung vom August 1641 sei ausführlich und einzuhalten.

In einem weiteren Punkt wartete Arbeit auf den Gerichtsdiener: Er musste in die Gewölbe hinabsteigen und nachforschen, warum den Bippern anfangs des Jahrhunderts eine Abgabe auf den Längwald geschlagen worden war.

Und dann zählten Obrigkeit und Bipper Schafe, wie in den vergangenen 300 Jahren immer wieder. Eines ist unbestritten: Von jeder Schafherde stand dem Vogt ein Weidlamm zu – auseinander gehen aber die Meinungen über die Definition einer Herde.

- Als sich die Schwäbischen Städte zu ihrem ersten Bund zusammenschlossen, die Gugler das Land verwüsteten und sich Clemens VII. in Avignon zum Gegenpapst von Urban VI. ausrufen liess, bestimmte Graf Rudolf III., dass ihm von jeder grossen und kleinen Herde ein Weidlamm zusteht (1371).
- Als Karl der Kühne das Regiment des Herzogtums Burgund antrat und Niklaus von Flüh sich in den Ranft zurückzog, in Bern der Twingherrenstreit tobte, in Basel die Universität gegründet, im Thurgau die Klingenberger Chronik geschrieben und das Amt Bipp dem Stadtstaat Bern einverleibt wurde, mussten insgesamt zwei Lämmchen abgeliefert werden (1464).
- Während Vasco da Gama den Seeweg nach Indien und Kolumbus Amerika entdeckten, die Spanier und Portugiesen in Tordesillas die Welt unter sich aufteilten und Maximilian zum Deutschen Kaiser gekrönt wird, Habsburg sich mit Spanien verheiratet, der Friede im Schwabenkrieg sich jährt, Basel und Schaffhausen der Eidgenossenschaft beitreten, Dürst die erste Schweizerkarte malt und die Schillingchronik entsteht, einigen sich die Berner Regierung und die Bipper darauf, dass 100 Schafe eine Herde ausmachen (1501).
- 140 Jahre später, als in Europa der Dreissigjährige Krieg tobt, die Tagsatzung die Neutralität beschliesst und der zweite Buss- und Bettag gefeiert wird, müssen die Bipperämter für jedes 20. Schaf ein Weidlamm abliefern (1641), und zwei Jahre später sind zwei bis fünf Schafe bereits eine Herde.
- Nun, im April 1653, einigten sich die beiden Parteien wieder auf die Vereinbarung von 1641.

Zu guter Letzt anerkannte die Regierung die Untertanen wieder als voll-

wertige Männer: das Degenmandat, das den Bauern bei Strafe verbot, ihre Waffe zu tragen, musste zurückgezogen werden.

Aber keine der Parteien im Bipperamt traut dem Frieden. Die Bauern stellen weiterhin Wachen auf und suchen Verbündete im Basler Jura, und auf dem Schloss patrouillieren weiterhin fünf Bieler. Der Rat in Bern verhört Fischer über die Ereignisse des vergangenen Monats im Bipperamt.

Im von den farbigen Scheiben nur spärlich ausgeleuchteten Saal berichtet dieser, wie bewaffnete Bipper das Reisgeld herausgefordert hatten und dass alle Obrigkeitstreuen bedroht und verfolgt würden. Einer sei nur knapp dem Tod entgangen: «Die Bipper sassen über einen Mann zu Gericht, der mir ihre Beschlüsse verriet. Sie wollten ihn erschlagen und zur Abschreckung an ein Tor schlagen – die Mehrheit hatte aber ein Einsehen und stimmte gegen diesen Antrag», rapportiert er.<sup>9</sup>

Schon eine Woche später sprechen die Waffen und Fäuste: In Langenthal beschliessen die Landleute, die Kriegsämter wieder zu besetzen. Bereits auf dem Heimweg üben sie sich in ihrer Kraft. Es braucht schon den Aarwangener Landvogt und acht Musketiere, um zwischen Bannwiler sowie Bipper und Gäuer zu treten. Die Gesandtschaft, welche in den Untertanengebieten vermitteln sollte, kehrt unverrichteter Dinge wieder nach Bern zurück.

Beat Fischer verbringt zwei unruhige Monate. Die Aufständischen rechnen täglich mit einem Überfall und mobilisieren ein Aufgebot «von ungesehener macht» 10, welches das Stadtgebiet Wiedlisbachs verteidigen will. Lebhaft schildert der Vogt, wie die Bipper mit «brönnenden Lunten» nach Wangen ziehen, um Soldaten zu verjagen, die gerüchteweise dort einquartiert werden sollen. Ein anderes Mal rücken sie nach Aarwangen aus, um das Schloss zu belagern. Der Wangener Landschreiber muss alle seine diplomatischen Fähigkeiten einsetzen, damit ein Postbote weiterreisen kann.

Während Hans Känzig, Ueli Fahrni, Christen und Jakob Zimmermann an der Landsgemeinde in Sumiswald den Bundesbrief beschwören und Niklaus Leuenberger zum Oberhaupt der Schweizer Bauern wählen, bringen die Oberaargauer bei Berken ein Schiff auf. In Weinfässern versteckt transportierte es Handgranaten und Gewehrkugeln. «Das ist nun der süsse Wein, den uns die Regierung kredenzt», empören sich die Bipper und verschärfen die Wachen.

In Aarwangen schreibt der Prädikant Markus Huber in sein Tagebuch, die Wiedlisbacher hielten neun Reiter gefangen, unter ihnen auch Adlige.

Fed Hitten Dest Bor mijer miisig gener gonon tegents get views and linger also gretagion notichou elect low nor beivager buyord halow animate wo of the amile mas Pyolin and a Hufer obfil mollfolifer. Fatum

Oben: Eigenhändiges Begnadigungsgesuch von Niklaus Leuenberger, datiert von der Hand eines Kanzlisten. Unten: Schreiben der Kriegsräte aus dem Hauptquartier Wangen mit Unterschriften Erlachs, Frischings und Graffenrieds.

Eine Wirtin aus der Klus rät ihren Gästen, das Städtchen zu meiden: «Dort läuft man Gefahr, gehängt zu werden.» Bei Niklaus Leuenberger beklagt sich Ambassador de la Barde persönlich, dass französische Diplomaten gefangen gehalten werden.

Der Bauernführer reagiert sofort. Am 12. Mai schreibt er nach Wiedlisbach: «Ersame in sonders günstige liebe und gute fründ burger und landts lütt von Wietlispach, nach ver mäldung unserem fründtlichen gruss ehr liebe und diennst zuvor, wir können nid hinder halten, wie das uff hütt dr herr baron von solennduren bei uns zu ranflüh ist ann kommen und uns hat an zeigt, wie ihr drei herren vonn frankrich in aräst uff haltind, die von Rom här köme und nach frankrich all heim nach huss wöllen begäbenn. Da ist unser bevälch, ihr welend die herren lassen, welche zu Wietlispach von den bürgeren und landt lütenn sind uffgehalten worden. Die welend ihr lasen marschieren und maistet brieffen und siglen nit uffhalten. Was aber andere völker, was nit königliche maistet an treffen thut, zu denselbigen wolend ihr ein ufsächen haben. von mir Niclaus löuwen Bärger, Eüwer ale zyt wiliger doch klein füger diner. Gott mit uns.»<sup>11</sup>

Leuenberger reist persönlich ins Städtchen und verhandelt mit den Bippern über das Schicksal der Gefangenen. Gleichzeitig notiert der Berner Stadtschreiber ins Ratsmanual: «Wietlispach: Ihnen ihr Gnaden missfalle ab den klagenden uffhaltung etlicher hrn Ehrengesandten, wie auch anderen durchreisenden fürnemmen hrn, und öffnung deren fäls und schreiben remontierlich fürhalten und ernstlich bevelchen, dergliechen wider alle gebür und aller völckeren rechten und zu schand und spot dess gantzen landts gereichenden actionen, sich inskünfftig zemüssigen.»<sup>12</sup>

Während Bern die Ermahnung delegiert, reist Leuenberger persönlich an und führt eine längere Debatte, bis die Gefangenen freigelassen werden. Führungsschwäche oder zu wenig Zeit, die nötigen Strukturen aufzubauen, oder schlicht zu wenig Erfahrung? Andererseits beschreiben die Quellen eine gut organisierte und rasch reagierende Bipper Mannschaft. Hans Känzig muss also über eine klare Befehlshierarchie verfügt haben. Er war bereits 1641 Burgermeister und besitzt Führungserfahrung. In Aarburg muss sich Jakob Fellenberg berichten lassen, dass die Bipper und Wiedlisbacher einen Zürcher Boten und drei fremde Edelleute «schantlich tractiert» haben. Zwei hätten sie zusammen mit einigen Bernern und Zürchern eingesperrt. Weiter weiss Fellenberg, dass die Bipper 500 Mann stark vor Bern marschieren wollen. Darauf hätten sie geschworen und ausgerufen, «sy die

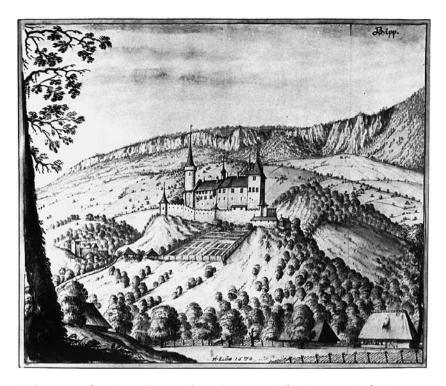
Wietlispacher haben suppen und die von Bern haben mus».<sup>13</sup> Und tatsächlich marschiert um den 20. Mai ein Bauernheer unter der Führung von Niklaus Leuenberger vor die Hauptstadt und ertrotzt die Murifelder-Konzessionen.

Der Friede hält aber nicht lange. Am 3. Juni, als die Bauern in Wohlenschwil gegen die Zürcher Truppen kämpfen, rückt in Bern General Sigmund von Erlach mit einem gut bewaffneten Heer in den Oberaargau aus, um dem «ungeheuwren Thier der Rebellion syn Kopf abzuschlagen».

Am 5. Juni erreicht er Wangen an der Aare und noch am selben Abend nimmt das Morlotsche Regiment Wiedlisbach ein, schleift die Stadttore und macht «das Stettli zum Dorf». Tags darauf meldet von Erlach seinen Sieg nach Bern. «Gestrigen abend sind unsere völker zu Wangen gottlob glücklich angelangt, haben uns selben orts ohne einiche dificultet bemächtigt und by 1200 mann zu Fuss samt der Cavallerie in das Erzrebellennäst Wietlispach ynquartiert. Wirt uns diss Ort und pass zu guter Sicherheit dienen, sonderlich wegen herfergyung des proviant, derthalb Ihr gnädigen Herren die Kriegsräth gebetten, allerley befürdernuss unss zu schaffen; Im übrigen vernemmen wir, dass die Buren umb Wynigen und selbigen Enden herumb immerdar zusammenrottieren. Hab dessen üch, meine gnädigen Herren, verständigen wollen, damit die anstallt gemacht werden, Partheyen von Fussvolk und Rüteren nach üwer gnädigen Herren Befinden dahin ussloufen zu lassen, umb ihnen sowyt müglich abzubrechen und sy usszuklopfen »<sup>14</sup>

Sein Kriegszug verlief bisher erfolgreich und trotzdem will der General nicht so recht froh werden. Die verhörten Bauern behaupten immer wieder, dass die Zürcher Frieden geschlossen hätten und sich zurückziehen. Er will nicht glauben, dass «die burd unss einzig uffgeladen, wy sonst by diesem nit gloubenden fahl beschehen möchte».

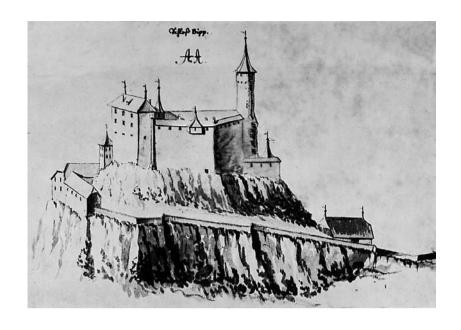
50 der «ergsten Rebellen» habe er bereits gefangen, und stündlich erschienen neue Bauern vor ihm und bitten um Gnade, meldet der General aus Wangen. Damit die Angelegenheit nicht zu «weitläufig werde oder diese Buben gar ungestraft sich ussschwingen können», begehrt er noch im Felde mit der «execution wider die bekannten redliführer» beginnen zu dürfen. Am 7. Juli, noch bevor er nach Herzogenbuchsee zieht und die Bauern im entscheidenden Gefecht besiegt, entspricht Bern von Erlachs Antrag.

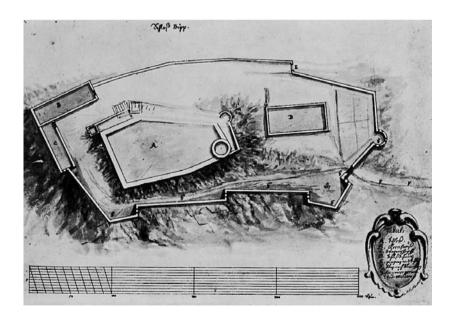


Schloss Bipp 1670. Aquarellierte Federzeichnung von Albrecht Kauw. Aufnahme Bernisches Historisches Museum.

▶

Schloss Bipp: Befestigungsprojekt, Plan und Vedute, wahrscheinlich von Niklaus Stürler, 1691, StA Bern, Atlanten Nr. 6, Pläne 72/73. KKK 664.





Es folgte ein Strafgericht der Obrigkeit, das sich über Monate und Jahre hinzog. Aus dem Bipperamt sind uns nur diejenigen Bestraften bekannt, welche in den Räten oder vor den Gerichten noch zu reden gaben und von denen sich Einträge in den Manualen finden lassen. Es sind Persönlichkeiten, die dem Viertel der ländlichen Oberschicht angehörten, aus der sich die Führungselite rekrutierte. Die Allemann, Hartmann und Känzig stellten vor und während des Bauernkrieges die meisten Burgermeister. Als Landbesitzer ist auch Christen Mathys zur Oberschicht zu zählen.

Bereits während des Thunerhandels (1641), als sich die Berner und Zürcher Bauern gegen Steuereinzüge wehrten, war Hans Känzig Burgermeister Wiedlisbachs. Im grossen Bauernkrieg 1653 treffen wir ihn wieder in einer der führenden Rollen. Er habe an den Landsgemeinden von Langenthal, Huttwil und Sumiswald teilgenommen, wirft ihm das Gericht vor. Altburgermeister Hans Känzig habe mit seinen Werbungen bewirkt, dass die Bipper Gemeinden dem Bauernbund beitraten. Er habe die Gnädigen Herren beschimpft und sei mit einer Muskete bewaffnet vor Bern aufmarschiert. Altburgermeister Hans Känzig habe befohlen, an die Obrigkeit adressierte Briefe zu öffnen und fremde Herren einzusperren.

Die Strafe war hart: 240 Kronen Busse musste der Wiedlisbacher bezahlen. Schwerer wog, dass ihm ein Ohr abgehackt wurde. Als er am 1. Januar 1654 persönlich in Bern erschien, erhielt er zwar die Wehr zurück. Ein öffentliches Amt durfte er aber nie wieder bekleiden, weil er unter den Händen des Scharfrichters war. Am 16. Februar wurde er vergeltstagt. 15

Am 7. November reicht die Gattin von Hans Hartmann vergeblich ein Begnadigungsgesuch für ihren geflohenen und des Landes verwiesenen Mann ein. Auch sein Bruder Stefan hatte am 8. Februar wenig Erfolg. Diese Gnade könne nur erwiesen werden, wenn der Verurteilte auf Gedeih und Verderb persönlich in Bern erscheine. Gleichzeitig wurde der Gerichtsdiener angehalten, Nachforschungen über Hans Hartmann anzustellen. 16

Ruedi Allemann, Christen Mathys und Lehensschmid Alexander Lädermann flüchteten ins Ausland. Ihr Hab und Gut wurde versteigert.

Am 27. August 1653 verwendete sich Beat Fischer für Michael Frey, Notar und Lehenswirt auf dem Rappen, beteuert dessen Treue, dertwegen die Wiedlisbacher Frey verfolgt hätten. Aus Todesangst sei der Wirt nach Bern geflüchtet, wo er acht Wochen auf eigene Rechnung lebte. Als Frey das Geld ausging, trat er der Artillerie bei. Zu Hause seien Frau und Kinder belästigt worden, so Landvogt Beat Fischer. An Haus und Habe ver-



Wiedlisbach. Anonyme Ansicht mit Schloss Bipp, anfangs 17. Jahrhundert. Ölgemälde in Privatbesitz. Repro J. Ludwig, Uster.

griffen sich sowohl die Städter als auch die Soldaten. Fischer scheint Erfolg gehabt zu haben, jedenfalls legte Frey 1666 für die Regierung ein Inventar an.<sup>17</sup>

Am 25. Oktober 1653 ersetzte der Staat Bern Zöllner Jakob Götz neun Saum Wein, die dem Wiedlisbacher von den Soldaten gestohlen worden waren. Lange hielt er es im Städtchen nicht aus – 1659 floh er mit den Zolleinnahmen.

Auch die Amtsbezirke wurden mit einer zusätzlichen Abgabe belastet. Zuhanden der Regierung konnte eine Summe vorgeschlagen werden, die üblicherweise auch akzeptiert wurde. Die Bipper anerboten 1200 Gulden, gefordert wurden jedoch 3700, zahlbar innert acht Jahren. <sup>18</sup> Auch das Reisgeld musste wieder eingebracht werden. Obwohl sich Landvogt Beat Fischer für seine Amtsangehörigen verwendete und auf die rigorose Plünderung durch die Regierungstruppen verwies, wurde keine Gnade gewährt. <sup>19</sup> Gnade walten liess Bern aber in Sachen Wehr: im Oktober wurde sie den «Reuigen» wieder zugesprochen.

Vergleiche zum Kluserhandel drängen sich auf: Bern drängte auf harte Bestrafung der Gegner. Milde ewartete die Gehorsamen. Eine weitere Tatsache ist, dass relativ lange zugewartet und verhandelt wurde, der Aufstand dann aber entschlossen unterdrückt wurde.

Das Verhalten der Regierung gibt in der Literatur zu verschiedensten Theorien Anlass. Das harte Durchgreifen wird als Zeichen eines absolutistischen Führungsanspruches der Regierenden angesehen. Auf die ersten Meldungen über Unruhen habe die Regierung gezögert, um genügend Zeit für die Rüstung zu erhalten. Andere Autoren sprechen von der «Zuckerbrot und Peitsche»-Politik. Einerseits würden Zugeständnisse gemacht, andererseits hart durchgegriffen und in Einzelfällen Exempel statuiert. Schliesslich taucht auch der Begriff der patriarchalischen Herrschaft auf: grosse Geduld, bis konsequent durchgegriffen wird.

Städtische Strukturen, Zoll- und Marktrecht sowie die Abgabepflicht der Bipper an Wiedlisbach, erhoben das Städtchen zum Zentrum des Amtes. Nicht von ungefähr ist das Wappen von Stadt und Amt Bipp identisch. Andererseits verhinderten verschiedene Umstände eine ungehinderte Entwicklung Wiedlisbachs. Ungünstig wirkte sich auch aus, dass nicht das Städtchen, sondern das Schloss Bipp Verwaltungssitz war und blieb. Am schwersten wog die hohe Städtedichte: Olten, das eingegangene Friedau, Balsthal, Wangen und Wiedlisbach, hinderten sich gegenseitig am Aufbau

eines angemessenen wirtschaftlichen Einzugsgebietes. Schliesslich gelang es weder Wangen noch Wiedlisbach, die Zollhoheit über beide Hauptverkehrsachsen des Jurasüdfusses zu erlangen, im Gegensatz zu Solothurn. Wiedlisbach kontrollierte die Strasse, Wangen die Aare. Die Hanglage vieler landwirtschaftlich nutzbarer Flächen und die Bodenbeschaffenheit drückten auf den Ernteertrag. Solothurn profitierte von seiner frühen Gründung und konnte als einzige Stadt ein herrschaftliches Territorium ausbilden, sich wirtschaftlich und damit auch politisch entwickeln.

Im 14. Jahrhundert mussten die Wiedlisbacher endgültig darauf verzichten, militärisch den Einflussbereich zu erweitern. Nur über Abgabeerleichterungen oder -befreiung hätte sich Wiedlisbach wirtschaftlich und damit auch politisch besserstellen können. Dieser Weg wurde auch eingeschlagen, der Kampf um wirtschaftliche Vorteile kumulierte im Aufstand von 1653: gekämpft haben die Wiedlisbacher und Bipper für Abgabeerleichterungen und die Nutzung des Längwaldes. Umso härter mussten sie die wirtschaftlichen Sanktionen Berns treffen. Der Überfall und das Niederreissen der Tore sind nur der machtpolitische Ausdruck der weiteren Entwicklung. Die hohen Geldstrafen hinderten sowohl die führenden Wiedlisbacher Geschlechter als auch Stadt und Amt an einer ungehinderten Entwicklung, im Gegensatz zu Wangen, das heute an der SBB-Linie Basel/Zürich–Olten–Solothurn liegt und Amtsvorort ist.

## Quellen Staatsarchiv Bern:

- Allgemein Eidgenössische Bücher, Bauernkrieg
- Ämterbücher Bipp, A–C
- Amtsrechnungen Bipp
- Kriegsratsmanuale 8+9
- Ratsmanuale
- Teutsch Missiven Buch
- Wehrwesen

## Gedruckte Quellen:

Chronik des Jost von Brechershäusern, 1598–1656: Hrsg. Wolfgang F. von Mülinen: Buchdruckerei des Berner Tagblattes, Bern.

- Drei Holländer erleben den Bauernkrieg aus dem Tagebuch des V. L. Vinne: Hrsg. Sven Stelling Michaud; in: Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 22, 1979.
- Tagebuch des Michael Ringier, 1647–1661; in: Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 3, 1960.

#### Literatur.

- KARL H. FLATT, Verschiedene Publikationen über den Oberaargau.
- HANS FREUDIGER, Politische und wirtschaftliche Entwicklung des Amtes Bipp, Balsthal 1912.
- PAUL KASSER, Die Geschichte des Amtes und Schlosses Aarwangen, in: Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 19; Bern 1909.
- J. LEUENBERGER, Chronik des Amtes Bipp, Bern, 1904.
- HANS STARK, Bilder aus der älteren Geschichte von Wiedlisbach, in: Der Wiedlisbacher Kurier, Offizielle Jubiläumszeitung zur Gedenkfeier «700 Jahre Wiedlisbach», 2. bis 10. Juli 1955.

## Anmerkungen

- 1 Allgemein Eidgenössische Bücher, B, 307.
- 2 ebda
- 3 Allgemein Eidgenössische Bücher, B, 655/656.
- 4 Allgemein Eidgenössische Bücher, B, 733/734.
- 5 Kriegsratsmanual 8/46.
- 6 Allgemein Eidgenössische Bücher, B, 695.
- 7 Allgemein Eidgenössische Bücher, C, 99/100.
- 8 Allgemein Eidgenössische Bücher, C, 252–254.
- 9 Allgemein Eidgenössische Bücher, D, 770.
- 10 Allgemein Eidgenössische Bücher, C, 491/492.
- 11 Allgemein Eidgenössische Bücher, D, 47.
- 12 Ratsmanual 117/99.
- 13 Allgemein Eidgenössische Bücher, D, 175.
- 14 Wehrwesen 314/69.
- 15 Ratsmanual 117/99.
- 16 Ratsmanual 117/113.
- 17 Allgemein Eidgenössische Bücher, E, 365.
- 18 Allgemein Eidgenössische Bücher, F, 22/3.
- 19 Kriegsratsmanual 9/6 und 9/16.

# POLNISCHE INTERNIERTE IN DER REGION NAPF 1940/41

#### Teil 1

### JÜRG RETTENMUND

In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni 1940 trat im Jura das von den deutschen Truppen eingekesselte 45. französische Armeekorps über die Schweizer Grenze und liess sich internieren. Zu diesem Verband gehörte auch die 2. polnische Schützendivision. Rund 10-000 polnische Soldaten wurden in den folgenden Monaten in den Dörfern des Oberaargaus, des Amtes Trachselwald und einigen angrenzenden Gemeinden untergebracht. Die folgende Arbeit befasst sich mit dieser Internierung, wobei das Schwergewicht der Recherche auf das Amt Trachselwald und die Region Huttwil gelegt wurde.

\* \* \*

Montag nachmittag, 24. Juni 1940, im Gemeinderatszimmer von Sumiswald. Die Diskussion der anwesenden Ratsmitglieder dreht sich gerade um das dreijährige Pflegkind H.-K. Seine leibliche Mutter hat ein Gesuch um die Rückgabe ihres Sohnes eingereicht. Soll ihm entsprochen werden? Die Anwesenden sind eher dagegen. Da ertönen von der Lütoldstrasse herauf Schritte von schweren Marschschuhen, dazwischen Pferdegetrampel und das Kreischen der Räder von schweren Geschützen und Fuhrwerken.

Vizepräsident Gottfried Imhof, der die Sitzung leitet, unterbricht; alles drängt sich an die Fenster. Unter den Augen der Räte zieht das polnische Schwere Artillerie-Regiment 202 ins Dorf ein: Gegen 400 Mann, dazu rund 190 Pferde, acht schwere Geschütze und 16 Fuhrwerke verschiedener Art. Da waren sie also, die angekündigten Internierten.<sup>1</sup>

Fünf Tage vorher hatte der Postbote einen Eilbrief in die Gemeindeschreiberei gebracht. «Herr Präsident», schrieb das zuständige Territorialinspektorat 2 in Bern, «Ihre Gemeinde ist zur Aufnahme von Internierten vorgesehen.» Der Gemeindepräsident wurde aufgefordert, noch am gleichen Tag Angaben zu machen über die Anzahl verfügbarer Strohlager für

Mannschaften, Betten für höhere Unteroffiziere und Offiziere, geeignete Räumlichkeiten für Krankenzimmer, Küchen, Essräume und Soldatenstuben; er sollte verfügbare Nahrungsmittelreserven bei Bäckern, Metzgern und Kolonialwarenhändlern auflisten.<sup>2</sup>

Am gleichen Tag, an dem man sich in Sumiswald an die Beantwortung dieser Fragen machte, drängte in den Freibergen und im Neuenburger Jura bereits ein ganzes französisches Armeekorps über die Schweizer Grenze. Deutsche Panzerverbände waren rasch und unerwartet nach Westen und Süden vorgedrungen und hatten das 45. Armeekorps von den übrigen Verbänden abgeschnitten. Zu diesem Verband gehörte auch die 2. polnische Schützendivision. Kommandiert wurden die beiden Verbände von den Generälen Marius Daille und Bronislaw Prugar-Kettling.

Bereits in den Tagen und Nächten zuvor waren einzelne Zivil- und Militärpersonen über die Grenze getreten, darunter auch Verwundete und Kranke. Am 19. Juni baten die beiden Kommandanten den Bundesrat, mit ihren Einheiten die Schweizer Grenze überschreiten zu dürfen und sich gemäss Haager Abkommen internieren zu lassen. In der folgenden Nacht traten die meisten Soldaten in die Schweiz über. Die Hauptübergänge waren zwischen Brémencourt und St-Ursanne, zwischen Vaufrey und Reclère und auf der Brücke von Goumois. Schliesslich zählte man gegen 30-000 Franzosen und 13-000 Polen, dazu rund 6000 Pferde.

Dieses Ereignis hat der polnische Internierte Aleksander Wojciechowski in der Erinnerung 1946 festgehalten: «Eine kleine Autokolonne schiebt sich mühsam aufwärts. Dahinter marschieren Infanterieabteilungen, Artillerie schliesst sich an, eine lange Säule von Sanitätswagen drängt nach. Auf einer schönen Asphaltstrasse bewegt sich der Zug zur Höhe. Niemand wirft einen Blick zurück. Wozu auch?

Hinter uns bleibt Frankreich, bleiben unsere Hoffnungen, unser Glaube und unsere Enttäuschung. Was vor uns liegt, daran denkt jetzt niemand. Und sie marschieren weiter, Hunderte, Tausende schmutziger, kotheschmierter, zeitweise hungriger Soldaten, begleitet vom traurigen Bewusstsein, dass «der Traum vom Schwert» – vorbei ...

Unwillkürlich tastet die Hand nach dem Karabiner, fingert nach dem Bajonett, und jetzt erst kommt einem zum Bewusstsein die ganze Tragödie, deren letzter Akt sich in dieser Nacht abspielt: Die Grenze ist erreicht. Aufgelöste Haufen, Rufe, Kommandos und in der Ferne die letzten Schüsse. Aus dem dichten Nebel schält sich ein aufgetürmter Stoss von Waffen heraus. Wollten wir nicht mit ihnen unsere Freiheit



Am Bahnhof Huttwil sind polnische Soldaten angekommen. Passanten halten an, um das einmalige Ereignis mitzuverfolgen. Aufnahme Walter Bernhardt.



Polnische Internierte bei der Ankunft am Bahnhof Huttwil. Aufnahme Walter Bernhardt.

erkämpfen? Die Gewehrhaufen wachsen; sie säumen die Strassen wie Grabsteine, und ein gnädiger Nebel verhüllt sie.

Der Soldat betrachtet lange seine «Lebel», seinen alten «Bertier», und legt ihn dann auf einen der Grabhügel. Ein anderer schleudert das Gewehr von sich mit grimmiger Freude, als wollte er sich möglichst schnell einer unerträglichen Last entledigen. Es gab auch solche. Neben mir wettert einer in allen möglichen Sprachen, ein betrunkener Korporal johlt das Lied von der Malgorzatka, es rattern die Motoren der Automobile, der Haufen aber wächst und wächst, dehnt sich in die Breite, türmt sich zur Höhe, und daneben wächst ein anderer, unsichtbarer; auf den legen wir unsere Hauptwaffe nieder – die Hoffnung.»<sup>3</sup>

Die Schweizer Behörden wurden von diesen Menschenmassen vollständig überrumpelt. Organisatorische Vorbereitungen waren nur sehr rudimentär getroffen worden. Die Soldaten konnten sich verpflegen und in improvisierten Biwaks ausruhen. Danach wurden sie nach Biel und Neuenburg geleitet. Beim Marsch ins Landesinnere begegneten ihnen auf den überfüllten Strassen Schweizer Soldaten, die in entgegengesetzter Richtung an die Grenze eilten. Am 20. Juni setzte der General ein spezielles Kommissariat für Internierung und Hospitalisierung ein und ernannte Oberstdivisionär Johannes von Muralt zum eidgenössischen Kommissär.

Lediglich im Berner Oberland gab es einzelne vorbereitete Unterkünfte, doch diese reichten nun für den grossen Ansturm nicht aus. Deshalb befahl das Armeekommando ebenfalls am 20. Juni, eine Internierungsregion rund um den Napf zu schaffen. Ihre Grenze wird umschrieben mit den Ortschaften Signau, Dürrenroth, Herzogenbuchsee, Langenthal, Sursee, Sempach, Wolhusen, Entlebuch, Schangnau, Langnau und Eggiwil. Von der Armee wurden zwei Territorialregimenter für die Bewachung bereitgestellt, dazu Spezialkompanien für die Verpflegung und den Sanitätsdienst.<sup>4</sup>

Die meisten Bewohner der betroffenen Regionen erfuhren wohl erst am 22. Juni von den massierten Grenzübertritten. Denn Radioempfänger waren damals in Privathaushalten erst vereinzelt anzutreffen. «Der Unter-Emmentaler» schloss an jenem Tag seine Meldungen von der schweizerischfranzösischen Grenze auf der letzten Seite mit dem Hinweis ab: «Wie wir vernehmen, werden die Truppen zu einem grossen Teil im Emmental–Entlebuch und im Brüniggebiet untergebracht.»<sup>5</sup>

Der Gemeinderat von Sumiswald orientierte am gleichen Tag die Bevölkerung mit einem kurzen Flugblatt: «In den nächsten Tagen sollen sehr wahrscheinlich auch in unserer Gemeinde internierte französische Militär-



Polnische Internierte mit ihren schweren Geschützen auf dem Weg von Grünenmatt nach Sumiswald. Aufnahme Friedrich von Steiger.



Auf dem Schulhausplatz in Sumiswald parkieren die Internierten ihre Geschütze. Aufnahme Friedrich von Steiger.

truppen untergebracht werden. Es ist vorgesehen, diese Truppen vorläufig in den Ortskantonnementen einzuquartieren, wo sie unter militärischer Aufsicht stehen werden.»<sup>6</sup> Einmarschiert sind dann unter den Augen der Sumiswalder Gemeinderäte und weiterer Zaungäste zwei Tage später Polen.

Ende September 1939 hatten Nazideutschland und die Sowjetunion Polen unter sich aufgeteilt. Überreste der polnischen Einheiten suchten Zuflucht in Rumänien und Ungarn, wo sie in grossen Lagern interniert wurden. Nachdem in Paris eine polnische Exilregierung gebildet worden war, versuchten viele Polen, nach Frankreich zu gelangen, denn dort wurde nun gemäss einem Abkommen mit der französischen Regierung eine polnische Exilarmee aufgebaut. Die häufigsten Fluchtrouten führten über Jugoslawien und von dort über Italien oder das Mittelmeer – je nachdem, ob von der Regierung Mussolini ein Visum erhältlich war oder nicht.

Für die Bildung der geplanten Divisionen hätten die Flüchtlinge aus Polen jedoch niemals ausgereicht. Deshalb sah das französisch-polnische Abkommen vor, dass die polnische Exilregierung auch ihre in Frankreich wohnenden Staatsangehörigen mobilisieren sollte, und das waren seit dem Ende des Ersten Weltkrieges nicht wenige. Damals hatten die kriegsverwüsteten Landstriche im Norden des Landes viele Arbeitskräfte benötigt, vor allem in der Landwirtschaft und in den Kohlengruben. Tausende von polnischen Arbeitslosen wanderten in der Folge aus und liessen sich in Frankreich nieder. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges lebten dort beinahe eine halbe Million polnische Emigranten. Diese stellten denn auch rund drei Viertel der Soldaten in der polnischen Exilarmee. Lediglich die Kader rekrutierten sich hauptsächlich aus der polnischen Armee.

In der Normandie und im Departement Deux-Sèvres an der Atlantikküste entstanden Sammel- und Ausbildungslager für die polnischen Einheiten. Dort wurden die Polen unter primitivsten Bedingungen gehalten. Viele schliefen in ungeheizten Scheunen und auf Dachböden. Ebenso ungenügend war die Ausrüstung. Erst als Deutschland im Frühjahr 1940 Norwegen besetzte, erinnerte man sich wieder an die polnischen Truppen. Nun kamen Ausrüstungen und Waffen, allerdings grösstenteils aus dem Ersten Weltkrieg. Für Ausbildung blieb jedoch keine Zeit mehr übrig. Deutschland hatte Frankreich angegriffen. In aller Eile wurden die polnischen Divisionen an die Front verschoben, die 2. Schützendivision in die Gegend von Belfort. An eine Verteidigung war dort bereits nicht mehr zu denken. Bald war die Munition erschöpft. Was blieb, war der Rückzug über die Schweizer Grenze, bevor Frankreich mit Deutschland einen Waffenstillstand schloss.

In der Schweiz wurden die Polen wie Helden empfangen. Aleksander Wojciechowski hat die Stimmung karikiert: «Die Autos rollen der Ebene zu. Schon sind wir in Biel. Auf den Strassen stehen Scharen von Neugierigen. Sie schwenken Taschentücher, man vernimmt Rufe in verschiedenen Sprachen, in die Camions fliegen Blumen, Zigaretten.

Ich steige vom Camion, um meine steifen Beine zu vertreten. Sofort umringt mich eine Gruppe Einheimischer. «Wie viele Deutsche haben Sie getötet? Wo haben Sie gekämpft? Wie gross sind eure Verluste?» hageln die Fragen auf mich nieder. Besonderes Interesse erregt mein Helm. Er wandert von Hand zu Hand, und alle bestaunen die grosse Beule. «Kommt das von einer Granate?» «Das rührt wohl von einem Geschosssplitter her.» Die verschiedensten Theorien werden laut. «Er ist mir einfach auf den Boden gefallen und ist dabei etwas eingedrückt worden!» erkläre ich lachend. Einen Augenblick lang herrscht tiefe Bestürzung, dann regnen Schmähund Schimpfworte auf die französische Bewaffnung und – Zigaretten in meinen Helm.

Etwas abseits verbindet ein Sanitäter einen Kanonier. Welche Sensation! Die Frauen rufen voll wehmitigen Bedauerns in der Stimme: «Ein Verwundeter!» «Wie sie ihm den Kopf zugerichtet haben!» «Er kann nicht einmal stehen, der Arme!» Der Überschwang des Mitgefühls äussert sich am augenfälligsten an den Weinflaschen, Konserven und Schokoladen, mit denen der heldenhafte Krieger förmlich überschüttet wird.

«Wo hast du so auf den Schädel bekommen?» rufe ich durch das Gedränge. «An der Saône?» «An einer schönen Saône! Besoffen hat sich der Kerl und ist von seiner Kanone runtergefallen und hat sich dabei den Schädel angeschlagen», antwortet an Stelle des Gefragten der Sanitäter, der gerade sein Liebeswerk beendet hat. Mit grösster Ruhe liest er vom Boden die seinem Patienten dargebrachten Leckerbissen auf und verstaut sie in seinem Brotsack. Ein Glück, dass die Schweizer diese Antwort nicht verstanden haben, sonst wäre ihr Glaube an unser Heldentum sofort um mindestens 50 Prozent gesunken.

Immer mehr Leute sammeln sich um uns. Ein Bierwagen hält an und der Fuhrmann händigt jedem von uns eine Flasche Bier aus. Kaum habe ich zu trinken angefangen, da ertönt der Befehl zum Einsteigen. Unsere kleine Kolonne setzt sich wieder in Bewegung. Und ihr fliegen die Rufe nach: «Vive la Pologne! Noch ist Polen nicht verloren!» Einige Minuten später sind wir schon weit ausserhalb der Stadt und fahren einem unbekannten Ziel entgegen.»

Generalstabschef Huber unternahm am Spätnachmittag des 20. Juni eine Besichtigungsfahrt in den Jura. Hauptmann Prisi, der ihn begleitete, hielt unterwegs seine unterschiedlichen Eindrücke von den sich ins Landesinnere verschiebenden Internierten fest: «Lyss: Beim Süd-Dorfeingang begegnen uns zirka zehn französische Motorradfahrer ohne Begleitung. Chef lässt dieselben anhalten. Sie sagen uns, sie hätten Befehl, nach Interlaken zu fahren und ihre Kameraden, welche mit der Bahn verladen worden seien, dort zu treffen. Auf der Weiterfahrt nach Biel trifft man andauernd vereinzelte Motorfahrer, Personen- und Lastwagen in Richtung Bern. Dieselben scheinen keine genauen Befehle zu haben, sondern sie fahren einfach ins Landesinnere ohne Führung durch unsere Organe.»

In der Region Napf wurden unterdessen die Unterkünfte vorbereitet. Die Polen wurden in den Oberaargau und den Amtsbezirk Trachselwald gebracht, dazu in einige angrenzende Ortschaften im Tal der Emme sowie in den Kantonen Solothurn und Luzern.

In Sumiswald hatte der Gemeinderat nur der Ankunft der Vorhut zugeschaut. Zwei Tage später folgten rund 600 Mann des 1. Bataillons des 4.-polnischen Regimentes und am 3. Juli dann noch eine Sanitäts-Kolonne mit weiteren rund 130 Mann sowie 55 Personen- und Sanitätsfahrzeugen. Das Schwere Artillerie-Regiment blieb nur zwei Nächte in Sumiswald, dann wurden die Pferde wieder zusammengezogen und ins Seeland in die Quarantäne überführt, während die Offiziere und die Mannschaft ihre Unterkünfte räumen mussten und mitsamt Geschützen und Fahrzeugen nach Wasen disloziert wurden.<sup>9</sup>

Dass dieses Hin-und-Herschieben in Sumiswald kein Einzelfall war, zeigt ein Blick nach Rohrbach. Dort berichtete Gemeindepräsident Johann Lanz seinen Ratskollegen anlässlich der Sitzung vom 1. Juli über die bisher getroffenen Massnahmen wegen den polnischen Internierten: «Am 24. Juni gegen Abend sind 10 französische und polnische Offiziere in Rohrbach eingetroffen mit zirka 10 Soldaten. Es stellte sich dann heraus, dass diese nicht nach Rohrbach, sondern nach Gutenburg gehörten. Sie wurden durch die Kantonspolizei dorthin begleitet.

Am späten Abend des gleichen Tages sind dann mit Extrazügen polnische Soldaten eingetroffen [–gemäss Notizen des damaligen Gemeindevizepräsidenten Walter Marbott waren es 130 Kavalleristen und Artilleristen-] mit 117 Pferden. Für Mannschaft und Pferde mussten Kantonnemente eingerichtet werden. Die Mannschaft wurde in den Wirtschaftssälen und in Schulzimmern und die Pferde grössten-

teils in Tennen untergebracht. Am andern Morgen sind diese Truppen nach Ursenbach weitergezogen.

Donnerstag, den 27. Juni, abends 6.30 Uhr, sind mit Extrazug wieder polnische Soldaten, zirka 380 Mann, eingelangt und in den Wirtschaftssälen und Schulzimmern untergebracht worden, die Offiziere in Privatzimmern. Diese Truppen sind heute noch anwesend, für wie lange ist nicht bestimmt. »<sup>10</sup> In Huttwil und Ursenbach erinnern sich Gewährspersonen, dass vor den Polen Spahis einquartiert worden waren. Das waren berittene Soldaten aus den französischen Kolonien in Afrika, die durch ihre farbigen Uniformen besonders auffielen. Sie wurden später in der Region von Yverdon untergebracht.

Am 6. Juli, als eine erste Bestandesaufnahme gemacht wurde, befanden sich rund 9800 der 13000 polnischen Internierten in Dörfern in der Region Napf. Ihre Zahl stieg bis Ende September auf 10-400 an. Der grösste Teil von ihnen blieb bis im kommenden Frühjahr in dieser Region, wenn auch immer wieder Umgruppierungen vorgenommen wurden, weil zum Beispiel in einzelnen Gemeinden die Unterkünfte nicht wintertauglich waren.<sup>11</sup>

Die Belastung einzelner Dörfer wird aus einem Schreiben des Gemeinderates von Sumiswald deutlich: «Es sind in Sumiswald und Wasen total 1800 Mann der Bewachungstruppen und Internierten einquartiert, wobei die Einwohnerzahl der Zivilbevölkerung in beiden Ortschaften zirka 1700 beträgt.»<sup>12</sup>

#### 1. Frühsommer 1940

Die Polen traten im Juni 1940 in eine durch die deutschen Erfolge in Westeuropa zutiefst verunsicherte Schweiz ein. Die «Drôle de Guerre» im Winter 1939/40 hatte mit dem deutschen Überfall auf Dänemark und Norwegen am 9. April das erwartete Ende gefunden. Dänemark ergab sich kampflos. Am 10. Mai begann Deutschland den Westfeldzug ohne Rücksicht auf die Neutralität von Holland und Belgien, die noch im Mai kapitulierten. Die deutschen Kampfverbände umgingen so die Maginotlinie, den Verteidigungswall an der Ostgrenze Frankreichs. Am 10. Juni kapitulierte Norwegen, am 14. Juni wurde Paris kampflos besetzt. Am 22. Juni – zwei Tage nach dem Grenzübertritt der Polen – schloss das überrumpelte Frankreich den Waffenstillstand von Compiègne.

Auf den Pfingstsonntag, 11. Mai, einen Tag nach dem Beginn der deut-

schen Westoffensive, hatte der Bundesrat zum zweiten Mal in diesem Krieg die Generalmobilmachung angeordnet. Diese vollzog sich planmässig und ohne bemerkenswerte Störungen. Unter der Zivilbevölkerung der nördlichen Grenzregionen und der Grossstädte riefen die Gerüchte über eine bevorstehende Invasion der Schweiz jedoch Panikreaktionen hervor. Es kam zu einem eigentlichen Massenauszug vor allem der Leute, die damals bereits ein Auto besassen. Eine Huttwiler Tochter, die damals in Thun das Lehrerinnenseminar besuchte, berichtet von einer kaum abreissenden Kolonne hoch bepackter Autos, die sich Richtung Oberland bewegten.

In der Region Huttwil–Sumiswald spürte man diese Panik nur am Rande. Vor allem wer Bekannte in der Nordwestschweiz hatte, half diesen aus, indem man sie während der grössten Unsicherheit in der Stube beherbergte oder doch wenigstens den wichtigsten Hausrat bei sich unterbrachte. Einzelne Kaderleute aus der Wirtschaft besassen auch bereits Wochenendhäuschen in der Gegend, in die sie nun die Angehörigen in Sicherheit brachten.<sup>13</sup>

Während der folgenden Pfingstwoche erwartete man fast stündlich einen Überfall auf die Schweiz. Sie habe in ihrem Leben eigentlich nie Angst gehabt, erzählt die heute 98jährige Louise Aebi in Sumiswald, in jenen Tagen habe sie sich aber gefürchtet.

Die Reaktion auf die Bedrohung war unterschiedlich. Als Zeichen der Entschlossenheit zum Widerstand kann die Bildung von Ortswehren gewertet werden. Am 12. Mai 1940, also zwei Tage nach dem Beginn des Krieges im Westen, erliess der General Weisungen für die Organisation dieser Verbände in den Gemeinden, die vor allem gegen Saboteure und Luftlandetruppen eingesetzt werden sollten. Die aus dem Nichts geschaffene Organisation zählte Ende des Jahres insgesamt 2835 Wehren mit 127-563 Angehörigen. Auch in den Gemeinden der Region folgten schiesskundige Freiwillige dem Aufruf. In Huttwil wurden die Ortswehren von Huttwil, Eriswil und Wyssachen am 7. Juli vereidigt. In Sumiswald schauten von der Strasse her im Hintergrund bereits die internierten Polen interessiert zu. 14

Es gab aber auch massgebende Kreise, die die Zeit für eine Anpassung der Schweiz an die neuen Machtverhältnisse für gekommen hielten. Im Juli hielt der in katholisch-konservativen Kreisen einflussreiche Gonzague de Reynold vor der Generalversammlung des Schweizerischen Studentenvereins fest: «Alle dürften es endlich wissen, dass das Zeitalter des Parlamen-



Titelblatt aus einem Fotoalbum vom 6. Zug des Artillerieparks der polnischen Division für Albert Bieri, Ursenbach.

tarismus abgeschlossen ist, das System der Parteien überwunden, das Regiment der Meinungen zu Ende.» Die Schweiz werde sich als liberales Überbleibsel in Europa nicht behaupten können, meinte er; unser Land werde sich auf den Weg einer autoritären «Erneuerung» begeben müssen.<sup>15</sup>

Wie verbreitet derartige Anlehnungen an den deutschen Führerstaat waren, offenbart die Radiorede des Bundesrates vom 25. Juni, dem Tag, an dem der Waffenstillstand in Frankreich in Kraft trat. Sie wurde von Bundesrat Pilet-Golaz verfasst und von ihm auf französisch, von Bundesrat Etter auf deutsch und von Bundesrat Celio auf italienisch verlesen. Auch er äusserte sich über die «Anpassung an die neuen Verhältnisse»; man dürfe «ausgefahrene Wege nicht verwechseln mit Tradition», sondern müsse den Blick «nun entschlossen nach vorwärts wenden»; zur Rettung des Landes würden wichtige Entscheidungen getroffen werden müssen, «und zwar nicht etwa solche, über die wir vorher lange beraten, diskutieren und abwägen können», sondern «Beschlüsse, die gleichzeitig überlegt und rasch aufgrund eigener Machtbefugnisse zu fassen sein werden». Der «Zeitpunkt der inneren Wiedergeburt» sei gekommen, jeder müsse «den alten Menschen ablegen». «Die Ereignisse marschieren schnell: Man muss sich ihrem Rhythmus anpassen.» <sup>16</sup>

Der Bundesrat kündigte gleichzeitig eine teilweise Demobilmachung der Armee an. In Tat und Wahrheit wurden die unter den Waffen stehenden Truppen um zwei Drittel reduziert. Diese Demobilmachung erfolgte weniger aus den offen angegebenen volkswirtschaftlichen Gründen, sondern als Signal des guten Willens zu verständnisvoller Haltung gegenüber dem siegreichen Deutschen Reich. Seit die Geschichtsforschung die Pläne des Dritten Reiches gegenüber der Schweiz erforscht hat, weiss man auch, wie verhängnisvoll sich diese Geste hätte auswirken können: Während die Schweiz bis hinauf zum General während des Westfeldzug einem Täuschungsmanöver erlegen war, wurden nun von der Wehrmacht unter der Bezeichnung «Operation Tannenbaum» Skizzen für einen Feldzug gegen die Schweiz ausgearbeitet, die erst nach dem Krieg bekannt wurden.

Der rasche Zusammenbruch Frankreichs hatte umfassende Rückwirkungen. Er stürzte die Schweiz nicht nur in eine Periode militärischer Schwäche, sondern auch in eine tiefe moralische Krise. Willi Gautschi, Autor einer umfangreichen Biografie über General Henri Guisan, ist überzeugt, dass erst der Rütlirapport vom 25. Juli die Schweiz wieder daraus

herausführte. An diesem Tag berief der Oberbefehlshaber seine sämtlichen Kommandanten bis hinunter zum Bataillonskommandanten auf die historische Stätte über dem Vierwaldstättersee, um ihnen die neue Reduitstrategie als Reaktion auf den Einschluss durch die Achsenmächte zu erläutern. Gleichzeitig gab er der Armee die Parole des unbedingten Widerstandes aus.

Willi Gautschi beurteilt die Wirkung des Rütlirapportes wie folgt: «Der Rapport des Generals führte zu einer grundlegenden Wende in der inneren Haltung eines Grossteils der Armee und des Volkes: an die Stelle von Verzagtheit und Resignation trat die ruhige, bis fanatische Entschlossenheit, komme was wolle, einem noch so überlegenen Angreifer zu trotzen und, falls nötig, die Haut so teuer als möglich zu verkaufen. Der Rütlirapport ist zu Recht zum Begriff eines historischen Wendepunktes geworden. Durch den Rütlirapport wurde General Guisan zum Symbol äusserster Widerstandshaltung. Der General wurde dadurch auch zum geistigen Führer des Landes.» <sup>17</sup>

Durch einen Armeebefehl vom 25. Juli und eine am 28. Juli publizierte ausführliche Pressemeldung erhielt die ganze schweizerische Öffentlichkeit Kenntnis vom Rütlirapport. Auch viele Redner am 1. August beriefen sich in ihrer Ansprache auf die auf dem Rütli ausgegebene Widerstandsparole; so auch Hauptmann Studer, Kommandant eines mit der Bewachung der polnischen Internierten betrauten Bataillons, an der Bundesfeier in Huttwil. Gemäss seinen im «Unter-Emmentaler» zitierten Äusserungen hat er selbst daran teilgenommen.

Auch wenn die Geschichtsforschung gezeigt hat, dass die Angst vor einem deutschen Überfall in der Pfingstzeit 1940 auf einem Täuschungsmanöver beruhte, so ist diese doch bei einer Beurteilung der Reaktion auf die Internierung der 2. polnischen Schützendivision als Realität vorauszusetzen. Im Nachhinein ist man bekanntlich immer klüger. Die freundliche Aufnahme, ja die Begeisterung, die die Polen auslösten, erstaunt jedoch nicht nur vor diesem Hintergrund. Hinzu kommt, dass die offizielle Schweiz im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung allem Fremden gegenüber grosse Vorbehalte hatte und damit in bedrohliche Nähe zur nationalsozialistischen Rassenideologie geriet.

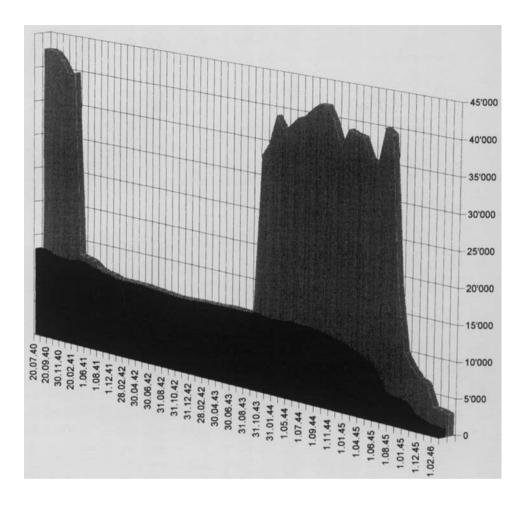
Exemplarisch kann dies an den demografischen Themen der Landesausstellung 1939 gezeigt werden, in denen das «Fremde» und «Andere» oft den Unterton der Bedrohung erhielt. Carl Brüschweiler schrieb im Landi-

Erinnerungsband: «In keinem anderen Lande haben sich die Ausländer so breit machen können, wie bei uns. Sehr viele von den Landesfremden, die als Ausländer «verschwunden» sind, sitzen noch unter uns, aber als Schweizer. Im ganzen haben 210-000 Personen ihren ausländischen Heimatschein gegen einen schweizerischen vertauscht. Sicher haben wir damit nicht lauter vollwertige Eidgenossen gewonnen.»<sup>18</sup>

## 2. Flüchtlinge und Internierte

Unter den gegen 300-000 Flüchtlingen, die während des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz offiziell registriert worden sind, gilt es zwischen zivilen Flüchtlingen und militärischen Internierten zu unterscheiden. Internierte sind militärische Flüchtlinge gemäss der 5. Haager Konvention von 1907. Als Internierte gelten Angehörige kriegsführender Truppen, die im Laufe von Kampfhandlungen freiwillig Zuflucht auf dem Gebiet eines neutralen Staates suchen und von diesem Staat aufgenommen werden. Als Militärperson galt, wer sich mit einer Uniform, einem Soldbuch, der Gefangenennummer oder einem anderen Ausweis einer fremden Armee legitimieren konnte. Für diese ging der Staat, der sie aufnahm, besondere Verpflichtungen ein. In der Bundesverwaltung ist zudem die Zuständigkeit anders geregelt: Während für zivile Flüchtlinge das Justiz- und Polizeidepartement zuständig ist, gehören Internierungen in den Aufgabenbereich des Militärdepartementes. Während des Zweiten Weltkrieges wurde dort ein besonderes Kommissariat für Internierungen geschaffen.

Militärinternierte – zu denen die Polen gehörten – machten mit rund 100-000 Personen rund 35 Prozent aller aufgenommenen Flüchtlinge während des Zweiten Weltkrieges aus. Rund 126-000 Personen waren kurzfristig Schutzsuchende – Kinder auf einem Erholungsurlaub, Grenzflüchtlinge. Lediglich rund 64-000 Personen waren zivile Flüchtlinge. Diese Zahlenverhältnisse widerspiegeln auch die offizielle Flüchtlingspolitik der Schweiz: Während Zehntausende von militärischen Flüchtlingen speditiv und selbstverständlich Aufnahme fanden, hatten die zivilen Flüchtlinge seit 1933 mit Schikanen und Erschwernissen der Grenz- und Fremdenpolizei zu kämpfen. Besonders betroffen davon war die prozentual relativ kleine Gruppe von jüdischen Flüchtlingen, die dem Vernichtungsfeldzug des Hitler-Regimes zu entkommen suchten.



Bestand der in der Schweiz internierten Militärpersonen während des Zweiten Weltkriegs. Grau: Total; schwarz: Polen.

Neben positiven und negativen Vorurteilen gegenüber den Flüchtlingsgruppen sowie dem Überrumpelungseffekt der über die Grenze drängenden Militärverbände dürften auch die unterschiedlichen rechtlichen Grundlagen zu dieser eigentlich grotesken Ungleichbehandlung der Flüchtlinge geführt haben: Während die Schweiz bei den zivilen Flüchtlingen, abgesehen von humanitären Grundsätzen, relativ freie Hand hatte, war sie bei den Internierten an die «5. Haager Konvention betreffend Rechte und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Falle eines Landkrieges» von 1907 gebunden, die der Bundesrat 1910 ratifiziert hatte. Unter dem Titel «Bei Neutralen untergebrachte Angehörige einer Kriegsmacht und in Pflege befindliche Verwundete» regelt deren zweites Kapitel in den Artikeln 11 bis 13 die Internierung fremder Militärpersonen in einem neutralen Staat.

Artikel 11 hält als grundlegenden Gedanken der Internierung das Recht (aber nicht die Pflicht) eines neutralen Staates fest, flüchtende Truppen einer kriegsführenden Macht aufzunehmen. Einmal aufgenommen, sollen die Internierten «möglichst weit vom Kriegsschauplatz entfernt» untergebracht, neutralisiert und daran gehindert werden, während des Krieges wieder in den bewaffneten Krieg einzugreifen.

Artikel 12 verpflichtet die neutrale Macht, «den bei ihr untergebrachten Personen Nahrung, Kleidung und die durch die Menschlichkeit gebotenen Hilfsmittel zu gewähren». Der Staat, dem die internierten Truppen angehören, hat nach Kriegsende für die Kosten der Internierung aufzukommen, allenfalls kann sich der internierende Staat am Kriegsmaterial, das den Internierten abgenommen wurde, schadlos halten.

Artikel 13 befasst sich mit der Stellung der entwichenen Kriegsgefangenen.

Während des Zweiten Weltkrieges können drei Phasen der Internierung unterschieden werden: Nach dem Grenzübertritt des 45. französischen Armeekorps hielten sich bis Ende 1940 rund 43-000 Internierte in der Schweiz auf. Anfang 1941 konnten die Franzosen wieder in ihr Heimatland zurückkehren, weil Frankreich mit Deutschland Frieden geschlossen hatte. Die Polen dagegen mussten bleiben, weil ihr Land nach wie vor im Kriegszustand mit Deutschland war. Eine weitere Welle von Internierungen löste die Kapitulation Italiens im Herbst 1943 aus. Im Spätsommer 1944 wurde mit fast 42-000 Internierten erneut ein Höchststand erreicht, der sich erst nach dem Kriegsende in Europa wieder richtig abzubauen begann. 19

## 3. Die Organisation in den Dörfern

Mit der offiziell propagierten Fremdenfeindlichkeit kontrastierte die Herzlichkeit, mit der die Internierten auch in unserer Region empfangen wurden. Zwar stellt der polnische Internierte Wiktor Stefaniak in seinen 1985 verfassten Erinnerungen fest, dass sich die Euphorie der Bevölkerung in Melchnau im Vergleich zu Biel in engen Grenzen hielt: «Die Dorfbewohner, meist Bauern, gingen ihrer gewohnten Arbeit nach, als ob nichts Besonderes geschehen wäre.» Trotzdem kümmerten sich viele Einwohner um die geprüften Ankömmlinge. Im Gemeinderatsprotokoll von Rohrbachgraben steht: «Unterm 27. Juni sind der hiesigen Gemeinde 80 Mann internierte polnische Soldaten zur Unterbringung zugeteilt worden. Dieselben sind in den beiden Schulzimmern des Schulhauses einquartiert worden. Da sie keine Wäsche und Socken hatten, ist vom Landfrauenverein eine Sammlung durchgeführt worden. Die zeitigte ein über Erwarten schönes Ergebnis, so dass alle Internierten mit der nötigsten Wäsche versorgt werden konnten.» <sup>21</sup>

Eine Frau aus Rohrbachgraben erinnert sich weiter: «Am Vorabend waren die Polen angekommen. Ich war gerade an den Vorbereitungen des Mittagessens, als eine Frau vorbeikam und berichtete, die Küche der Polen sei noch nicht eingetroffen. Diese hätten deshalb noch nichts zu essen erhalten. Ich hatte gerade einen Hafen mit Spinatsuppe über. So habe ich diese etwas gestreckt und einen zusätzlichen Kessel gefüllt. Mit diesem und einer Kelle fuhr ich mit dem Velo auf den Schulhausplatz. Sofort wurde ich von Soldaten umringt, die mit ihren Gamellen kamen. Jeder hat eine Kelle Suppe erhalten. Auch andere Frauen und Töchter kamen und brachten den Internierten zu Essen. Ein Tag später ist dann die Küche der Polen angekommen.»<sup>22</sup>

Die Sekretärin des Frauenvereins Sumiswald schrieb in ihr Protokoll: «Es kam Bericht, unser Dorf müsse eine grosse Zahl internierter polnischer Soldaten aufnehmen. Der Frauenverein wurde ersucht, Wolldecken, Bestecke, Mannshemden, Unterwäsche, Handtücher, Taschentücher, Socken usw. zu sammeln. Sogleich wurde dies organisiert, und bis zum Abend des 24. Juni haben die Samariterinnen bereits eine grosse Zahl Gaben eingesammelt.»<sup>23</sup> Louise Aebi erinnert sich an den Grund dieser Eile: «Die meisten Internierten hatten nur die Kleider, die sie am Körper hatten. Vieles war schmutzig und voller Läuse. Die Socken standen vor Dreck. Erst nachdem genug Ersatzwäsche gesammelt war, konnte mit dem Waschen begonnen werden. Gewaschen wurde vor allem im Gebäude der ehemaligen Spar- und Leihkasse an der Haldenstrasse. Dort stand ein grosser Kupferkessel. Es standen allerdings weder Seife noch Waschmittel zur Verfügung.»<sup>24</sup>

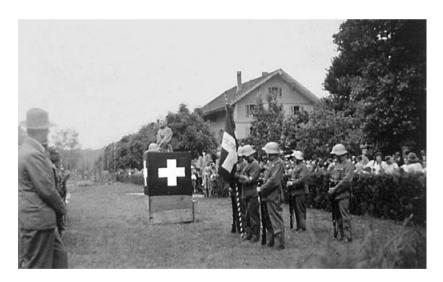
«Bschütti wär heilig gsi», beschreibt Louise Aebi das Wasser der ersten Wäsche. Ein Teil der Uniformen war derart verlaust, dass sie noch heute von den «lebendigen» Uniformen spricht.

Doch es sind nicht nur diese Einzelbeispiele, die beeindrucken. Ebenso gilt es die Leistung der Einquartierung insgesamt zu würdigen. In gut dreissig Gemeinden zwischen Berken und Rüderswil, zwischen Koppigen und Huttwil wurden bis am 6. Juli gegen 10-000 Soldaten untergebracht. Dabei konnten die Gemeinden nur auf wenig Unterstützung von seiten der Militärverwaltung zählen. Oberst Probst schreibt in seinem Schlussbericht des Kommissariats für Internierungen: «Als der Grosseinbruch des 45. französischen Armeekorps stattfand, musste zu 100% improvisiert werden, indem vorerst in aller Eile zwei weitere, nur generell, d.h. auf der Karte vorbereitete Regionen im Seeland und Napfgebiet zur Aufnahme der Internierten bestimmt wurden. Die Internierungs-Stäbe waren nicht zum voraus bestimmt, sondern mussten mühsam zusammengesucht werden, und die Personalfrage wurde damals schon akut. Die Bewachungsfrage war nicht gelöst. Irgendwelche Unterlagen oder Vorsorge in bezug auf Personal, Unterkunft, Baracken, Material, geistige und seelische Fürsorge, Arbeitseinsatz, Rechtsdienst waren nicht vorhanden. Der Berichterstatter verrichtete in jenem Zeitpunkt Dienst im Stab der neueröffneten Region Napf als Stellvertreter des Kommandanten der Region und erinnert sich noch heute mit Befremden an die Überrumpelung, die dieser Einbruch für die verantwortlichen Internierungs-Instanzen damals bedeutete.»<sup>25</sup>

Die «Weisungen über die Verwaltung der Internierten», die der Territorialdienst der Internierungsregion 2 des Armeekommandos am 20. Juni erliess und ausdrücklich als «provisorisch» deklarierte, regelten nicht viel mehr, als dass die Internierten in bezug auf Unterkunft und Verpflegung den Schweizer Armeeangehörigen gleichgestellt sein sollten. Die vorbereiteten Militärkantonnemente reichten jedoch für die Unterbringung bei weitem nicht aus. So mussten die Schüler von Rohrbachgraben bis in den Oktober hinein im Vereinshaus in Ganzenberg, auf dem Höhenzug ganz an der Westgrenze der Gemeinde, den Unterricht besuchen, weil das Schulhaus von den Internierten belegt war. In Auswil zogen es die Gemeindebehörden vor, die Internierten in zwei Gewerbeliegenschaften unterzubringen. In Leimiswil wurde ein grosser Teil der Polen vorerst in den Tennen von Bauernhäusern untergebracht. Weiler wie Käsershaus beherbergten während mehr als einem Monat bis zu 40 Polen. 26



Gruppenbild hinter dem alten Primarschulhaus in Sumiswald. Beinahe alle Polen hatten kein zweites Hemd, als sie ankamen. Bevor gewaschen werden konnte, mussten die Samariter eine Haussammlung durchführen. Die weissen Hemden stammen aus dieser Sammlung. Aufnahme Alfred Rohrer, Bern.



Vereidigung der Ortswehr Sumiswald im Juli 1940. Auf der Hauptstrasse im Hintergrund schauen die Polen interessiert zu. Aufnahme Louise Aebi.

In Wasen wurden 14 Kantonnemente inklusive Löchlibad und Hornbachpinte belegt, am 22. Juli kamen noch das Kurzeneipintli, Lüdernalp, Kuttelbad und Kueret hinzu. Auch ein Unterkunftsplan von Wasen, der sich im Gemeindearchiv von Sumiswald erhalten hat, gibt einen Eindruck von der Dichte der Belegung einer Ortschaft durch die Internierten. Eine Unterkunftsliste von Dürrenroth nennt im September folgende Kantonnemente: Restaurant Bahnhof (78), Restaurant Bären (54), Chalet (54), Baracke bei der Mühle (20), Schärer (17), Hirsbrunner (4), Röthlisberger (23), Furrer (4), Ruch (8), Wüthrich (15). Dazu kamen 40 Offiziere und höhere Unteroffiziere, die in Privatzimmern logierten, sowie 40 Internierte, die bei Bauern arbeiteten und dort untergebracht waren. Dabei war es mit den Kantonnementen allein nicht getan. Es brauchte KP-Büros, Essräume, Unterstände für die Küche, Krankenzimmer, Soldatenstuben, Arrestlokale, Magazine, Sportplätze und je nach Ausrüstung auch Parkplätze. Alles schliesslich nicht nur für die Polen, sondern auch für die Schweizer Wache, die je nach Grösse des Dorfes und der einquartierten Einheiten von einem halben Dutzend (Auswil, Oeschenbach) bis zu siebzig Mann (Sumiswald) zählen konnte.27

Wie eng Bewohner und Internierte nebeneinander auskommen mussten, illustrieren zwei Schreiben der Schulkommission und des Gemeinderates von Affoltern: «Die Gemeinde Affoltern i.-E. besitzt ein einziges Schulhaus im Dorf. Dieses ist gegenwärtig ganz von den internierten Polen belegt, d.-h. sämtliche 5 Schulzimmer, das Unterweisungszimmer und der Estrich werden von den Internierten beansprucht. Der Schulunterricht wurde diesen Sommer notgedrungen in die Säle der Gasthöfe in Affoltern i. E. verlegt. Die daherigen Räumlichkeiten sind jedoch für den Unterricht unzureichend und nicht geeignet. Manchmal muss der Unterricht vorzeitig abgebrochen werden, weil der Raum anderweitig benützt wird. Eine Klasse ist in einem extra geschaffenen Raum auf dem Schulhausestrich untergebracht neben einer Soldatenstube für die Internierten. Dazu benützen wir das Kochschulzimmer und eine Stube im sog. Flühli, die nicht beheizbar ist. Im Schulhaus sind zwei Lehrerinnenwohnungen, die nicht für sich abgeschlossen sind. Das ist für die Bewohnerinnen nicht angenehm.» <sup>28</sup>

Die Kantonnemente wurden – wie diejenigen der Schweizer Armee – mit Stroh eingerichtet. Mit Brettern wurden die Liegestellen abgegrenzt, mit Latten und Schnüren wurden Aufhängevorrichtungen für Kleider und Ausrüstung eingerichtet. Eine Fotografie aus einem Kantonnement im



Postordonnanz der polnischen Internierten mit Posthalter Werner Mumenthaler in Rohrbachgraben.



Polnische Internierte stehen beim ehemaligen Primarschulhaus in Sumiswald an, um das Essen zu fassen. Aufnahme Louise Aebi.

Schulhaus Ursenbach gibt einen Eindruck davon. Gekocht wurde auf fahrbaren Feldküchen, die die polnischen Einheiten mit sich führten. Meist wurden diese in Unterständen eingerichtet. Gegessen wurde aus Blechgeschirr, das jeder Soldat auf sich trug. Die Waschgelegenheiten befanden sich im Freien; meist wurde dazu ein langes Rohr installiert, das Löcher in regelmässigen Abständen aufwies, aus denen das Wasser in den darunterliegenden Kännel rann. Auch die Latrinen wurden in der Regel im Freien eingerichtet.

Für die Wäsche und das Flicken wurden Frauen beigezogen. Meistens übernahmen Gemeinnützige Frauenvereine oder Landfrauenvereine die Organisation, wobei polnische Soldaten als Helfer beigezogen wurden. Am 19.-August 1940 schrieb der Landfrauenverein von Affoltern dem Gemeinderat: «Trotzdem die Internierten zum Teil ihre eigenen Wäscher und Schneider sind, haben wir es als unumgänglich notwendig erachtet, ihnen jede Woche einmal richtig Wäsche zu machen. Es ist nötig, dass die Wäscherei organisiert vom Verein aus geschieht und nicht einzig dem Zufall und der privaten Initiative überlassen wird. In der gegenwärtigen für die Landfrauen arbeitsintensiven Zeit, ist es aber nur wenigen möglich, bei der Arbeit mitzuhelfen. Infolgedessen haben wir denn eine in Lohn arbeitende Wäscherin angestellt. Wir möchten Sie nun höflich anfragen, ob Sie uns an die entstehenden Kosten für Löhne und Wäschemittel einen Beitrag leisten oder irgendwie vermitteln könnten.» Der Gemeinderat entsprach dem Gesuch und übernahm die Kosten der Waschmittel sowie den Lohn für eine Wäscherin.29

Auch die Organisation der Soldatenstuben wurde diesen Vereinen übertragen. In Sumiswald konnte die Soldatenstube im alten Sekundarschulhaus am Sonntag, den 30. Juni, den Polen zur Benützung übergeben werden. Es war eine feierliche Angelegenheit unter Anwesenheit von Gemeindevertretern, polnischen Offizieren, dem Platzkommando und von drei Frauen vom Frauenverein. Die Schweizerische Volksbibliothek schickte 236 französische und deutsche Bücher, ohne Rückgabepflicht. Von einem Gönner wurde ein Radio geschenkt, ausserdem hatte es Zeitschriften und Spiele. Die einheimischen Papeterien sandten Schreibmaterial, der Christliche Verein junger Männer (CVJM) Briefpapier, Postkarten, Kuverts. «Kurz», schreibt die Protokollführerin, «der Geberwille war gross, und wir sind sicher, dass die Internierten sich glücklich schätzen, in unserem gastfreundlichen Dorf leben zu können.»<sup>30</sup>

# 4. «Concentrationslager» als Alternative?

Vor allem in militärischen Kreisen stiess der warme Empfang der Internierten durch die Bevölkerung auf wenig Gegenliebe. Der Chef der Nachrichtensektion im Armeestab schrieb am 22. Juni 1940 dem Chef des Generalstabes: «Die Art und Weise, in der französische Armeeangehörige zum Teil von unserer Zivilbevölkerung empfangen wurden, ist als würdelos zu bezeichnen. Aus der traurigen Episode wurde an vielen Orten mehr oder weniger ein Volksfest gemacht, das den tiefen Ernst, der in den gegenwärtigen Tagen sichtbar sein sollte, vermissen liess. Die französischen Soldaten werden wie Feriengäste aufgenommen, statt sie als das zu behandeln, was sie sind: Internierte einer fremden Armee, der gegenüber wir unsere Hochachtung, aber auch unsere Neutralität zeigen müssen. Namentlich in Biel und Neuenburg, aber auch anderswo, spielten sich direkt widerliche Szenen ab, die eine korrekte Zurückhaltung, namentlich der weiblichen Bevölkerung, empfindlich vermissen liessen. Ein genügender Absperrdienst war leider nicht organisiert.

Das Armeekommando hat bereits bestimmte Gegenmassnahmen ergriffen, um zu verhindern, dass der Kontakt, namentlich mit den internierten Soldaten, weiterhin möglich ist. Ob sich die Zivilbevölkerung an diese Weisung halten wird und wie weit Polizei und Truppe in der Lage sind, die Kontaktnahme zu verhindern, wird sich in den nächsten Tagen zeigen. Wir sind der Auffassung, dass möglichst abseits von grossen Ortschaften geschlossene Interniertenlager sofort zu bilden sind. Bei Unterkunft in Ortschaften sollten diese so durchgeführt werden, dass die Objekte einzeln oder zusammengefasst abgezäunt werden. Nicht nur der Bevölkerung und der Truppe, sondern namentlich auch den Internierten selbst sollte unter schärfster Strafandrohung jede Kontaktnahme ausserhalb des Lagers verboten werden. Post-, Telephon- und Telegrammverkehr wären zu zensurieren.»<sup>31</sup>

In Büren a.-A. hat man im Herbst 1940 versucht, diese Idee in die Wirklichkeit umzusetzen. Ein Lager mit 117 Baracken wurde dort auf einer Insel im alten Aarelauf aus dem Boden gestampft. 6000 Internierte sollten dort eine neue Unterkunft finden, aus sechs Küchen verpflegt werden, 28 Aborte mit Waschraum ihnen zur Verfügung stehen. Dazu kamen Sanitätsund Materialbaracken, ein Wachtturm, ums ganze herum Stacheldraht, für die Schweizer Wache ein eigenes Lager mit Büros, Kantine, Magazinen und 10 Polizeihundeboxen. Offiziell wurde der Ausdruck «Concentrationslager» verwendet. Auch aus der Region Napf wurden 2500 Internierte in dieses Lager verlegt, unter anderem 130 aus dem Lager Dürrenroth. 32 Von dort könnte auch der Internierte hergekommen sein, der erklärte: «Bevor wir

nach Büren kamen, waren wir im Emmental auf Bauernhöfe verteilt. Dort arbeiteten und lebten wir einzeln oder in Gruppen. Ich war in eine Familie integriert. Die Bäuerin und den Bauern sprach ich als damals 18jähriger mit Mutti und Vati an. Dann plötzlich brachte man uns hierher.»

Ein anderer, damals Unteroffizier: «Wir alle waren disziplinierte Soldaten. Aber als man uns hier hinter Stacheldraht einsperrte, fragten wir uns, was denn los sei. Wir waren ja keine Gefangenen. Unsere Soldaten ärgerten sich und kamen uns ausser Kontrolle. Dies ist das einzige, was ich den Schweizern vorwerfe. Der Stacheldraht, der Wachtturm, die Hunde und der Scheinwerfer während der Nacht, alles im Stil wie die Lager in Deutschland.»

Die Folgen blieben nicht aus: Nur zwei Tage nachdem das «grosse Werk» im Beisein von viel Prominenz in den Weihnachtstagen 1940 eingeweiht worden war, kam es zu einem Aufstand der Internierten. Die Wachen schossen, zwei Polen wurden verletzt, einer am Hals, dem anderen musste später ein Bein amputiert werden. Ende 1941 mussten auch die militärisch Zuständigen «die schwere Fehlbildung zugestehen, die das auf falscher psychologischer Basis und fehlerhafter Einschätzung der Betriebsschwierigkeiten entstandene Riesenlager darstellte». Das Lager wurde deshalb nie gefüllt. Der Höchstbestand betrug 3500 Internierte.<sup>35</sup>

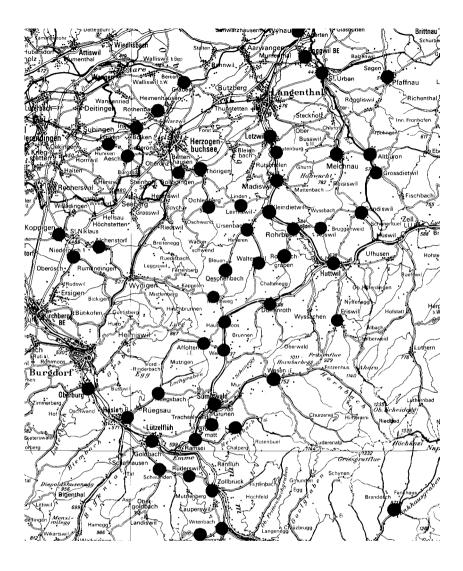
## 5. Lager-Alltag

«Nach dem Abendessen begebe ich mich auf einen Rekognoszierungsgang. Ich bin noch keine hundert Schritte weit, da hält mich eine Tafel an: <Internierte Halt!>

Dieses Stücklein Blech, das da am Wege mich angrinst, erinnert mich daran, dass ich ja kein normaler Mensch bin. Mein ganzes gegenwärtiges Sein ist in diesem einen Satz eingefangen: Internierte Halt!

Einige Buchstaben nur, und doch scheiden sie uns von der Welt, sperren uns in die Mauern einer baufälligen Fabrik, schaffen eine neue Gattung von Menschen – Internierte. Ihre Welt, ihre Träume, ihr ganzes Leben endet dort, wo die verhasste Tafel steht: Internierte Halt!»<sup>34</sup>

So beschreibt Aleksander Wojciechowski seine Empfindungen über die Einschränkung der Bewegungsfreiheit in den Interniertenlagern. Die Tafeln, die er erwähnt, standen vermutlich auch bei den Lagern der Region am Dorfrand. Praktisch überall findet man ältere Menschen, die sich noch



Standorte der Polen-Lager in der Region Napf (vgl. Tabelle mit Beständen S. 282/83). Karte reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom 1.11.1995.

an diese Tafeln erinnern. Von Wasen ist ein Unterkunftsplan des Lagers erhalten, in dem auch die Grenzen des Ortsrayons eingezeichnet sind, die die Internierten nicht überschreiten durften. Das eingezeichnete Gebiet umfasste das Dorf vom Bahnhof bis zum Mättelizopfen und hornbachaufwärts bis zur Stegmatt und zum Lugenbach. Von dort gab es einen schmalen Korridor entlang der Strasse bis zur Hornbachpinte, in der ebenfalls eine Batterie untergebracht war. Wie streng diese Grenzen bewacht wurden, scheint stark von der jeweiligen Schweizer Wache abhängig gewesen zu sein: Während die einen die Ortsausgänge und die wichtigsten Kreuzungen streng observierten und Übertreter rigoros verzeigten, scheint es bei anderen durchaus möglich gewesen zu sein, über einen erweiterten Ausgang mit Velo und Zivilkleidern – beides in allen Weisungen streng verboten – zu reden.<sup>35</sup>

Ein bemaltes Holzrelief aus Rohrbach geht auf die gleiche Thematik ein: Es zeigt zwei polnische Internierte, die neben einer solchen Tafel auf einem gefällten Baumstamm sitzen. Vom Heimweh oder anderen schweren Gefühlen geplagt, verbirgt der eine seinen Kopf in den Händen. Väterlich versucht ihn der andere zu trösten. Wie tief der Eindruck dieser Tafeln auf die Internierten ging, lässt sich daraus ablesen, dass Aleksander Wojciechowski seinem ganzen Büchlein den Titel «Internierte Halt!» gegeben hat. Er selbst war damals Gymnasiast. Wieviel tiefer mögen Familienväter, die in der Ungewissheit lebten, wie es ihren kleinen Kindern ging, das Festsitzen in einem der Dörfer im Emmental oder Oberaargau empfunden haben!

Zeitgenössische Quellen über das Erleben und Empfinden der Internierten sind recht dünn gesät. Einige Hinweise gibt ein Bericht der Militärzensur vom 23. Oktober 1940 (die Internierten mussten ihre Briefe offen der Feldpost übergeben, dann wurden sie von der Zensur überprüft): «Vorerst ist zu bemerken, dass sich unter den internierten Polen in letzter Zeit eine gewisse Unruhe, Nervosität und Zerfahrenheit bemerkbar macht. Der lange Aufenthalt in den Lagern, der Mangel an ständiger Arbeit, die Sehnsucht nach der Heimat und den Angehörigen sowie die unklare Zukunft tragen dazu bei, eine Hoffnungslosigkeit zu schaffen, die in vielen Fällen an Verzweiflung grenzt. Die Geschehnisse auf den Kriegsschauplätzen, welche die Wiederherstellung des einstigen Polen in eine weite Zukunft hinausschieben, haben zweifellos eine ungünstige Wirkung auf den allgemeinen Gemütszustand der hier internierten Polen ausgeübt. Aus dieser Hoffnungslosigkeit heraus sind die vielen Fluchtgedanken, die in letzter Zeit in den Briefen zum Ausdruck kommen, zu erklären.



«Limite pour les Internés», farbig bemaltes Holzrelief von Internierten aus Rohrbach.



Blick in ein Kantonnement im ehemaligen Schulhaus in Ursenbach.

Eine grosse Gereiztheit herrscht unter den Polen, die aus dem jetzigen Sowjetpolen stammen. Es erscheint dies verständlich angesichts der täglich eintreffenden, unendlich traurigen Berichte aus ihrer gewesenen Heimat: sie haben dort alles verloren; so ist den Internierten jegliche Hoffnung auf eine einigermassen normale Zukunft genommen worden. »<sup>36</sup>

Die Stimmung im Lager in Ochlenberg hat wiederum Aleksander Wojciechowski festgehalten: «Es regnet seit morgen früh. Auf dem aufgeweichten, schlammigen Wege kehre ich aus der Küche zurück. Bleischwere Wolken hängen über dem Land. Dunkel und trübselig steht der Wald und trieft von den Strömen des Herbstregens. Endlich erreiche ich das Kantonnement. Unser Wohn- und Schlafraum ist voll. An den Wänden entlang liegen mit Zeltbahnen bedeckte Strohhaufen. Die Holzeinfassungen lassen in der Mitte nur einen schmalen Durchgang frei. Beissender Zigarettenrauch verhüllt alle Gegenstände mit einem feinen Nebel. Um den Tisch sitzen eng zusammengedrängt die eingefleischten Kartenspieler; hinter ihnen ereifern sich ein paar Zuschauer: «Trumpf doch ab, du Nachtwächter!» «Einen schönen Knaster macht der! Ganze zehn Franken mit einem Stich!> Einer bricht in polterndes Schelten aus und durchwühlt seine Taschen. Da er kein Kleingeld mehr findet, verzieht er sich wütend. «Der wäre erledigt!» fliegt ihm das Lachen der Spieler nach. «Gut ausgebeinelt, wie?» Immer mehr Geld häuft sich in der Bank an. Jozek zieht die Karte, ein entscheidender Augenblick. Einen Moment lang herrscht Spannung, Stille, dann prasseln Freudenrufe, Spott, Flüche und gepfefferte Bemerkungen nieder.

«Versteckt die Karten, der Schweizer Kommandant kommt!» warnt der Zugführer, der in das Lokal hereinstürzt. «Schnell, schnell!» Das Geld wird vom Tisch gewischt, alle Spuren des Spiels verschwinden. Unschuldig liegt in der Mitte eine alte Bibel, die einer auf dem Estrich aufgestöbert hat. «In jener Zeit sprach Christus zu seinen Jüngern», buchstabiert einer auf deutsch. «Selig, die demütigen Herzens sind ...»

Die Gefahr ist vorbei, das Buch wandert wieder auf das Brett, wo es inmitten von Gamellen, Gabeln, Hemden liegt, der einzige Schmuck des Raums. «Weitergespielt, sie sind wieder gegangen!» kräht Worobec. «An die Arbeit, Jungen, an die Arbeit!» «Selig, die demütigen Herzens sind», wiederholt einer mit gähnender Stimme. Ich lege mich auf das Stroh und schaue zum Fenster hinaus. Langeweile, welche Langeweile, und kein Buch zum Lesen und keine Zeitung. An den Scheiben gleiten Regentropfen herab. Vor dem Haus läuft der schmale, schlammige Weg, unten liegt das Dorf, dahinter der Wald und die Berge. Alles ist vom Nebel überlagert, verschwimmt im strömenden Regen. Die ganze Welt scheint wie eine einzige Illustration zum Worte Herbstmelancholie. »<sup>37</sup>



Gottesdienst der polnischen Internierten bei einem improvisierten Altar in Ursenbach.



An einer mobilen Küche der Internierten in Sumiswald wird das Essen geschöpft. Aufnahme Friedrich von Steiger.

«Am Sonntag nach dem Frühstück revidiere ich meine Garderobe. Das alte Hemd drehe ich auf die andere Seite, so sieht es wenigstens wieder wie neu aus. Ich habe zwar ein neues bekommen vom Gemeindepräsidenten selbst, ohne Kragen und mit nur einem Knopf vorne, aber ich habe beschlossen, es für ein grösseres Fest aufzubewahren. «Heute wäre es eigentlich wieder einmal an der Zeit, sich gehörig zu waschen», schlägt Wacek vor. «Als guter Katholik lege ich gegen jede Sonntagsarbeit Verwahrung ein!» opponiert Karmin energisch. Aber er wird überstimmt und muss nachgeben. In missmutiger Stimmung geht er sein Handtuch holen. Mit diesem klingenden Namen bezeichnen wir die militärischen Bauchbinden, die gegenwärtig drei Funktionen versehen: als Lappen zum Auswischen der Gamellen, als Handtücher beim Waschen und als Halstücher an kalten Abenden.

Zur Badewanne bestimmen wir den Brunnentrog. Vor jedem Schweizer Bauernhaus steht so ein betoniertes «Gefäss», aus dem die Kühe trinken. Die Kühe sind gerade auf der Weide, der Bauer ist mit seiner Familie in die Kirche gegangen, so dass wir, ohne moralisches Ärgernis zu geben, uns ausziehen und unseren sündigen Adam baden können. Als erster startet Wacek. «Ei der Teufel, was für ein kaltes Wasser!» jammert der Unglückliche. Mich überläuft's schon beim blossen Gedanken an das bevorstehende eisige Bad. Aus dem Wasser ragt Waceks behaartes Bein. Die grosse Zehe glänzt, der Kopf in einer Seifenhaube taucht von Zeit zu Zeit unter, und dann vernimmt man es pusten und glucksen, der ganze Trog wackelt, bis schliesslich wieder der wirre Haarschopf zum Vorschein kommt.

Die armen Kühe werden von diesem Wasser noch draufgehen», versucht Karmin zu witzeln. «Mach' du uns nichts vor, sondern flink hinein!» dränge ich ihn. Er wehrt sich erst verzweifelt, doch schliesslich plumpst er in die Zementwanne. «Dass euch der Schlag treffe! Ihr lasst einem nicht einmal Zeit, die Unterhosen auszuziehen!» Mit seinen knochigen Händen reibt er sich die schmale, magere Brust und seift sich mit Todesverachtung ein. Die Vormittagssonne kommt hinter den Wolken hervor. Ein Strahl eilt über die Felder und bleibt verwundert beim Troge stehen; er guckt hinein, fällt auf die magere Wade Karmins und flieht an die gegenüberliegende Wand. Verzeihung, hier wird ja gebadet.

Nach vollzogener Waschung setzen wir uns im Schuppen auf einen Heuwagen und ziehen uns an. Mit Widerstreben fahre ich in die Stiefel, diese plumpen, spröden Stiefel mit nach oben gebogener Kappe. Aus dem für einen Kopf berechneten Halsloch schaut mein frischgewaschener Kopf. Vorne ist der Hemdenknopf, der einzige, so wie es nur eine Wahrheit gibt und ein Universum. Unsere Toilette ist beendigt, wir brechen auf ins Dorf hinunter. Gleich soll Morgenappell sein und Besammlung für den Kirchenbesuch. Auf der Strasse stehen die Soldaten herum in kleine Gruppen ge-

schart, plaudernd und rauchend. Von Zeit zu Zeit brechen einige in schallendes Gelächter aus, andere halten eine ernste Beratung ab, fluchen und spucken geräuschvoll aus.»<sup>38</sup>

Dem sonntäglichen Messebesuch, wie überhaupt dem religiösen Leben, wurde in der internierten Division grosser Wert beigemessen. Der Tag wurde beim gemeinsamen Appell mit einem Morgenlied begonnen und mit einem Abendlied abgeschlossen. Fotos zeigen Gottesdienste sowohl im Freien, wie auch in offensichtlich improvisierten Kapellen. Zu einem eigentlichen religiösen Zentrum wurde die erst 1939 eingeweihte katholische Kirche an der Südstrasse in Huttwil. Hier besuchten die Einheiten bis nach Affoltern und Trachselwald am Sonntag den Gottesdienst. Oft benützten auch die in Huttwil untergebrachten Stabsoffiziere die Zusammenkunft so zahlreicher Soldaten für eine Orientierung. In einigen Gemeinden – so in Sumiswald, Rohrbach und Madiswil – öffneten aber auch die reformierten Kirchgemeinden ihre Gotteshäuser für die polnischen Internierten.

### 6. Internierten-Schicksale

Hinter der Internierung der 2. polnischen Schützendivision in der Schweiz verbergen sich gegen 13-000 Einzelschicksale von Männern, die durch die Kriegswirren aus ihrer Heimat vertrieben worden sind. Auf vier von ihnen soll hier stellvertretend näher eingegangen werden:

Oberstleutnant Franziscus Raczek, Kommandant der in Rohrbach internierten Polen, hat 1965 ein Buch über die Internierung in der Schweiz verfasst. Darin beschrieb er auch, wie seine Familie die Kriegsjahre überlebte: «Als sich die deutschen Truppen Warschau näherten, wurde ich zusammen mit dem Personal des Kriegsministeriums nach Südostpolen evakuiert. Meine Frau, unser sechzehnjähriger Sohn und die erst anderthalbjährige Maria flüchteten von Warschau nach Lwòw, wo sie bei einer befreundeten älteren Frau, Frau Sobolewska, Unterkunft fanden. Wenige Tage später rückten im Einvernehmen mit den Deutschen die Russen in Polen ein. Es gelang mir, mich der Gefangennahme zu entziehen und die ungarische Grenze zu überschreiten.

Im Frühjahr 1941 begannen die Russen mit den Deportierungen. Meiner Frau und meinem Sohn wurde in der Nacht eine nur anderthalbstündige Frist gegeben, um die allernötigsten Sachen einzupacken. Da meine Frau befürchtete, dass die kleine Maria die Härten der Deportierung nicht überstehen würde, hatte sie das Kind rechtzeitig bei guten Nachbarn versteckt. Frau und Sohn gelangten nach dreiwöchiger Reise in einem verschlossenen Viehwagen in ein Zwangsarbeitslager in der Provinz Archangelsk. Sie wohnten dort in äusserst primitiven Verhältnissen und mussten als Holzfäller arbeiten.

Die erste Nachricht von ihrer Deportierung liess mir Marias Vormund, Frau Sobolewska, durch geheime Vermittlung zukommen. Später übermittelte sie mir auch die Adresse des Lagers. Da ich es nicht wagte, unter meinem eigenen Namen zu schreiben, tat ich es in deutscher Sprache unter dem Namen von Herrn Sooder, meinem Zimmervermieter (die deutsch-russischen Beziehungen waren damals gut). Ein Paket (ein Kilo Schokolade), das ich von Rohrbach aus abschickte, kam nach ein paar Wochen in beinahe pulverisiertem Zustand aus Moskau zurück mit dem Vermerk «unannehmhar».

Schon gleich zu Beginn der deutsch-russischen Feindseligkeiten besetzten die deutschen Truppen Lwòw. Auf meine Briefe an Frau Sobolewska erhielt ich keine Antwort mehr. Ich erfuhr dann, dass sie gestorben war. Ich wandte mich nun an das Rote Kreuz in Genf mit der Bitte, mein Töchterchen ausfindig zu machen, und erhielt nach ein paar Wochen folgende Antwort: «Ihre Marie lebt, sie ist gesund, es fehlen ihr Winterkleider.» Ich schrieb darauf an Marias Paten, Dr. Przycki, in Rabka (Südwestpolen), er möge das Kind zu sich nehmen. Sechs Jahre lebte Maria dann bei ihm.

Gemäss dem Vertrag zwischen der Londoner Emigrationsregierung (General Sikorski) und Sowjetrussland (Molotow) wurde im Juni und Juli 1941 ein Teil der Deportierten aus den Lagern entlassen. Es sollte auch eine polnische Armee geschaffen werden. Wer immer davon hörte, versuchte mit allen Mitteln, zu dieser in Südrussland entstehenden polnischen Armee zu stossen. So auch meine Frau und mein Sohn. Fünf Wochen waren sie unter mannigfachen Abenteuern und Entbehrungen unterwegs, bis sie nach Usbekistan gelangten. Dort erkrankte der Sohn an Typhus, und wegen Komplikationen und Mangel an Medikamenten musste er zehn Wochen in einem improvisierten Spital verbringen, bis er schliesslich in die polnische Armee aufgenommen wurde. Meine Frau wurde zuerst nach Kasachstan und dann wieder nach Usbekistan in eine Kolchose zu Landarbeiten geschickt. Sie hauste dort mit ihrer Freundin, die ihren Mann und den sechsjährigen Sohn verloren hatte, in einem Viehstall unter unbeschreiblichen Verhältnissen. Eine Geldsumme von 100 Franken, die ich durch Vermittlung der polnischen Gesandtschaft in Bern an das polnische Komitee in Semipalatinsk schickte, ging verloren.

Nach langwierigen Verhandlungen erreichten die Alliierten bei Stalin, dass die



Grosse «Polenwäsche» auf dem Platz vor dem ehemaligen Schulhaus in Ursenbach.



Oberstleutnant Franziscus Raczek (Mitte) mit Offizieren der Schweizerwache an Ostern 1941 in Rohrbach.

polnische Armee unter die britische Verwaltung nach Persien evakuiert wurde; auch die Familienmitglieder der Soldaten durften sich dem Exodus anschliessen. Mein Sohn machte nun in Irak die Militärausbildung durch, während meine Frau einige Wochen im Lager in Teheran blieb. Dann wurde sie nach Karachi (Pakistan) und darauf nach Tanganjika in ein Flüchtlingslager bei Arusha transportiert. Dort blieb sie sechs Jahre lang. Mein Sohn nahm in der Folge unter General Anders an den Kämpfen am Monte Cassino teil. Ich vernahm in der Schweiz von den schweren Verlusten in diesen Kämpfen. Meine Briefe blieben indessen ohne Antwort. Erst als ich in der Haute Savoie die polnische Einheit im französischen Maquis kommandierte, erhielt ich durch Vermittlung des Vatikans die Nachricht, dass mein Sohn verwundet in einem Feldspital weile.

Im Jahre 1948 konnte ich in England endlich wieder meine ganze Familie versammeln. Wie es mir gelungen ist, Maria aus Polen herauszuholen – in einer Zeit, da fast niemand das Land verlassen durfte – ist eine weitere Geschichte, die ich beiseite lasse, da sie nicht mehr in die kummervolle Zeit der Internierung fällt. Ich erwähne auch noch, dass ein Brief an meine Frau in Tanganjika sechs Monate benötigte. Er musste die schweizerische, die deutsche und die englische Zensur passieren. Die Antwort meiner Frau dauerte beinahe ebenso lange. Wenn ich also meine Frau fragte: «Bist du gesund?», erhielt ich die Antwort darauf erst nach einem Jahr. »<sup>39</sup>

Unter den Internierten in Sumiswald befanden sich drei junge Burschen. Franz Fajfer, Felix Seidel und Marian Njewzeda gehörten zu den in Frankreich niedergelassenen Polen. Sie sind in Conde Macon, in der Nähe von Lille im Nordosten Frankreichs aufgewachsen und haben dort gemeinsam die Schule besucht. 1939 gehen sie nach Warschau in die zweijährige Rekrutenschule, wo sie vom Krieg überrascht werden. Über Ungarn und Rumänien gelingt ihnen die Flucht nach Frankreich, wo sie sich der polnischen Armee anschliessen. In Airvault, im Departement Deux-Sèvres, werden sie ausgebildet.

Nach dem Grenzübertritt der 2. polnischen Schützendivision werden sie zuerst in Sumiswald und dann in Lützelflüh interniert. Bei der Aufhebung des Lagers in Lützelflüh werden die drei Schulkameraden auseinandergerissen. Felix Seidel und Marian Njewzeda werden in den Kanton Graubünden verlegt. Sie arbeiten unter anderem in St. Peter, Rodels, Lays, Waltensburg und Obersaxen. Marian Njewzeda flieht aus Graubünden nach Italien, wo er in Bonifacio di Pistici in der Provinz Matera interniert wird. Als die deutschen Truppen sich aus Italien zurückziehen, wird er mit allen andern La-



Das «Polenkleeblatt» Franz Fajfer, Felix Seidel und Marian Njewzeda mit ihrer Sumiswalder «Tante» Louise Aebi.



Franz Fajfer beim Holzspalten für Familie Aebi in Sumiswald. Aufnahme Louise Aebi.

gerinsassen getötet. Felix Seidel kehrt nach dem Kriegsende nach Frankreich zurück, wo er heiratet.

Franz Fajfer wurde in Lützelflüh von seinen Kameraden getrennt und ins Tessin und später ins Wallis verlegt. Von dort flieht er im September 1941 über die nahe Grenze nach Frankreich. Über Marseille und durch ganz Frankreich erreicht er nach rund einem Monat wieder den Wohnort seiner Eltern. 1944 schliesst er sich den vorrückenden Alliierten an und macht ihren Vorstoss bis nach Berlin mit. Nach dem Krieg geht Franz Fajfer nach Warschau, wo er in einem Ministerium eine Stelle erhält. Seit 1947 lebt er in Stettin 40

# 7. Weisungen

Am 10. Juli 1940 schrieb Oberstleutnant Locher, der Kommandant des Infanterie-Regiments 34, den Gemeindebehörden, bei denen seine Wehrmänner zur Bewachung der Interniertenlager im Einsatz standen: «1. Der General hat mein Regiment zur Bewachung der Internierten befohlen. Diese Aufgabe fordert Takt und Verständnis auf der einen, strengste Disziplin und absolut korrekte Haltung von Militär und Zivilbevölkerung auf der andern Seite. Es geht um das Ansehen und die Ehre unserer Armee im allgemeinen und um diejenige unseres Landes im besonderen.

Ich habe es den Wehrmännern meines Regimentes zur Pflicht gemacht, mit ganzer Hingabe und Pflichtgefühl an die Lösung dieser nicht leichten Aufgabe heranzutreten. Diese Aufgabe, welche eine grosse Verantwortung in sich schliesst, stellt an jedermann, ob Militär oder Zivil, bedeutende Anforderungen.

- 2. Bei der Beurteilung unserer Handlungsweise, die ganz im Interesse unseres lieben Vaterlandes und unserer feierlich versprochenen Neutralität geleitet sein muss, darf nicht übersehen werden, dass es sich bei den Internierten nicht um Feriengäste handelt, sondern um Armeeangehörige kriegsführender Staaten. Sie unterstehen daher der militärischen Befehlsgewalt. Wir haben uns demzufolge jeder neutralitätswidrigen Handlung und Äusserung zu enthalten.
- 3. Bei der Erfüllung unserer Pflichten müssen wir leider nicht selten feststellen, dass ein grosser Teil der Zivilbevölkerung unsere Aufgabe und den Ernst der Zeit nicht genügend erfasst hat, sonst käme es nicht vor, dass:
- a) Schweizerbürger offen zugunsten der Internierten und gegen die korrekte Pflichterfüllung unserer eigenen Soldaten Stellung beziehen würden,
  - b) dass entgegen dem Befehl unseres Herrn Generals die Bevölkerung darauf be-

barren würde, mit den Internierten den engsten Kontakt anzustreben, der ganz sicher nicht im Interesse unseres Landes und seiner Neutralität liegt.

- c) dass den Internierten entgegen den erlassenen Befehlen Zivilkleider und Velos zur Verfügung gestellt würden, die meistens doch nur zur Umgehung der militärischen Ordnung und sogar zu Fluchtversuchen dienen.
- d) dass den Internierten entgegen den bestehenden Vorschriften immer wieder Alkohol verabreicht und Ausrüstungsgegenstände abgekauft werden.
- e) dass sich Frauenspersonen in unverständlicher Weise an die Internierten heranmachen, um sich dadurch körperlicher und seelischer Gefahren auszusetzen.

Einzig die Sorge um das Wohl unseres Landes und unseres Volkes drängt mich dazu, die sehr verehrten Gemeindebehörden zu bitten, uns in unserer gemeinsamen Aufgabe durch Aufklärung und Belehrung der Zivilbevölkerung zu unterstützen. »<sup>41</sup>

Dieser Brief ist ein Beispiel für eine ganze Reihe von Weisungen, mit denen die Militär- und Gemeindebehörden die Bewachung der Internierten zu regeln und damit den Vorschriften der Haager Konvention Nachdruck zu verschaffen suchten. Sie umfassen im wesentlichen drei Bereiche, von denen zwei auch im Brief von Oberstleutnant Locher vorkommen:

- Alle Massnahmen, die eine Flucht der Internierten erleichtern könnten;
- Massnahmen zur Umgehung der Überwachung, insbesondere der Postzensur;
- Kontakte zwischen den Internierten und der Zivilbevölkerung der Lagerstandorte.

Bettina Volland hat in ihrer Untersuchung über das Verhältnis zwischen Polen, Schweizerinnen und Schweizern drei Weisungen des Kommissariats für Internierungen miteinander verglichen und dabei folgende zeitliche Entwicklung festgestellt:

- Eine Weisung an die Zivilbevölkerung vom 3. August deckt bereits die wichtigsten Teilbereiche ab: Fluchthilfe, Geldgaben und Abkaufen der Ausrüstung.
- Wesentlich detaillierter sind Weisungen für die Ortschefs vom 1. Oktober. Sie präzisierten die Verbote, die jede Fluchthilfe und die Umgehung der Postzensur unterbinden sollten. Eingehender zu reglementieren versucht wurden nun die Kontakte zwischen Internierten und Zivilbevölkerung.
- Der nach der Farbe des Papiers benannte «Orange Befehl» vom 1. November 1941 fällt zeitlich bereits ausserhalb die Zeit der Internierung in

der Region Napf. Er war offiziell praktisch bis Kriegsende in Kraft und damit die am längsten gültige Weisung zu den Internierten. Wesentliche Neuerung, die bei den Polen einen Sturm der Entrüstung auslöste, war Artikel IV, der eine Ehe mit einer Schweizerin und «alle auf eine solche hinzielenden Beziehungen» untersagte. Allerdings wurde dieser Artikel mit der Zeit nicht mehr buchstabengetreu ausgelegt.<sup>42</sup>

Aus der Region hat diese Untersuchung neun weitere Weisungen zutage gefördert, die die von Bettina Volland skizzierte Entwicklung ergänzen, zum Teil auch revidieren. Acht dieser Weisungen stammen aus den ersten Wochen der Internierung bis zum Erlass der ersten Weisung des Kommissariats am 3. August. Die neunte datiert vom 15. Januar 1941. Erlassen wurden sie mit einer Ausnahme von Gemeindebehörden, Ortskommandos oder den mit der Bewachung beauftragten Militäreinheiten.<sup>43</sup>

In diesen Weisungen stehen die Vorschriften zum Kontakt zwischen Internierten und der Zivilbevölkerung eindeutig im Vordergrund: Internierte in ihren Kantonnementen besuchen, sie zu einem Besuch empfangen, ihnen Geld oder Naturalien aushändigen, Gutscheine an Zahlungs Statt abgeben, ihnen Ausrüstungsgegenstände abkaufen oder sich solche schenken lassen. Fluchthilfe taucht im Brief von Oberstleutnant Locher zum ersten Mal explizit auf. Vorher wird nur das Tragen von Zivilkleidern berührt, wobei dies nicht ausdrücklich mit Fluchtversuchen in Verbindung gebracht wird. Noch später setzen die Bestimmungen zur Umgehung der Postzensur ein. Es fällt zudem auf, dass die Weisungen des Kommissariats weder in den lokalen Archiven neben den dortigen Weisungen auftauchen, noch ein inhaltlicher Einfluss auf diese feststellbar ist. Es scheint also, dass jede Instanz für sich Weisungen erliess, wenn Probleme auftauchten. Diesen Eindruck bestätigen die zahlreichen Publikationen zu Einzelproblemen, die Gemeindebehörden im Amtsanzeiger erliessen, wenn Reklamationen auftauchten.

Eine «Hitparade» der Bestimmungen in den acht lokalen Weisungen zeigt folgendes Bild:

- 1. Besuche bei Internierten und in deren Kantonnementen; Erwerb/ Schenkung von Ausrüstungen der Internierten (je 8 Nennungen).
- 2. Den Internierten Zivilkleider abgeben/Zivilkleidung tragen (6).
- 3. Internierte fotografieren (5).
- 4. Besuch von Internierten empfangen (4).
- 5. Internierten Fahrräder ausleihen; Internierten den Zutritt zu öffentlichen



Internierte beim Essen im Garten des Restaurants Bad Ey in Sumiswald.



General Bronislaw Prugar-Kettling inspiziert eine seiner Einheiten bei Grünenmatt, 1940.

Lokalen und Veranstaltungen erlauben; Abgabe von Gutscheinen an Zahlungs Statt (je 3).

- 6. Fluchthilfe leisten; Hilfe bei der Umgehung der Postzensur (je 2).
- 7. Internierten Landkarten abgeben; Telefonbenützung erlauben; Internierten Handwerkserzeugnisse abkaufen; Internierten privat Zimmer vermieten (je 1).

Zu den in allen Weisungen enthaltenen Verboten gehört der Erwerb von Ausrüstungsgegenständen der Internierten. Es ist bereits in einem Befehl von General und Armeestab enthalten, der im «Unter-Emmentaler» vom 25. Juni abgedruckt worden ist. Nach dem Wegzug der Internierten wurden die Gemeinden vom Materialoffizier der Region Napf ausdrücklich aufgefordert, zurückgebliebene Ausrüstungsgegenstände der Internierten ins Materialdepot nach Burgdorf zu senden. 44 Gerade an dieser Bestimmung lässt sich jedoch aufzeigen, dass die Weisungen nicht das tatsächliche Verhalten der Bevölkerung wiedergeben, sondern vielmehr auf weitverbreitete Verhaltensweisen hindeuten, die nicht nach dem Geschmack der Behörden waren. In Tat und Wahrheit setzte mit der Ankunft der Internierten ein schwunghafter Handel mit allem ein, was diese mit sich geführt hatten. Dazu gehörten Nahrungsmittel und Treibstoffe ebenso wie Uniformen, Velos, Werkzeuge und Waffen. Eine Motorkolonne, die mit ihren Lastwagen eine Nacht in Sumiswald Halt machte, habe am folgenden Morgen nicht mehr weiterfahren können, weil in der Zwischenzeit alles Benzin aus den Tanks verkauft worden sei, erzählt ein Mann aus Grünen.

Sogar Richtgeräte der Artillerie wären zu kaufen gewesen, ergänzt ein Mann aus Wasen. Wagenweise seien jeweils in der Nacht aus dem Magazin im «Grütli» Waren an kaufswillige Zivilpersonen verteilt worden. Die Kaffeesäcke, die sie den Internierten abgekauft hatte, reichten einer Familie in Dürrenroth für die ganze Rationierungszeit bis nach Kriegsende. Ein Mann aus Ursenbach sprach sogar vom «Ausverkauf», den er leider verpasst habe, weil er in den Aktivdienst einrücken musste. Eine Pistole zum Beispiel galt zwischen zwei und fünf Franken. 45

Durch die vielen uneinheitlichen Weisungen blieb die Rechtslage unklar und verwirrend. Zudem fehlten die Mittel, um die Vorschriften durchzusetzen. Auch Oberst Probst stellte in seinem Schlussbericht über das Interniertenwesen lapidar fest: «Weder die Internierten noch die Zivilbevölkerung wussten genau, was erlaubt war und was verboten war.»<sup>46</sup>

## 8. Kontakte mit der Zivilbevölkerung

Am 11. Oktober 1940 meldete Landjäger Ritz in Dürrenroth dem Bezirkschef der Kantonspolizei in Trachselwald: «Der unterzeichnete Landjäger konnte in letzter Zeit nun verschiedentlich feststellen, dass die Ehefrau sowohl die Tochter des R.-S., wohnhaft in Langenthal, des öftern nach Dürrenroth kommen. Der Zweck der Reise nach Dürrenroth ist ausschliesslich der Besuch von polnischen Offizieren. Anfänglich unterhielten sich die beiden mit polnischen Internierten auf offener Strasse. Seit ca. 3 Wochen werden die Rendez-vous im Gasthof zum Kreuz in Dürrenroth abgehalten. -Über das Verhalten der beiden Frauenzimmer wurde hierseits verschiedenes gemunkelt. Gemäss Befehl des Armee-Kommandos, ist der Besuch von Internierten verboten.»47 Wie eine Frau aus Dürrenroth ergänzt, hatten vor allem drei Musiker um den Pianisten und Chopin-Preisträger Aleksander Kagan regen Zulauf von Frauen aus Langenthal, auch in ihren Privatzimmern. Eine Gewährsperson aus Kleindietwil erinnert sich, dass die erwähnten Langenthaler Frauen auch dort im Restaurant Sternen Partys für sich und die Internierten gegeben haben. In Sumiswald führte ein Besuch des Damenturnvereins im Aufenthaltsraum der internierten Offiziere ebenfalls zu einem Rapport des Ortschefs. 48 In Dürrenroth hatte die Anzeige des Landjägers jedoch nicht eine Bestrafung der angezeigten Frauen zur Folge, sondern einen längeren Briefwechsel zwischen verschiedenen Amtsstellen, ob derartige Besuche nun eigentlich verboten seien.

Auch diese Episode zeigt, wie stark die Weisungen den Wünschen der Behörden entsprachen, und wie weit Vorschriften und Wirklichkeit auseinanderklafften. In der Tat sprechen viele Gewährspersonen von herzlichen Kontakten, die mit den Internierten in Gang gekommen sind. Sie bewahren Erinnerungsfotos auf, die ihnen die Internierten von sich und ihren Familien zurückgelassen haben. Verschiedene Kontakte haben bis heute angehalten, manchmal mit einem längeren Unterbruch während den Kriegsund ersten Nachkriegsjahren. Internierte, mit denen man nähere Bekanntschaft geschlossen hatte, wurden häufig auch zum Essen eingeladen. Wie spontan solche Begegnungen zustande kommen konnten, schildert ein Mann aus Huttwil: «Auf der Terrasse vor dem Haus meiner Eltern standen grosse Loria-Blumentöpfe. Diese mussten im Herbst in den Keller getragen werden. Der Vater konnte bei dieser Arbeit nicht mehr helfen. Deshalb suchte ich bei der Unterkunft der Polen in der alten Turnhalle nach Unter-

stützung. Die Wachtmannschaft liess dann einen Polen holen, der gut Deutsch verstand. Nach getaner Arbeit fragte dieser, ob man ihm nicht noch andere Beschäftigung hätte. Wir gaben ihm noch Holz zum Spalten. Er erledigte diese Arbeit um ein Trinkgeld.»

Aus Dankbarkeit hat die Familie den Internierten dann einmal zum Essen eingeladen, und dieser brachte noch einen polnischen Kollegen mit. Nachdem den Polen die offerierte Rösti vorzüglich geschmeckt hatte, folgten noch weitere Einladungen zu diesem Gericht. Diese seien jeweils ganz spontan erfolgt, erklärt die Gewährsperson: Wenn man einen der beiden im Städtli getroffen habe, habe man etwa gefragt, ob sie wieder einmal Rösti essen möchten, und dann seien sie gekommen. Probleme mit Wache oder Behörden habe es wegen diesen Einladungen überhaupt keine gegeben.

In Rohrbachgraben waren die Stuben eines Hauses in der Nähe des Schulhauses und in der Post am Sonntag regelmässig Treffpunkt vieler Polen. Beim Wintereinbruch wurden die Polen aus Rohrbachgraben nach Huttwil verlegt. An den folgenden Morgen erinnern sich Gewährspersonen noch genau: Wie eine braune Welle sei es über den Glasbachberg gekommen: Die Polen hätten ihre Familien besucht. Das habe einer Mutter den Spruch entlockt: «Das Blühen will nicht enden.» Eine Frau aus Rohrbach erinnert sich, wie sie jeweils von einem Internierten spazieren geführt wurde. Beim Lehrer und Chorleiter Max Bühler im gleichen Dorf gingen zwei knapp dem Schulalter entwachsene Polen ein und aus und wurden zu Hüterbuben für den damals neugeborenen ältesten Sohn. <sup>49</sup>

Folgende Episoden zeigen, wie weit die Hilfe der Bevölkerung gegenüber den Internierten bei der Umgehung der Weisungen gehen konnten:

In Gondiswil hat eine Arbeitslehrerin die Wäsche für die Internierten organisiert und ihre Schülerinnen dazu eingespannt. Eine Frau, die damals in Gondiswil zur Schule gegangen ist, berichtet, dass nach dem Wegzug der Internierten im Herbst nach Grünenmatt ein Haufen Wäsche zurückgeblieben sei. Sie habe darauf Benzin zusammengebettelt – was wegen der Rationierung streng verboten war. Es ist ihr jedoch gelungen, genug zusammenzubringen und auch noch einen kleinen Lastwagen zu organisieren, um den Polen ihre Wäsche zurückzubringen. Als Dank durften die Überbringer in Grünenmatt einer Theateraufführung beiwohnen.

Ein Pole, der in der Mühle in Ramsei arbeitete, wollte einen Schweizer Arbeitskollegen besuchen, der nach Flühli umgezogen war. Er zog die eben



Polnischer Internierter und Knabe aus Sumiswald. August 1942.



Polnische Internierte an der 1.-August-Feier in Ursenbach.

aus der Schule entlassene Schwägerin des Kollegen zu Rate. Diese organisierte Velos und Zivilkleider. Zusammen mit einem weiteren Polen und einer Schulkameradin wurde die Fahrt unternommen. Sie hätten gewusst, dass dies verboten sei und hätten deshalb während der Fahrt etwas Abstand gehalten, erzählte die Frau. Wenn etwas passiert wäre, hätten sie einfach nicht zusammengehört. Es ging aber alles gut, die Polen fielen in den Zivilkleidern nicht auf. Der Velotour wurde schliesslich sogar noch ein gemeinsamer Ausflug aufs Brienzer Rothorn angehängt.

In Rohrbachgraben hatte der Kommandant der Einheit als einziger ein Privatzimmer. Eines Tages kam auf der Laube in einer Schachtel sein Revolver zum Vorschein. Er hatte ihn dort versteckt. Darauf wurde die Waffe von der Familie beschlagnahmt. Sie lieferte sie jedoch nicht den Behörden ab, sondern versprach dem Leutnant, ihm seine Waffe wieder zurückzugeben, wenn er weiterverlegt werde. Das tat man dann auch. Später, als die Polen bereits in der Ostschweiz waren, klingelte es einmal mitten in der Nacht. Vor der Tür stand der Leutnant. «Ist mein Zimmer frei?» fragte er noch vor dem Gruss. Er hat dann dort übernachtet. Am nächsten Tag ging er weiter. Er war auf der Flucht Richtung Frankreich. Auf den Gedanken, ihn anzuzeigen, sei niemand gekommen, erklären die Gewährspersonen noch heute. <sup>50</sup>

Frieda Habegger aus Weier hat in einer kurzen Erzählung beschrieben, wie ihr damals 28 jähriger Mann einem heimwehgeplagten Polen aus Südfrankreich illegal über die Grenze verholfen hat: «Im Wallis, nahe der Grenze hatte Fritz Hofer einen Freund. Der musste ihm helfen! In einer lauwarmen Sommernacht – in der Luft schwebte der Duft von reifen Kirschen – verliessen morgens um zwei Uhr Stanislav Bogus und Fritz Hofer per Fahrrad das Dorf. In Spiez im Berner Oberland bestiegen die zwei den Frühzug via Lötschberg ins Wallis. Vorher noch wurde das Fahrrad von Stanislav retour geschickt. Das andere wartete, bis sein Eigentümer von der mutigen Expedition zurückkam. Die Grenze, die Heimat rückte näher für den Polen! Wenn doch nur alles gut ging! In der Rocktasche von Fritz Hofer steckte ein Reisepass und ein Militärdienstbüchlein; dieses hatte er von seinem Freund zuhause geborgt.

Am Bahnhof eines kleinen Walliserdorfes wurden sie von dem strammen Walliserbauern abgeholt. Dieser brachte sie gleich aufs Kommando-Büro der Grenzwache. Diese zwei Männer sind Freunde von mir aus dem Emmental, sie möchten gern den Stausee des Kraftwerkes Châtelard besichtigen. Es ging um eine Sonderbewilligung des Militärs, denn ohne eine solche durfte niemand ins Grenzgebiet. Die Bewilligung

wurde den beiden vertrauenserweckenden Männern ausgehändigt. Der Reisepass, das Diensthüchlein, alles in Ordnung! Diese Hürde war auch geschafft. Mit der Martigny—Chamonix-Bahn kamen die drei nach Châtelard. Eine Materialseilbahn brachte sie hinauf zum Stausee Barberine. Keiner der Männer zeigte Interesse für den See, obwohl doch dafür die Bewilligung eingeholt worden war. Der Walliser, dem die Gegend bestens bekannt war, wies Stanislav den Weg zur Grenze.

Herzlich umarmte der Pole Fritz Hofer, drückte und schüttelte beiden die Hände und eilte der Grenze zu. Er musste nun einige hundert Meter absteigen, steile Geröllhalden hinter sich bringen und dann konnte er in einen dichten Tannenwald verschwinden. Wie gehetzt jagte er weiter, sein Herz drohte ihm zu zerspringen, Hoffnung und Angst kämpften in seiner Seele. Hoffnung, doch bald bei seinen Lieben zu sein – Angst, er könnte immer noch, so nah am Ziel, aufgegriffen werden – bis aufs äusserste waren seine Nerven gespannt. Und endlich, oh Wunder, überschritt er die Grenze. Gerettet, daheim! Daheim in seinem lieben Frankreich! Im nächsten Dorf meldete er sich bei der Polizei, dort wurde er formell aus der Armee entlassen.

Im Osten kündigte sich blassgelb der neue Tag an, als Fritz Hofer müde aber zufrieden daheim ankam. Nur seine Frau wusste von der Entführung. Am andern Morgen erschien die Heerespolizei. Der Pole Stanislav Bogus wurde vermisst. Niemand wollte etwas über dessen Verbleib wissen. Nach einigen Tagen traf bei Hofers ein Brief aus Frankreich ein: «Überglücklich zuhause angekommen, hunderttausendfältigen Dank.»

Im kleinen Emmentaler Bauerndorf blieb das Verschwinden des Polen Stanislav Bogus für immer ein Rätsel.  $^{51}$ 

Im «Lied vom Bachtel» in seiner Rohrbacher Illustrierten vom September 1941 dichtete Max Bühler zu einem Bildchen mit einem schweizerischpolnischen Paar:

Von Polen sieht man tags in Wald fast keine,

die schaufeln in der Schlucht am Bache Steine.

Doch abends, da beginnt die Promenad'

allein, zu Zwein, zu Fuss und auch per Rad.

Am schönsten aber ist, was streng verboten:

Links sitzt der Stanislaus und rechts Charlotten.<sup>52</sup>

Flüchtige oder ernsthaftere Beziehungen, die sich zwischen Internierten und einheimischen Frauen anbahnten, führten in der Tat zu verschiedenen Interventionen der Behörden. Nur sehr vereinzelt haben Internierte nach der Aufhebung des Eheverbotes geheiratet und sind in der Region geblieben. An vielen ehemaligen Lagerstandorten wird man aber heute noch auf

Einwohner aufmerksam gemacht, deren Vater ein polnischer Internierter gewesen sein soll. Raczek relativiert allerdings die Verhältnisse: Gemäss dem Schlussbericht des Kommissärs für Internierungen wurden während dem ganzen Krieg den rund 100-000 internierten Militärpersonen bloss 230 ausserehelich geborene Kinder zugeschrieben. <sup>53</sup> In der Bevölkerung scheinen Paare zwischen Polen und Schweizerinnen auf keine Opposition gestossen zu sein. Diejenigen, die ich befragen konnte, sprechen im Gegenteil von vielfältiger Unterstützung, die sie beim Gang durch die Behörden erfahren haben, wenn es um die Heiratsbewilligung oder später um die Einbürgerung ging. Keines der mir bekannten Einbürgerungsgesuche wurde denn auch von der zuständigen Gemeindeversammlung abgelehnt. Ganz anders tönt es, wenn man auf die Behandlung der Gesuche durch die Behörden zu sprechen kommt.

An den Polen schätzten die befragten Gewährspersonen die Disziplin, die Sauberkeit und Ordnung, ihren Fleiss. Das hebt sie in der Erinnerung von den späteren Internierten, vor allem den italienischen Partisanen, ab. Zu Reklamationen Anlass gaben etwa allzu fleissiges Holzsammeln in den Wäldern, oder angebliches unerlaubtes Fischen in der Grüene.<sup>54</sup>

Häufiger als über die Internierten wurde und wird über die Bewacher der Schweizer Armee geklagt, die von ihrer sicher nicht einfachen Aufgabe überfordert waren. In Leimiswil musste sich der Gemeinderat Klagen aus der Bevölkerung annehmen, weil die Wachen auf die Internierten bei Spaziergängen oder beim Baden scharf geschossen hatten, angeblich um ein Fliehen zu verhindern. Der zur Rede gestellte Leutnant erklärte, eine andere Massnahme komme des Geländes wegen nicht in Frage ...<sup>55</sup> Eine Frau aus Huttwil erzählt: «Mit den Schweizer Soldaten, die die Internierten bewachten, haben wir auch allerlei erlebt. Bei uns wohnte einmal ein Freiburger Oberleutnant im Zimmer, der kam jeden Abend betrunken nach Hause; die Polen mussten ihn jeweils nach Hause bringen.» <sup>56</sup>

Es gibt jedoch auch Episoden der eher humorvollen Art, wie sie Jerzy Rucki in seinen Erinnerungen aus Zollbrück festhält: «Ganz zufällig – und hier ebenfalls dank meiner Schwäche für die Fremdsprachen – geriet ich in die Lage des «Helfers in der Not»: Im Zusammenhang mit einer Arbeit, an der einer meiner Grenadier-Kameraden seit Tagen grübelte, und zu deren Abschluss er irgendeine Kleinigkeit benötigte, wurde ich ins Dorf delegiert (mein Kamerad war bereits Offiziersaspirant, ich dagegen nur gewöhnlicher Grenadier) mit dem Auftrag, ihm diese Kleinigkeit zu besorgen. Im Nu er-



Willkommene Stärkung für polnische Internierte bei Feldarbeiten in Rohrbachgraben.

reichte ich den Laden, stürmte hinein ... und wurde Zeuge einer heiklen Szene: zwei Soldaten unserer Wachmannschaft hatten ebenfalls irgendein Anliegen an die Verkäuferin. Heftig gestikulierend, versuchten sie mit allen Mitteln zu erklären, worum es ihnen ging. Vergebens. Ohne Kenntnis der deutschen Sprache, brachten sie ihren Wunsch in Französisch zum Ausdruck. Die nur deutsch sprechende Verkäuferin ihrerseits war nicht in der Lage, zu begreifen, worum es ihren Miteidgenossen ging. Zum Glück gab es im Laden einen polnischen Internierten. Dank seinen Dolmetscherdiensten konnte das heikle Problem zur Freude aller Beteiligten rasch gelöst werden.» Eine ähnliche Episode wird aus Rohrbachgraben berichtet, wo die Logisgeber der Bewachungsmannschaft in der Schmiede kein Französisch verstanden und bei welschen Truppen auf die Übersetzungskünste der Internierten angewiesen waren, die beide Sprachen beherrschten.<sup>57</sup>

Dass die geschilderten Probleme mit den Bewachungstruppen keineswegs nur Einzelfälle waren, bestätigt Oberst Probst in seinem Schlussbericht über die Internierung: «Schwierigkeiten ergaben sich bei der Regelung des Verhältnisses der Internierten zur Zivilbevölkerung. In Dorflagern war ein hermetischer Abschluss selbstverständlich nicht möglich. Engherzige und ungeschickte Auffassung von Wachorganen verursachten viele schikanöse Eingriffe, sowohl bei den Internierten wie bei den Dorfbewohnern. Die herzliche Teilnahme, die weite Schichten unserer Bevölkerung am Schicksal der Internierten nahmen, das Bestreben, nach Möglichkeit die Not, die körperlichen und seelischen Leiden zu lindern, erweckte in den Internierten unvergessliche Eindrücke, die tief haften und in der Zukunft ihre Früchte tragen werden. 58

Von diesen Eindrücken sprechen auch die Abschiedsworte, die die Kommandanten der Internierten in Madiswil und Rohrbach an die Bevölkerung richteten. Major Leon Marchwicki schrieb aus Jakobsbad nach Madiswil: «Es ist schon lange her, dass ich mich unter Euch befand, damals waren meine Offiziere, meine Soldaten und ich selbst in grosser Not. Nebst den materiellen Bedürfnissen haben uns vor allem geistige Bedürfnisse gefehlt. Unsere Herzen waren überfüllt mit Sorgen um das Schicksal unseres Vaterlandes, unserer Familien und unserer Nächsten. An unseren Seelen riss der Schmerz der enttäuschten Hoffnungen, der Soldatenschmerz des verlorenen Kampfes. Psychisch waren wir ermüdet und moralisch niedergedrückt.

Und eben damals seid Ihr zu uns gekommen. Ihr kamet zu uns mit dem warmen Herzen, mit dem lächelnden Gesicht, mit dem Freundesblick in den Augen und mit der materiellen Hilfe. Obwohl wir Eure Sprache nicht verstanden, verstanden wir Eure Gesten und Taten. Ihr habt uns damals gesagt: Noch ist Polen nicht verloren. Das war unser erstes Zusammentreffen.

Und diese erste Begegnung entschied, was später war und sein wird, bis in die weiteste Zukunft. Und wir durften 5 schöne Monate in Eurem Dorf zubringen. Während dieser 5 Monate kann man fast jeden Tag als einen Beweis Eurer Güte bezeichnen. Eben, Ihr habt Euch bekümmert, um den Soldaten Arbeit zu geben und auf solche Weise ihnen mit der materiellen Hilfe entgegenzukommen. Eure Initiative mit der Eröffnung der Steinbrüche habe ich ebenso verstanden. Eben Ihr, mit Euren so geringen und so ausgenutzten Feldräumen habt doch ein Stück Feld gefunden für den Sportplatz.

Und die würdigen Madiswiler Frauen!

Wieviel guten Willen habt Ihr gezeigt, damit der polnische Soldat ein ganzes und sauberes Hemd auf dem Rücken hat und dass das Soldatenessen verbessert wurde und Abwechslung erfuhr.

Das waren die materiellen Beweise Eurer Güte. Und kaum lassen sie sich zählen,

die tausend freundlichen Worte, die brüderlichen Handschläge, das herzliche Lächeln, welches allein nur Wohlwollen, Herzlichkeit und Freundschaft waren, welche trösteten, stärkten und wiederbelebten. So habt Ihr dem polnischen heimatlosen Soldaten die herzliche Gastfreundschaft gegeben. Ihr gabet ihm das alles, was jedermann, besonders in schweren Zeiten seines Lebens am meisten benötigt. Ihr habt ihm die Familienatmosphäre geschaffen und wie Ihr nur konntet, seid Ihr mit Eurer Hilfe entgegengeeilt. Welchen tiefen Sinn enthielten Eure Worte, als Ihr uns «Unsere Polen» nanntet.

Und wieviel Dankbarkeit bin ich selbst Euch schuldig? Meine Arbeit als Kommandant in den Internierungsverhältnissen war nicht leicht. Ihr wart es, die in den schweren und schwierigsten Momenten meiner Arbeit mit der grössten Hilfe und Unterstützung geholfen habt. Für das Herz kann der Pole nur mit dem Herzen bezahlen. Ich will Euch heute versichern, dass Ihr mein Herz besitzt und besitzen werdet. Als ich voriges Jahr, am Tage Eures Nationalfestes, Euch sagte, dass nach dem Kriege eine Legende von dem goldenen Schweizerherz in Polen entstehen wird – hab ich in erster Linie an Euch, liebe Madiswiler, gedacht. »<sup>59</sup>

Ähnliche Worte fand an der Abschiedsfeier am 12. Februar 1941 in der Kirche Rohrbach Major Franziscus Raczek. Zum Schluss wandte er sich an die Jugendlichen: «Nun möchte ich noch zu den Schulkindern sprechen. Ich danke euch, liebe Kinder von Rohrbach, dass ihr immer gewesen seid so gut zu den Internierten. Viele Erinnerungen an unsere unglückliche Heimat sind uns geblieben wach durch euch. Wie oft konnte ich beobachten auf der Strasse, wie ein polnischer Soldat hat geführt an der rechten Hand ein Kind und an der linken Hand ein Kind. Und wie oft habe ich können hören: Dieses Mädchen gleicht meiner Tochter oder meiner Schwester, dieser Junge meinem Sohn oder meinem Bruder.»

Dass diese Worte nicht nur für Offiziere zutrafen, zeigt ein Ausschnitt aus einem Brief, den ein Internierter aus Sumiswald 1963 einem Angehörigen der Familie schrieb, bei der er im Arbeitseinsatz gewesen war: «Ja wenn ich so über die Zeit nachdenke, wo ich bei Euch in Oberfürten war, muss ich zugeben, dass die Jahre in der schönen Schweiz zu meinen schönsten Jahren im Leben waren. Wo ich nach Hause kam, musste ich wieder ziemlich hart anpacken und so habe ich als Bergmann bis 69 Jahre tief unten in der Grube geschafft. Jetzt kriege ich die Altersrente und seit 1958 arbeite ich nicht mehr.»

Lagerstandorte mit Bestände	en. 6.	Iuli 1940	his 30.	April 1941

Bugerstunderte m						Pini					
	67.	238.	289.	3110.	3011.	3112.	72.3	282.	33.	-	Bevölke- ing 1941
Aeschi SO	221	221	221	140	137	137	148				434
Affoltern iE.	323	330	330	301	96	112	137				1160
Häusernmoos	129	129	129	109							
Weier	165	161	161	170	25	82	74	105	218	$215^{4}$	
Alchenstorf	98										581
Altbüron LU	269	200	200	200							698
Auswil	103	102	102	97	93	91	94				507
Bettenhausen-											
Bollodingen	224	456	456	290	251	251	239				615
Dürrenroth	423	350	350	350	260	258	252	251			1287
Schmidigen-											
Mühleweg	6	80	80	76	66	60	64				
Eriswil			42	66	37	28	32				1812
Etziken	227	248	248	190	186	182	127				512
Gondiswil	206	305	305	305							953
Graben-Berken	150	152	153	126	127	127	113				365
Grossdietwil	197	200	200	167							816
Gutenburg		40									79
Hasle-Rüegsau			107	348	325	443	238	241	113		5529
Rüegsbach				95	95	95	92	88			
Huttwil	57	57	57	191	151	175	175	92	110		4364
Inkwil	248	243	243								444
Kleindietwil	180	150	150	147	125	121	129				469
Koppigen	209										1399
Leimiswil	331	333	333	296							545
Lotzwil	480	447	447	435	390	409	445				1931
Lützelflüh	424	447	447	447	482	415	440	440	331	850	3766
Grünenmatt	231	231	231	231	206	219	180	175			
Madiswil	502	630	630	289	288	280	280				1858
Melchnau	446	437	437	444	332	369	369				1444
Niederösch	85										333
Ochlenberg	149	158	158	150							872
Oeschenbach			62	2							332
Oberburg					213	213	210				2923
Pfaffnau	319	304	304	410	270	209	209				2407
St. Urban		50	120	103	69	61					
Röthenbach-											
Heimenhausen	225	237	237	219	205	203	190				662
Roggwil					187	184	185				3025
Rohrbach	409	415	415	386	336	358	356				1496
Rohrbachgraben	80	80	80	78							478

# Lagerstandorte mit Beständen 6. Juli 1940 bis 30. April 1941

	67.	238.	289.	3110.	3011.	3112.	72.3	282.	33.	-	Bevölke- ing 1941
Rüderswil/											
Lauperswil											5063
Rüderswil	302	193	193	69			5				
Emmenmatt			20	30	49	44	44				
Moosbad											
(Emmenmatt)			30	1	1	1	1				
Zollbrück		140	140	140	213	188	40				
Schwanden iE.		171									326
Sumiswald	1042	1002	1002	778	595	585	428	252			5638
Wasen	343	346	520	334	298	284	261	261			
Thörigen	147	146	146	153	151	156	154				661
Trachselwald	192	187	187	166	161	176	175	170			1335
Dürrgraben	200	222	222	180	165	172	170	169			
Trub (Fankhaus)			82	73	41						2173
Ursenbach	301	300	300	293							1057
Walterswil	140	140	140	127							670
Wynau					178	176	176				1440
Total	9777	10-040	10-417	9199	6803	6863	6226	2244	772	1065	

<sup>1</sup> siehe Emmenmatt

Am 12. Dezember 1941 sind in Burgdorf (52) und Niederösch (55) Lager aufgeführt, die zum Abschnitt Seeland gehören.

# Quellen:

- Interniertenlager Bestände
- Bestandesrapport Polen, Region Napf, 6. 7. 40. Bundesarchiv, E 27, Bd. 14-492, Faszikel «Polnische Internierte»
- Einwohner: Volkszählung 1941

<sup>2</sup> siehe Ursenbach

<sup>3</sup> In dieser Liste befinden sich auch vier polnische Lager mit 302 Internierten in vier Dörfern aus dem Amt Burgdorf, die seit dem 23. September 1940 mit französischen Internierten aufgeführt waren: Bäriswil (58), Hettiswil (44), Krauchthal (65) und Lyssach (135).

<sup>4</sup> inkl. Bühlfeld

<sup>5</sup> siehe Zollbrück

<sup>6</sup> siehe Dürrenroth

## Anmerkungen

- 1 Gemeinderat Sumiswald Protokoll, Bd. 58, Art. 2636. Internierte Akten Sumiswald, Vorbericht Rechnung Sumiswald 1940.
- 2 Internierte Akten Sumiswald, Brief abgestempelt 19. 6. 1940.
- 3 Wojciechowski Internierte, S. 7–11.
- 4 Befehl des Kommissärs für Internierungen vom 20. 6. 1940: Akten Landesverteidigung, Bd. 14-481, Faszikel Internierung Mai 1940.
- 5 UE, 22. 6. 1940.
- 6 Polen-Sammlung Aebi, Nr. 59. Ebenso in Internierte Akten Sumiswald, 22. 6. 1940.
- 7 Wojciechowski Internierte, S. 7-11.
- 8 Zitiert nach Gautschi Guisan, S. 196-200.
- 9 Internierte Akten Sumiswald, Vorbericht Rechnung Sumiswald 1940.
- 10 Gemeinderat Rohrbach Protokoll 1938-1942, S. 312/13.
- 11 Bestandesrapport Polen, Region Napf 6.-7.-1940: Akten Landesverteidigung, Bd. 14-492, Faszikel Polnische Internierte. Interniertenlager Bestände.
- 12 Schreiben des Gemeinderates Sumiswald an das Int. Lager M Dep 3. Div zuhanden des Ter Insp 2 vom 3.-9.-1940: Internierte Akten Sumiswald.
- 13 Mündliche Auskünfte.
- 14 UE 9.-7.-1940. Sammlung Aebi, Foto Nr. 83.1.
- 15 Zitiert nach der Besprechung des Buches «Aram Mattioli: Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz. Zürich 1994.» in «Der kleine Bund» vom 10. 9. 1994.
- 16 Zitiert nach Gautschi, Guisan S. 184–293.
- 17 Gautschi Guisan S. 184-293.
- 18 Nach Volland, Polen, S. 15/16.
- 19 Nach Volland Polen und Bonjour Neutralität.
- 20 Stefaniak Freiheit, S. 115.
- 21 Gemeinderat Rohrbachgraben Protokoll, Bd. 1937–1954, S. 59/60.
- 22 Mündliche Auskunft.
- 23 Zinn Frauenverein Sumiswald, S. 26.
- 24 Mündliche Auskunft.
- 25 Internierung Bericht, S. 1-4.
- 26 Mündliche Auskünfte; Hofstetter Leimiswil.
- 27 Internierte Akten Sumiswald, Vorberichte Rechnungen Quartiermeister Wasen und Sumiswald 1940 und Unterkunftsplan Wasen; Gemeinderat Dürrenroth Akten, Bd. 1940, Sitzung 9. Sept. 1940.
- 28 Internierte Akten Affoltern, 23/10, Schreiben vom 6. 9. 1940 und 24. 9. 1940.
- 29 Internierte Akten Affoltern, 23/10, Schreiben vom 19. 8. 1940; Gemeinderat Affoltern Protokoll, Bd. 1939–1943, S. 37/38.
- 30 Zinn Frauenverein Sumiswald, S. 40/41.
- 31 Akten Landesverteidigung, Bd. 14-449, Faszikel 1940.

- 32 Zahlen aus: Internierung Bericht, S. 10–31; und Gemeinderat Dürrenroth Protokoll, Bd. 1941–1944, S. 12.
- 33 Nach einem Zeitungsbericht von Jürg Stadelmann in der «Solothurner Zeitung», Sammlung Aebi Nr. 27.
- 34 Aus: Wojciechowski Internierte. Zitiert nach Raczek polnische Division, S. 19.
- 35 Mündliche Auskünfte.
- 36 Akten Landesverteidigung, Bd. 14-449, Faszikel 1940, Abschrift des Berichtes vom 29. 10. 1940.
- 37 Wojciechowski Internierte, S. 45.
- 38 Wojciechowski Internierte, S. 40-42.
- 39 Raczek polnische Division, S. 23-26.
- 40 Nach Fotos, Briefen und Notizen in der Polen-Sammlung Aebi.
- 41 Gemeinderat Dürrenroth Akten, Bd. 1940, Sitzung 5. August 1940.
- 42 Volland Polen, S. 106/107 und Anhänge 3-5.
- 43 Befehl des Platzkommandos Sumiswald an die Bevölkerung vom 26. Juni 1940; Befehle des Ortskommandos Sumiswald an die Internierten und die Bewachungsmannschaft vom 28. und 30. Juni 1940 (alle in Internierte Akten Sumiswald); Bekanntmachung des Ortskommandos (in: UE 2. 7. 1940); Merkblatt des Gemeinderates Sumiswald vom 2. Juli 1940 (Internierte Akten Sumiswald); Brief des Kdo Inf Rgt 34 an die Gemeindebehörden im Abschnitt der Bewachungstruppen (Gemeinderat Dürrenroth Akten, Bd. 140, Sitzung 5. August 1940); Merkblatt M Dep 3. Div vom 26. Juli 1940; Befehl des Generalstabs vom 29. Juli 1940; Brief der Hepo Langnau an die Gemeindepräsidenten und darauf basierender Aufruf des Ortskommandos Wasen vom 7. August 1940; Bekanntmachung an die Zivilbevölkerung des Internierten-Abschnittes Südwest (Goldbach, Lützelflüh, Sumiswald, Grünenmatt und Umgebung) vom 15. Januar 1941 (alle in Internierte Akten Sumiswald).
- 44 Schreiben vom 14. März 1941 in: Internierte Akten Sumiswald.
- 45 Mündliche Auskünfte.
- 46 Zitiert nach Volland Polen, S. 106.
- 47 Internierung Akten, Bd. 5/8, Nr. 68.
- 48 Mündliche Auskünfte, Internierte Akten Sumiswald, Schreiben des Ortskommandos an den Damenturnverein, 30. Juli 1940.
- 49 Mündliche Auskünfte.
- 50 Mündliche Auskünfte.
- 51 Frieda Habegger: «Der Pole», Kurzgeschichte des Monats, in: Der Schweizer Veteran, Nr. 6, Juni 1987.
- 52 Privatbesitz.
- 53 Raczek polnische Division, S. 20/21.
- 54 Gemeinderat Affoltern Protokoll, Bd. 1939–1943, S. 39; Internierte Akten Sumiswald, Schreiben der Ortskommandos Sumiswald und Wasen an den Gemeinderat vom 6. und 12. September 1940.
- 55 Hofstetter Leimiswil.
- 56 Tonbandaufnahmen 1982.
- 57 Rucki Emmentaler.
- 58 Internierung Bericht, S. 10-31.

- 59 Brief im Polenmuseum Rapperswil, zitiert nach UE, 23. August 1990.
- 60 Raczek Polen Abschied.
- 61 Brief in Privatbesitz.

# Literatur- und Quellenverzeichnis

### Literatur

- BONJOUR EDGAR: Geschichte der Schweizerischen Neutralität. Basel/Stuttgart 1970. Bonjour Neutralität.
- FUHRIMANN WERNER: Chronik von Oeschenbach. Oeschenbach 1991. Fuhrimann Oeschenbach.
- GAUTSCHI WILLI: Henri Guisan. Die schweizerische Armeeführung im Zweiten Weltkrieg. Zürich 1989. Gautschi Guisan.
- KOZLOWSKI NINA: Politische Orientierungsversuche in der Schweiz internierter polnischer Soldaten (1940–1945). München 1981. Kozlowski Orientierung.
- Kurz Hans Rudolf: Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Das grosse Erinnerungswerk an die Aktivdienstzeit 1939–1945, bearbeitet unter Mitwirkung berufenster Persönlichkeiten von Dr. H.-R.-K., Thun 1959. Kurz Schweiz 2. Weltkrieg.
- Kurz Hans-Rudolf: Dokumente des Aktivdienstes, hrsg. und kommentiert von H.-R.-K., Frauenfeld 1965. Kurz Dok Aktivdienst.
- LIBEREK STANISLAS: Témoignages. Sion 1978. Liberek Témoignages.
- MEYER-SALZMANN MARTA: Geschichte der Medizin im Emmental. Sumiswald 1979. Meyer Medizin im Emmental.
- RACZEK FRANCISZEK KSAWERY: Die Internierung der 2. Polnischen Division in der Schweiz vor 25 Jahren 1940–1945. London 1965. Raczek polnische Division.
- VOLLAND BETTINA: Polen, Schweizerinnen und Schweizer. Militärinternierte und Zivilbevölkerung 1940–1945. Zürich 1993. Volland Polen.
- ZINN INGE: Frauen-Verein Sumiswald. Festschrift zum 150-Jahr-Jubiläum 1844–1994. Sumiswald 1994. Zinn Frauenverein Sumiswald.

### Gedruckte Ouellen

- «Der Unter-Emmentaler», Huttwil. UE.
- Die Schweiz in Waffen. Grenzbesetzung 1940. Herausgegeben in Zusammenarbeit mit Offizieren, Unteroffizieren, Soldaten, Schriftstellern und Künstlern. Murten 1941. Schweiz in Waffen 1940.
- Polen und die Schweiz, ihre Beziehungen im Laufe der Jahrhunderte und während des Zweiten Weltkrieges. II. Teil: Fünf Jahre in der Schweiz, von Bohdan Garlinski. S. 35 ff. Solothurn 1945. Polen und die Schweiz.

STEFANIAK WIKTOR: Freiheit ist eine grosse Sache. Erinnerungen eines internierten Polen. Zürich 1985. Stefaniak Freiheit.

WOJCIECHOWSKI ALEKSANDER: Internierte Halt! Ein Lagerinsasse plaudert aus der Schule. Übersetzt von Alfred Loepfe. Wetzikon 1946. Wojciechowski Internierte.

# Ungedruckte Quellen

#### Bundesarchiv Bern:

Akten des persönlichen Stabes von General Guisan. E 5795. Guisan Stab Akten.

Die Internierung fremder Militärpersonen von 1940–1945. Schlussbericht des Eidgenössischen Kommissariates für Internierung und Hospitalisierung, dem Bundesrat im April 1947 erstattet, verfasst von Oberst Probst. Internierung Bericht.

Akten des Kommissariats für Internierung und Hospitalisierung. E 5791/1. Internierung Akten:

Bd. 5/1-ff.: Allg. Akten über die Polen.

Bd. 8/1-ff.: Allg. Akten.

Akten Landesverteidigung 1848-1950. E 27. Landesverteidigung Akten.

#### Gemeindearchive der Region:

Gemeinderat Affoltern Protokoll

Akten betr. Internierungen, 23/6 und 23/10. Internierte Akten Affoltern.

Gemeinderat Dürrenroth Protokoll

Gemeinderat Dürrenroth Akten

Gemeinderat Huttwil Protokoll

Gemeinderat Rohrbach Protokoll

Gemeinderat Sumiswald Protokoll

Internierte Akten Sumiswald:

- Gemeinderatsakten, Militärwesen:
  - Internierte polnische Einquartierung 26. Juni 1940–1943
  - Internierte, Arbeitseinsatz 1940-1943
- Militärwesen:
  - Internierte Kirchgemeinde Sumiswald, 1. Rechnung, 24. Juni–31. Dezember 1940, abgelegt von Quartiermeister-Stellvertreter Hugo Stettler, Kaufmann.
  - Internierte Kirchgemeinde Sumiswald, 2. Rechnung, 1. Januar–1. März 1941, abgelegt von Quartiermeister-Stellvertreter Hugo Stettler, Kaufmann.
  - Interniertenlager Wasen i.E., Generalrechnung 24. Juni–31. Dezember 1940, abgelegt von Quartiermeister Wiedmer.
  - Rechnung für das Interniertenlager Wasen i.E. vom 1. Januar bis 2. März 1941, abgelegt von Quartiermeister R. Ruch.

Gemeinderat Trachselwald Protokoll

Gemeindeversammlung Trachselwald Protokoll

Gemeinderat Rohrbachgraben Protokoll

Gemeinderat Ursenbach Protokoll

### Privatbesitz:

Sammlung von Fotografien, Akten und Objekten zu den polnischen Internierten, von Louise Aebi, Sumiswald. Polen-Sammlung Aebi.

Abschieds-Ansprache von Herrn Major Raczek in der Kirche zu Rohrbach am 12. Februar 1941, aus dem Gedächtnis wiedergegeben von Clara Bühler-Schaefer. Raczek Polen Abschied.

HOFSTETTER WALTER: Chronik von Leimiswil. Typoskript. Hofstetter Leimiswil.

RUCKY JERZY: Bei den wohlhabenden Emmentalern. Ausschnitt aus einer Autobiographie über die Internierungszeit. Typoskript. Rucky Emmentaler.

Kopien von Unterlagen der Feldpost betr. Interniertenlager und ihrer Bestände. Interniertenlager Bestände.

Tonbandaufnahmen der Seminaristinnen Meieli Grädel und Annemarie Schläfli mit Max Bühler, Rohrbach, Margrit Bühlmann, Huttwil, und Josef Levandowski, Huttwil, aus dem Jahr 1982. Tonbandaufnahmen 1982.

### Liste der Gewährspersonen:

Hans Adam, Eriswil; Louise Aebi, Sumiswald; Gottfried Ammon, Huttwil; Frieda von Ballmoos, Huttwil; Elisabeth Bätschmann-Minder, Lonay; Leo und Martha Bednarek, Lützelflüh; Walter Bernhardt, Huttwil; Alice Bigos-Mumenthaler, Affoltern; Walter und Trudi Brack, Huttwil; Johannes Bühler, Bern; Fritz und Rösli Christen, Rohrbach; Jan Czynsz, Grünen; Käthi Eggimann-Leuenberger, Dürrenroth; Ulrich Eggimann, Wasen; Berta Flückiger, Huttwil; Samuel Flückiger, Auswil; Hans Rudolf Grädel, Grünen; Marta Greub, Ursenbach; Elisabeth Gygax, Sumiswald; Otto Haas, Huttwil; Hans-Rudolf Hubacher, Ins; Elisabeth Jordi-Sägesser, Huttwil; Ernst Joss, Huttwil; Willi Kämpfer, Kleindietwil; Elly Käser, Kleindietwil; Maria Käser, Zürich; Annemarie Köchli-Minder, Muri; Fritz Kohler, Auswil; Vreni Künzli, Huttwil; Urs Läderach, Aarberg; Rolf Leuenberger, Huttwil; Maria Emma Mäder, Dürrenroth; Alice und Walter Marbot, Rohrbach; Lydia und Bertha Mumenthaler, Rohrbachgraben; Hansueli und Rosette Oberli-Reist, Sumiswald; Rudolf Richiger, Rohrbach; Paul Scheidegger, Sumiswald; Hans Schürch, Huttwil; Walter Stalder, Huttwil; Frieda Stoll, Sumiswald; Josef Stupka, Rohrbach; Frieda Widmer, Huttwil; Gertrud Wittwer, Ursenbach; Hans Wüthrich-Röthlisberger, Dürrenroth; Hans Wüthrich, Wasen; Hedi Zulauf, Rohrbach.

# NATURSCHUTZ OBERAARGAU 1994

#### KÄTHY SCHNEEBERGER

Beim Nachdenken über ein abgelaufenes Vereinsjahr steigen regelmässig die verschiedensten Gefühle in mir hoch: Freude über Dinge, die gelungen sind, Trauer über Missglücktes, Ärger über Anfeindungen. Als Aufmunterung für unsere Arbeit wähle ich für ein neues Vereinsjahr jeweils einen Leitspruch. Da ich im Brief einer Gemeindebehörde ungerechtfertigt beschimpft wurde, lautet das Motto für 1994: «Sich grün und blau ärgern bringt auch nicht Farbe ins Leben, sich grün verhalten aber schon.»

Gleich zu Beginn des Jahres 1994 hatten wir allen Grund, uns zu freuen, denn am 20. Februar wurde die Alpeninitiative, die von den Umweltorganisationen unterstützt worden war, vom Volk angenommen. Wie die berechtigten Anliegen grosser Bevölkerungsteile schliesslich umgesetzt werden, wird die Zukunft weisen.

Am 26. März durfte unser Verein die Delegierten des Naturschutzverbandes des Kantons Bern in Langenthal zur Jahresversammlung empfangen. An der Exkursion vom Nachmittag zeigten sich die Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus dem ganzen Kanton beeindruckt von der Schönheit und ökologischen Vielfalt der Brunnmatte, Roggwil.

«Was, diese zauberhafte Landschaft soll durch die Bahn 2000 zerstört werden? Das darf doch nicht wahr sein», hörten wir immer wieder. Noch ist in bezug auf die Linienführung der Bahn kein Entscheid gefallen. Die Menschen im Oberaargau hoffen selbstverständlich immer noch, dass die Vernunft, d.-h. die Variante Muniberg, siegen wird.

«Eine farbige Blumenwiese ist ein Tummelplatz für Schmetterlinge, Heuschrecken und viele andere Lebewesen. Beim Kraftwerk Wynau haben sich dank minimaler Pflege farbenprächtige, lebendige Wiesen entwickelt-... Blumenwiesen waren einst typische Lebensräume unserer Kulturlandschaft. Die Intensivierung und Mechanisierung der Landwirtschaft sowie die rege Bautätigkeit haben viele dieser Wiesen zum Verschwinden gebracht ... Nicht nur ein Kulturgut ist mit den Blumenwiesen verloren gegangen, sondern auch ein Lebensraum für verschiedene seltene Pflanzen und Tiere. Orchideen, Schmetterlinge, viele Vogelarten und andere Tiere waren hier einst heimisch.» All dies und viel mehr ist zu lesen unter dem Titel «Flower-Power beim Kraftwerk Wynau» im Strom-Heft 2/94 des EW Wynau.

Um unseren Mitgliedern diese einzigartigen Blumenwiesen zu zeigen, luden wir vor der Hauptversammlung vom 26. Mai ein zu einer Exkursion ins Naturschutzgebiet an der Aare beim Kraftwerk Wynau und in den Lebensraum Schwarzhäuserngrube. Weil es in Strömen regnete, improvisierte unser Vorstandsmitglied Dr. Jürg Wehrlin kurzfristig als Schlechtwetterprogramm einen interessanten Vortrag über Trockenstandorte. Nachdem es zu regnen aufgehört hatte, konnten wir doch noch zur Exkursion aufbrechen. Dem Zauber solcher Wiesen mit Wundklee, Wiesensalbei, Gänsefingerkraut, Margrithen usw. kann sich niemand entziehen. In der Schwarzhäuserngrube erläuterte Ernst Grütter, wie man seinerzeit die Illusion hatte, Kiesgruben als Ersatzlebensraum für die verloren gegangene Dynamik unserer Flusslandschaften zu gewinnen. Ohne intensive Pflege geht aber auch hier nichts, weil die Verbuschung sofort überhand nähme. Leider wurden die ursprünglichen Ziele, verschiedenen Amphibien, Geburtshelferund Kreuzkröten, aber auch anderen Tieren, z.-B. Uferschwalben, Lebensraum zu bieten, nicht erreicht.

Im anschliessenden geschäftlichen Teil mussten wir uns von zwei Vorstandsmitgliedern verabschieden. Christine Wächli hat mehr als 19 Jahre mitgearbeitet, zuerst als Kassierin, später als Protokollführerin. Hans Spychiger, der ebenfalls demissioniert hat, bleibt uns weiterhin als engagierter Betreuer der Pumpe für den Mumenthaler Weiher und als administrativer Obmann der freiwilligen Naturschutzaufseher erhalten. Mit Rolf Gasser, Rumisberg, Annette Geissbühler-Sollberger, Langenthal, und Andreas Schärer, Langenthal, haben wir glücklicherweise wieder drei motivierte Vorstandsmitglieder gefunden.

«Die Bauern sind Naturzerstörer», sagen manche Leute leichthin. «Die Grünen sind weltfremde Extremisten», tönt es von der anderen Seite. Nein, so einfach ist das nicht. Sicher besteht noch bei vielen Bauern ein Nachholbedarf in bezug auf Kenntnis der ökologischen Zusammenhänge. Zu lange hat man nur Mehrertrag gefordert und gefördert. Auf der andern Seite ist es nötig, dass die Naturschützer erfahren, mit welchen Problemen die Land-





Fledermäuse: Mausohr einzeln und in Kolonie. Foto Fledermaus-Studiengruppe Bern, Karl Zbinden. wirtschaft in der heutigen Zeit bei einem bewahrenden Umgang mit der Natur zu kämpfen hat. Unter dem Motto «Naturschutz und Landwirtschaft – gemeinsam zum Ziel» veranstalteten wir am 4. Juni mit dem «Nitrat-Team» vom Waldhof und der Landwirtschaftlichen Beratungszentrale Lindau ZH eine Flurbegehung im Allmen zwischen Lotzwil und Langenthal. Angesprochene Themenbereiche waren: Hecken als Lebensräume für Pflanzen und Tiere (wichtigste Strauch- und Tierarten einer Hecke, Tips zum Unterhalt), Artenzusammensetzung, Düngung und Nutzung von extensiven und wenig intensiven Wiesen und Weiden (Lebensraum für viele Nützlinge und seltene Arten), Massnahmen zur Verwirklichung ökologischer Anliegen im Ackerbau (Krautsäume, Wahl der Pflanzenschutzmittel, Wirkung der Nützlinge auf Schädlingspopulationen usw. Wir sind auch in Zukunft an einer Zusammenarbeit mit den Landwirten sehr interessiert.

Naturschutzverein Oberaargau, WWF Oberaargau und Volkshochschule Langenthal organisierten gemeinsam zwei Abende zum Thema «Fledermäuse». Für den 22. August war die Besichtigung einer «Wochenstube» angesagt. Fast 80 Personen nutzten die Gelegenheit, eine Kolonie des Grossen Mausohrs im Dachstock eines Pavillons der Klinik St. Urban zu besichtigen. Dr. Karl Zbinden, der Leiter der Fledermausstudiengruppe im Kanton Bern, wusste in seinem Diavortrag Spannendes über diese nachtaktiven fliegenden Säugetiere zu berichten. Trotz jahrelanger Beschäftigung mit diesen Lebewesen bleibt noch viel zu erforschen. Mit Hilfe von Detektoren konnten wir über dem Weiher in St. Urban das Jagdverhalten der Fledermäuse beobachten; anhand der transformierten Töne können die einzelnen Arten identifiziert werden.

Am 29. August referierte Alois Grüter, Altbüron, über praktischen Fledermausschutz. Bedroht sind diese Insektenfresser durch den Landschaftswandel der letzten Jahrzehnte, der eine Verarmung der Insektenfauna mit sich brachte. Es fehlen Feuchtgebiete, Hecken und artenreiche Wiesen mit genügend Nahrung sowie alte, hohle Bäume und ungestörte Estrichräume als Tagesquartier und Wochenstube. Bei der Isolation von Dächern gehen viele dieser Räume aus Unwissenheit verloren. Mit einfachen und billigen Massnahmen könnten solche Quartiere erhalten bleiben. Beim Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft ist unter Nr. 169 im Mai 1992 ein entsprechender Leitfaden herausgegeben worden. Wichtig wäre es auch, alte Bäume stehen zu lassen. Als Ersatz für fehlende Baumhöhlen können spezielle Fledermauskästen aus unbehandeltem rohem Holz dienen.

Das Thema Fledermaus konnten wir am 4. September bei der Exkursion zum Thema Naturwaldprojekt Wynau Höchi wieder aufnehmen. Kreisoberförster Rudolf von Fischer zeigte, wie eine Burgergemeinde gerade aus ökonomischen Gründen dazu kommt zu versuchen, einen Nutzwald zum Naturwald umzugestalten. Im Schutz von alten, sogar morschen Bäumen können junge Bäume nachwachsen und sich entwickeln. Es war ein spannender Morgen im Wynauer Wald, und es wäre interessant, den Ausgang dieses Projektes erleben zu können; aber es dauert wohl lange Zeit (Generationen), bis Veränderungen im ganzen Ausmass sichtbar werden.

Wir haben auch im vergangenen Jahr wieder mehr als 80 Baugesuche und im Rahmen des Mitwirkungsverfahrens verschiedene Ortsplanungsunterlagen studiert. Verbesserungen bei Bauten im Landwirtschaftsgebiet, die Erhaltung einer «Hostet» usw. können wir nur erreichen, wenn wir eine Einsprache machen, was allerdings recht selten geschieht und von den Bauwilligen leider oft nicht verstanden wird. Die Einspracheverhandlungen verlaufen aber meist sehr konstruktiv. Wie weit soll in der Landwirtschaftszone vermehrt gebaut werden können? Uns allen im Vorstand ist klar, dass es dann problematisch wird, wenn unberührte Gebiete plötzlich erschlossen werden sollen, wenn Mehrverkehr daraus folgt, wenn gewachsene Landschaften verändert werden. Im Moment läuft die Diskussion um eine Lockerung des Raumplanungsgesetzes. Ist es zulässig, wenn die zuständigen Behörden im Kanton Bern schon heute das noch gültige Gesetz nicht mehr ernst nehmen? Ist dies im Interesse der Landwirte?

Im Laufe des Jahres erhielten wir alle möglichen Anfragen: Was soll mit einem quakenden Frosch gemacht werden, wie könnte man ihn einfangen, wo aussetzen? – Wir haben einen verletzten Vogel gefunden, vielleicht einen Wellensittich; wer kann uns helfen? – Auf dem Hausplatz liegt eine Fledermaus: was sollen wir tun? – Ein Nachbar drängt darauf, dass die alte Eiche gefällt wird, weil deren Laub in seinen Garten fällt; können Sie helfen? – Wir versuchen, den Leuten zu raten oder weisen sie an zuständige Fachpersonen.

Nun bleibt mir noch zu danken: den freiwilligen Naturschutzaufsehern, die zusammen mit Schulklassen, Zivilschützern und freiwilligen Helfern auch im vergangenen Jahr viel Arbeit geleistet haben bei der Pflege und beim Unterhalt der kantonalen Naturschutzgebiete, beim Bachunterhalt, beim Pflanzen von Hecken usw. Dankbar sind wir für die erfreuliche Zusammenarbeit mit anderen Organisationen, dem WWF Oberaargau, der

Volkshochschule Langenthal, dem Naturschutzverein Rottal, der Wässermattenstiftung, dem Hochwasserschutzverband. Zu Dank verpflichtet sind wir all den Gemeinden und Firmen, die unsere freiwillige Arbeit im vergangenen Jahr mit Spenden unterstützt haben. Danke allen Mitgliedern, die dem Schweizerischen Bund für Naturschutz und damit auch uns die Treue halten. Meinen Kolleginnen und Kollegen im Vorstand danke ich herzlich für die gute und freundschaftliche Zusammenarbeit.

Ein lebhaftes, farbiges Jahr ging zu Ende, ohne dass wir uns grün und blau ärgern mussten. Aber grün verhalten wollen wir uns weiterhin. 1995 im Europäischen Naturschutzjahr und in den kommenden Jahren haben wir alle reichlich Gelegenheit dazu.

# HEIMATSCHUTZ OBERAARGAU 1994

#### WALTER GFELLER

In drei Sitzungen erledigte der Vorstand die laufenden Geschäfte und lud zur Hauptversammlung am 30. April in St. Urban ein. Nach dem geschäftlichen Teil führte uns Herr Pfr. Galliker durch die frisch renovierte Kirche. Mit feinem Humor verband er Wissenswertes mit Anekdotischem, so dass wir über die Restauration der barocken Klosterkirche nicht nur staunen, sondern auch schmunzeln durften. Damit erwies unsere Regionalgruppe dem 800 Jahre alt gewordenen Kloster St. Urban seine Reverenz.

Ein Besuch in St. Urban hatte auch die Regionalgruppe Bern auf ihrem Programm. Samstag, 12. November zeigte Dr. Valentin Binggeli (lange Jahre in unserem Vorstand tätig) die Wässermatten, bevor das Hauptziel St. Urban angesteuert wurde. Diesmal war es Dr. Ruckstuhl, der nicht nur den Kirchenraum mit dem Gestühl vorstellte, sondern auch den neu konzipierten Ausstellungsraum und den Festsaal. Ehedem seien die Gesandten des bernischen Patriziats die bevorzugten Gäste der Äbte von St. Urban gewesen ... Zwischen den Wässermatten, dem Essen im «Bären», Langenthal, und St. Urban führte der Schreibende die Reisegesellschaft durch Madiswil, am Birlihof vorbei nach Melchnau. Bei sonnigem Wetter entfaltete sich die Pracht der Dörfer und Landschaft und entlockte Staunen und Entzücken bei den Reisegästen. Das galt abschliessend auch für die Fahrt von St. Urban über Aarwangen – Bannwil – Berken – Heimenhausen – Herzogenbuchsee – Oberönz, bevor die Regionalgruppe Bern ihren Heimweg antrat. Der initiativen Präsidentin, Dorothee Schindler, sei hier für die Kontaktnahme mit unserer Regionalgruppe bestens gedankt.

Im Juli stand im Anzeiger Wangen die Abbruchpublikation eines Bauernhauses in Oberberken. Tatsächlich handelt es sich um die alte Öle. Der Vorstand besichtigte mit Herrn Heinz Zwahlen von der kantonalen Denkmalpflege die Bauten, welche in einem äusserst schlechten Zustand sind. Restauriert und rekonstruiert könnte ohnehin nur der gemauerte Öle-

raum mit Wasserzufuhr und Wasserrad werden. Ob und wie das möglich ist, evtl. verbunden mit Neubauten, wird den Vorstand und den Besitzer auch 1995 beschäftigen. Eine Dokumentation mit Massaufnahmen und Fotos hat die Öle Berken, einer der letzten Betriebe im Oberaargau, einstweilen vor dem Vergessen bewahrt.

Zeit zum Handeln ist auch bei der Wasserrad-Säge in Heimenhausen angesagt, auch sie der zweitletzte derartige Betrieb im Oberaargau. Die Einrichtung ist intakt, aber nicht mehr funktionstüchtig, das Dach leckt. Auch hier Arbeit für 1995.

Am 15. Dezember brannte die ehemalige Mühle in Thörigen aus. Das oberschlächtige Wasserrad nahm keinen zusätzlichen Schaden. – Durch Verfall und Brand unserer letzten Zeugen einstiger Wasserkraftnutzung gewinnt die Idee an Gestalt, einen «Wasserkraftpfad» zu errichten und alles noch Vorhandene mindestens von aussen zu zeigen.

Im letzten Jahresbericht habe ich über alte Schulhäuser geschrieben. Nach der Brandstiftung an der alten Sekundarschule Buchsi und dem Abbruch in Thörigen wurden an diesen Stellen sofort Parkplätze geschaffen. Nachfolgebauten sind hier wie dort keine in Sicht, dafür zwei hässliche Zahnlücken. Bestehen bleibt einstweilen das alte Dorfschulhaus Madiswil. Das freut jeden Heimatschützer in- und ausserhalb der Regionalgruppe!

Leider mussten wir im Oktober von einem sehr aktiven ehemaligen Vorstandsmitglied Abschied nehmen. In Sigriswil, wohin er sich mit seiner Gattin für den Lebensabend zurückgezogen hatte, verschied Peter Altenburger, Architekt und langjähriger Bauberater unserer Regionalgruppe. Der Schreibende erinnert sich gerne an die speditive und zugleich fundierte Arbeit, die Peter Altenburger als leitender Architekt bei der Renovation des Kornhauses Herzogenbuchsee geleistet hat, um hier eines unter vielen Beispielen aus seinem Wirken zu nennen.

Gerne möchte ich mich bei meiner Sekretärin und den Vorstandskollegen für ihre Mitarbeit bedanken. Speziell gilt das für die Bauberater. Ihre Tätigkeit ist nach wie vor das Fundament unserer Vereinsarbeit.